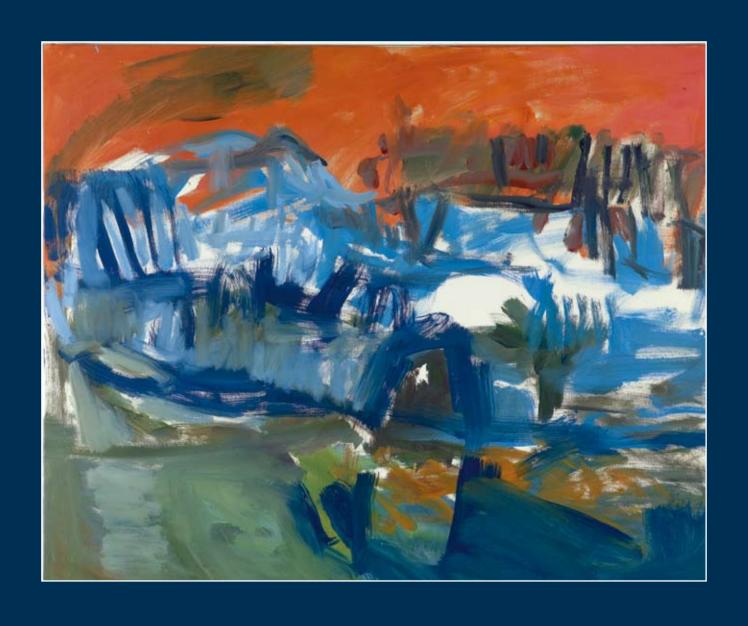
Jahrbuch des Oberaargaus 2007



Jahrbuch des Oberaargaus 2007

50. Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau

mit Unterstützung der Gemeinden

und des Amtes für Kultur des Kantons Bern/SWISSLOS

Umschlag: Max Hari, Raumbild, Acryl auf Leinwand

Geschäftsstelle: Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck: Merkur Druck AG, Langenthal

Ein aktualisiertes Sachverzeichnis sämtlicher Jahrbücher ist im Internet unter http://jahrbuch.oberaargau.ch zu finden oder kann bei der Geschäftsstelle zum Selbstkostenpreis bezogen werden.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
50 Jahre «Jahrbuch des Oberaargaus»	10
Zum 90. Geburtstag von Gerhard Meier	30
Auch Paris	37
«Diese Art der Begegnung mit dem Jura finde ich schön» Zur Arbeit «Auch Paris» und die Begegnung mit Gerhard Meier 5 (Robert Zemp im Gespräch mit Matthias Gabi)	56
Junges Schreiben im Oberaargau	66
Jakob Weder – ein anachronistischer oder visionärer Einzelgänger?	77
Die Landschaft um Aarwangen zur Zeit des Wynauersees	86
Grosse Bäume im Lotzwiler Hambüel Ein Spaziergang zu «Very Important Trees» (VIT)	07
Frühe Siedlungen, vier Burgen und ein spektakulärer Burgweg Die topographische Aufnahme der Lehnflue bei Niederbipp/Oensingen 12 (Jakob Obrecht, Füllinsdorf, Rudolf Glutz, Solothurn, und Christoph Reding, Brugg)	23

nienen böser, dann zu Rockwyl Die Anfänge des Täufertums im Oberaargau 1527–1542 Karl Stettler, Lotzwil (1915–1998) zum Gedenken (Hans-Rudolf Lavater, Erlach)	145
Mehr als 600 Jahre Kirche Walterswil Die Geschichte einer kleinen Landkirche	185
Als der erste Zug einfuhr 150 Jahre Eisenbahnlinie Olten–Aarburg–Herzogenbuchsee	213
2000 Lifte in 50 Jahren dank Pioniergeist und Frauen-Power Die Firma Lüthi-Aufzüge AG, Lindenholz	220
Weisse Pracht – weisse Last Die ungewöhnlichen Schneefälle vom 4. und 5. März 2006 (Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)	241
Neuerscheinungen	252
Organisation der Jahrbuchvereinigung	259
Stimmen zu 50 Jahren «Jahrbuch des Oberaargaus» Hans-Jürg Käser 9, Pedro Lenz 29, Marcel Cavin 65, Beat Gugger 76, Dori Steiner 85, Samuel Wegmüller 106, Charlotte Indermühle 122, Hedy und Peter Bögli 144, Ernst Zehnder 184, Heini Waser 212, Michael Ingold 219, Rudolf Wirth 240, Stephan Leuenberger 251	

Vorwort

Wie war das schon wieder, als sich die Idee zum «Jahrbuch des Oberaargaus» konkretisierte, in den grauen Vorzeiten des ersten Bandes von 1958? Valentin Binggeli, der Doyen unserer Redaktion, dessen Name bisher lückenlos im Impressum aller Jahrbücher steht, kennt diese Zeit nur vom Hörensagen. Geschäftsstellenleiter Erwin Lüthi betreut das Lager und Archiv vorbildlich, doch neben den Restbeständen der Jahrbücher findet man dort auch aus der Frühzeit der Vereinigung bloss einzelne Abrechnungen samt den säuberlich eingeordneten Belegen der Kassiere. Auch ein Blick in die bisherigen Jubiläumsbände – den fünften, zehnten, fünfundzwanzigsten – bringt wenig, das die Details zu den überlieferten Grundzügen erhellen würde. Es scheint, dass die Redaktion des 50. Bandes die erste ist, die die Geschichte des Jahrbuches in einem eigenen Beitrag würdigen wollte. Auch hier bestätigt sich die Erkenntnis, dass Historiker ihr eigenes Tun nicht immer so dokumentieren, wie sie es von ihren Vorfahren gerne hätten.

Eine vertieftere Durchsicht der Jahrbücher bringt dann immerhin eine taugliche Quelle zum Vorschein: In den Nachrufen verstorbener Gründungsmitglieder und Förderer kommen zuweilen auch die «Vorzeiten» zur Darstellung, ist die Rede von vorbereitenden Zusammenkünften. Geschichte konkretisiert sich an den beteiligten Personen.

Doch wie war es nun genau mit diesen Zusammenkünften? Fanden sich die ersten «Freunde des Oberaargaus» im April 1956 im Amt Wangen zusammen, worauf sich diese an Gleichgesinnte im Amt Aarwangen wandten? Oder gab es eine erste Versammlung einer Gruppe aus dem Amt Wangen mit dem Kreis um die «Langenthaler Heimatblätter» bereits im September 1955, wie der gleiche Autor in einem anderen Nachruf schreibt? Das Blättern und Stöbern in den Jahrbüchern bringt immerhin

auch eine Einsicht – schön beschrieben in Valentin Binggelis Würdigung von Robert Obrecht: Dass manche grundsätzliche Diskussion dann stattfindet, wenn der Protokollführer oder die Protokollführerin Stift und Schreibblock längst eingepackt hat, «in dunklen Stunden unter Sternen, erhellt von funkenden Ideen», bis man – mitten im Winter – «die Füsse nicht mehr spürt».

Nun legen wir Ihnen also das 50. Jahrbuch vor. Ein Schwerpunkt ist wie erwähnt unser eigenes Jubiläum. Neben der geschichtlichen Zusammenfassung äussern sich – eingestreut zwischen die thematischen Beiträge – Menschen aus dem Oberaargau dazu, was ihnen das Jahrbuch bedeutet: Prominente, Beteiligte oder ganz einfach Leser. Gleich mit drei Beiträgen gratulieren wir Gerhard Meier zum 90. Geburtstag. Zum Täuferjahr 2007 können wir mit der ersten abgerundeten Darstellung über die Frühzeit der Täuferbewegung in einem bernischen Landesteil aufwarten. Die Aarwanger Blättermolasse, die Kirche Walterswil, die Firma Lüthi Aufzüge in Lindenholz sind drei weitere Beispiele aus dem Inhalt, die darauf hindeuten, dass es uns einmal mehr gelungen ist, den angestrebten thematischen Bogen über den Oberaargau zu spannen.

Doch wie halten wir es jetzt und in Zukunft mit der Dokumentation unserer Arbeit? Sie ist und bleibt für uns ein Nebenprodukt – im Zentrum steht das Buch: In dieses wollen wir weiter Jahr für Jahr unsere Arbeit, unser Herzblut stecken, wollen Bewährtes beibehalten und uns dort Neuem nicht verschliessen, wo es die Bedürfnisse und Gewohnheiten unserer Leserinnen und Leser erfordern. Dass Sie heute und auch in den nächsten Jahren wieder dazugehören, dafür möchte ich Ihnen im Namen der Redaktion ganz herzlich danken. Denn dies ist die eigentliche Basis des Jahrbuches seit 50 Jahren.

Jürg Rettenmund

Redaktion

Jürg Rettenmund, Huttwil, Präsident Valentin Binggeli, Bleienbach Martin Fischer, Herzogenbuchsee Simon Kuert, Langenthal Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee

Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee Fredi Salvisberg, Wiedlisbach Daniel Schärer, Schwarzenbach-Huttwil Renate Wüthrich, Langenthal

Gemeinsam arbeiten statt sticheln

Immer wieder mal hört und liest man, dass (prominente) Oberaargauer sich recht «spitzig» gegen Bern äussern... Menschen in der östlichsten Region des Kantons Bern haben zuweilen den Eindruck, sie und die Region würden «in Bern» viel zu wenig geschätzt und sicher viel zu wenig zur Kenntnis genommen. Als Mitglied der Berner Regierung darf ich – überzeugt – feststellen, dass die Region Oberaargau sowohl auf der Ebene der Kantonsverwaltung als auch im Kollegium des Regierungsrates sehr wohl ihrer Bedeutung entsprechend zur Kenntnis genommen wird.

Damit bin ich in diesem Zusammenhang beim «Jahrbuch des Oberaargaus». Die Aufmachung und die Inhalte überzeugen Jahr für Jahr! Ich freue mich jedes Mal, wenn ich die neue Ausgabe in den Händen halte, und lese die verschiedenen Artikel mit grossem Interesse und mit Freude. Schon allein die Tatsache, dass sich unterschiedliche Autoren einbringen, sich aktiv und engagiert einbringen, und über Oberaargauer Themen berichten, ist wunderbar! Es beweist, dass diese Menschen – und sicher auch die meisten Leser – sich identifizieren mit ihrer engeren Heimat, mit dem Oberaargau als Teil des Kantons Bern. Dadurch leistet das Jahrbuch einen wichtigen Beitrag zur Positionierung unserer Region und straft die häufig reichlich unbedarften Sticheleien gegen Bern Lügen.

Stehen wir Oberaargauer zusammen, arbeiten wir gemeinsam an der Positionierung unserer engeren Heimat, seien wir dabei aber weltoffen und bekennen uns aktiv und klar zu unserem schönen, vielfältigen Kanton Bern!

Hans-Jürg Käser, Regierungsrat, Langenthal

50 Jahre «Jahrbuch des Oberaargaus»

Valentin Binggeli und Jürg Rettenmund

In der Aufbruchszeit nach dem Zweiten Weltkrieg kamen auch im Oberaargau vermehrt Stimmen aus breiten Kreisen auf, deren Anliegen eine kulturelle Neubesinnung war. Damit verbanden sich Wünsche und Forderungen nach entsprechenden Publikationsmitteln. Im Jahrbuch des Oberaargaus 1962 hielt Karl H. Flatt Rückblick: «Das Berner Jubiläum 1953 mit den regionalen Ausstellungen, die 700-Jahr-Feiern von Wiedlisbach und Wangen haben die heimatkundliche Forschung erfreulich gefördert. Das Jahrbuch ist eine Frucht davon.»¹

1. Vorarbeiten

Vorerst schlossen sich 1955/56 in den beiden Ämtern des Oberaargaus «Heimatfreunde» zusammen, in Langenthal um Robert Obrecht und Rudolf Pfister, in Herzogenbuchsee um Werner Staub und Hans Henzi.² Allseits aber waren Zweck und Ziel die gleichen: Es ging darum, wie Rudolf Pfister 1960 in einer persönlichen Aktennotiz festhielt, «die Herausgabe eines Heimatbuches für den Oberaargau anzubahnen». Viele Lehrer waren unter diesen «Gleichgesinnten», dazu ein Arzt, ein Pfarrer und ein Kaufmann.

Über die Zeit der Vorarbeiten für das neue «Jahrbuch des Oberaargaus» berichtet Karl Flatt im 39. Band des Jahrbuches 1996, dem die folgenden Abschnitte entnommen sind: Der Wunsch, in unserem Landesteil die vielen Bemühungen um Geschichte und Heimatkunde zu fördern, zu koordinieren und vor allem die meist örtlich gebundenen Publikationen der oberaargauischen Bevölkerung zugänglich zu machen, kam deutlich zum Ausdruck. In der Folge einigte man sich auf die Herausgabe von

Jahrbüchern, welche die vorhandenen Möglichkeiten besser ausschöpfen und die nötige Grundlage für die spätere Herausgabe eines Heimatbuches schaffen sollen.

Angeregt durch das Bern-Jubiläum 1953 waren der heimatkundlichen Bestrebungen auf der Landschaft viele. Bereits besprachen die Gemeinden die Finanzierung eines Kunstdenkmälerbands Emmental/Oberaargau – der bis heute nicht realisiert ist. 1958 erschienen in der Reihe der Berner Heimatbücher die Hefte Langenthal (J. R. Meyer) und Wangen/Bipperamt (R. Studer). In den einzelnen Ämtern bestand das Bedürfnis nach einem heimatkundlichen Periodikum. Es gab auch Skeptiker, die nicht an den Erfolg eines solchen Unterfangens zu glauben vermochten. Überdies war das Landesteilbewusstsein – über einige Vereine hinaus – nur schwach entwickelt. Ruedi Pfister, Robert Obrecht und Werner Staub gelang das Kunststück, die Exponenten aller Regionen, Jung und Alt, an einen Tisch zu bringen und nach vielen klärenden Gesprächen ein taugliches Konzept zu entwickeln.

2. Die frühen Jahrbuchjahre

Zum Gründerkreis und ersten Redaktionsteam 1958/59 gehörten: Robert Obrecht, Wiedlisbach; Rudolf Pfister, Langenthal; Werner Staub, Herzogenbuchsee; Hans Freudiger, Niederbipp; Karl H. Flatt, Wangen a.A.; Valentin Binggeli, Langenthal; Hans Indermühle, Herzogenbuchsee; und Karl Stettler, Lotzwil.

In einem weiteren Umfeld wirkten direkt oder indirekt am jungen Jahrbuch Oberaargau mit: Siegfried Joss, Seeberg; Otto Holenweg, Ursenbach; Hans Henzi, Herzogenbuchsee; Hans Mühlethaler, Wangen a.A.; Max Jufer, Langenthal; Hans Leist, Wynau; Walter Meyer, Kleindietwil; Hans Moser, Wiedlisbach; Hans Huber, Bleienbach; Paul Gygax, Langenthal.

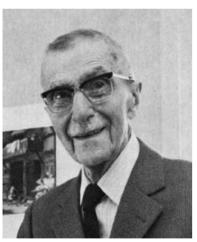
Ein rundes Vierteljahrhundert lang von 1958 an war die gleiche Redaktion am Werk, mehr und mehr ein verschworener Arbeitskreis sozusagen, aber aus Individualisten bestehend. So standen sich öfters Meinungen gegenüber. Doch man sprach sich aus. Nie, dass einer laut geworden wäre – es sei denn nach einem lustigen Vorfall, der zur Auflockerung der intensiven Arbeit beitrug, der vor tierischem Ernst be-

Persönlichkeiten, die die Gründungszeit des Jahrbuchs prägten:

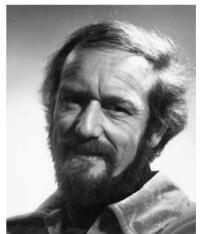
Robert Obrecht (r.), 1913–1965. Anlässlich der Wakker-Preis-Verleihung an Wiedlisbach 1974. Mit Bundesrat Willy Ritschard

unten, von links: Rudolf Pfister, 1882–1971 Karl H. Flatt, 1939–1999 Valentin Binggeli, 1931









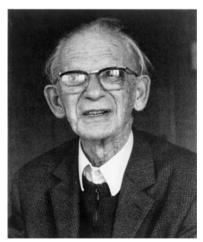






von oben links nach unten rechts: Werner Staub, 1909–1986 Karl Stettler, 1915–1998 Hans Indermühle, 1914–1993 Otto Holenweg, 1909–1987 Hans Henzi, 1895–1991





wahrte. Bald einmal kannte man sich gut genug, dass ein offenes Wort nicht in den falschen Hals geriet – wie es unter Freunden gilt.

Die Herausgabe des Jahrbuchs begann mit einer stolzen Auflage von 1000 Exemplaren und dem bescheidenen Buchpreis von fünf Franken. Die Produktionskosten betrugen 6900 Franken. – Das waren noch Zeiten! Wenn auch der erste Band 1958 ein Verkaufserfolg war, tritt doch in Protokollen der stereotype Satz auf: «Ein Finanzkomitee ist an der Arbeit, das Finanzproblem bleibt aktuell.» So versandte man bald einen als «Notruf» betitelten Bettelbrief an die Gemeinden des Oberaargaus, da die öffentlichen Mittel vorerst spärlich geflossen waren.

Bereits die Gründer zählten zum Jahrbuch-Gebiet «Oberaargau» die beiden Ämter Wangen und Aarwangen und das obere Langetegebiet mit den Trachselwalder Gemeinden Huttwil, Eriswil, Walterswil, Wyssachen und Dürrenroth.

Das erste Jahrbuch gestaltete Franz Plüss in der Druckerei Merkur, Langenthal. Er verwendete dazu eine Zeichnung von Wilhelm Liechti, die damals mit ihren einfachen Linien und Flächen recht modern anmutete. Nun wechselte der Druckort «freundregional» im Zwei-Drei-Jahres-Rhythmus von Merkur zu Schelbli, Herzogenbuchsee, und zu Kuert, Langenthal. Das allseits schöne Echo auf die «Erstausgabe» beflügelte sowohl die Redaktoren wie die Finanzleute und Autoren – sogar die Zweifler fanden lobende Worte, allen voran der Langenthaler Sekundarlehrer und Geschichtsforscher Jakob Reinhard Meyer, der dem Vorhaben anfänglich skeptisch gegenübergestanden war.³

Für die ersten beiden Jahrbücher begnügte man sich mit einer einfachen Organisation: Neben der Redaktion gab es das «Jahrbuchkomitee», dazu eine «Jahrbuchversammlung». Aus ihrer Mitte wurde am 30. Mai 1959 in Langenthal «der Wunsch geäussert, das Jahrbuchkomitee möchte zu einer Gesellschaft von Freunden der oberaargauischen Volks- und Heimatkunde erweitert werden, um allen an der Herausgabe des Jahrbuches Interessierten den Beitritt zu ermöglichen».⁴ Zudem wurde nach einer freien, statutenlosen Anfangszeit auch aus rechtlichen Gründen ein Trägerverein nötig. Am 10. September 1960 fand im Langenthaler «Chez Fritz» (Hotel Bahnhof) die Gründung der «Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau» statt. Neben der gesamten Redaktion wählte man Wilhelm Liechti, Max Jufer und Otto Holenweg in den neuen Vorstand. In den Statuten stand: «Eine Gesellschaft von

Freunden der Volks- und Heimatkunde gibt periodisch ein Jahrbuch heraus, um die Kenntnis unsrer engern Heimat zu fördern.» An der Hauptversammlung konnten jeweils die «statutarischen Geschäfte» in Kürze abgehandelt werden, anschliessend aber nahm man sich Zeit zu Vorträgen oder Führungen – und konnte gleich auch neue Beziehungen knüpfen.

3. Texte und Bilder – der Inhalt

Liegt das neue Jahrbuch auf dem Ladentisch oder nimmt man es in die Hand, wirkt als Erstes das äussere Erscheinungsbild: Auch Aufmachung und Umschlag tragen zum Buchcharakter bei. Schlagen wir auf, so zeigt sich das Entscheidende, der Inhalt, die Text- und Bildbeiträge. Deren Vielfalt ist das Markenzeichen des Jahrbuches. Es war ein früher, wenn auch nicht ungefährlicher Grundsatz, «für viele etwas zu bringen»: Es seien möglichst alle Wissensgebiete zu berücksichtigen, wie auch alle Teilgebiete des Oberaargaus; neben schwerwiegender Kost soll auch einfachere Platz finden. «Eine lebendige Vielseitigkeit», das war das Postulat, nach dem sich die Redaktion an die Arbeit machte. Die Gefahren von «Verzettelung» und «Ungeschlossenheit» liessen sich im Rahmen halten, so jedenfalls kam es als Echo zurück.

Lange Jahre leitete der programmatische Untertitel das Jahrbuch ein: «Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde». In der Tat, das Jahrbuch ist meist geschichtslastig, weil es viele Lokalhistoriker gibt, aber kaum Lokalgeografen oder Lokalbiologen – schon nur die Begriffe existieren nicht. Indessen war von Anfang an das Anliegen der Redaktion, Geografisch-Naturwissenschaftliches einzubeziehen, wie auch Volks- und Wirtschaftskunde. Über die Prinzipien der Buchmacher geben wir im Folgenden Werner Staub und Karl Flatt das Wort.

«Im Zeitalter, da die technische Weltgestaltung machtvoll voranschreitet und grosse, erregende Erfolge aufweist, dass ob der Wendigkeit menschlichen Geistes uns Staunen und Furcht erfüllt, ist es dringendes Gebot, das kulturelle Gut aus Vergangenheit und Gegenwart zu erhalten, zu mehren und weiterzugeben und die Natur vor unverantwortlichem Zugriff zu bewahren. Der Maschine sind die Werte des Gemüts, der Kunst und des Glaubens entgegenzusetzen. Zu diesem Auftrag einen Beitrag

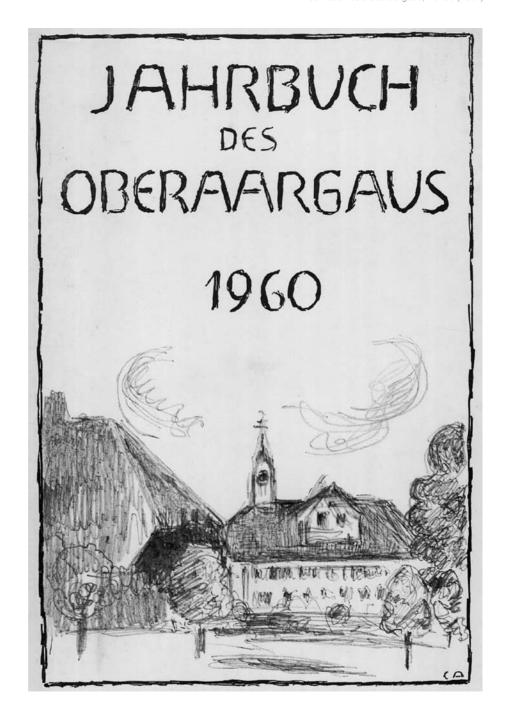
zu leisten, ist ein Anliegen unseres Jahrbuches.» (Staub, Vorwort zum Jahrbuch 1965)

«Weltoffenheit und Sinn für Heimatkunde schliessen sich nicht aus. Auch auf dem lokalen und regionalen Feld spiegeln sich die Läufe der Weltgeschichte.» – In der Tat fand das Jahrbuch seine Leser, auch über den Landesteil hinaus. Nach ein paar Jahren schon wurde es als eine «Institution des Oberaargaus» bezeichnet, die «zur Identifikation des Landesteils beiträgt». (Flatt, 1964)

Vielzahl und Vielgestalt der einzelnen Artikel über ein halbes Jahrhundert zu überblicken, fällt nicht leicht. Sie reicht von kleinen Mitteilungen über Dorfbilder bis zu umfänglichen Arbeiten, die auf jahrelangen Studien basieren. (Nähere Auskunft erteilen die Register in den Jahrbüchern 1977 und 1982 von Karl H. Flatt und Hans Moser. Seit 1999 wird das Verzeichnis der Beiträge von Jürg Rettenmund digital geführt und kann sowohl im Internet (http://jahrbuch.oberaargau.ch) konsultiert wie auch jeweils in der aktuellsten Fassung in gedruckter Form bei der Geschäftsstelle bestellt werden.)

Schon im ersten Band 1958 setzte J. R. Meyer mit seinem breit abgestützten Beitrag über den «historischen Begriff Oberaargau» einen Schwerpunkt. Ein weiterer folgte mit Karl H. Flatt: «Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter» (Jahrbuch 1967 und 1971). Legendär wurden die originellen Artikel von Walter Bieri, z.B. «Mäuseplagen» (1964), «Maikäfer-Jahre» (1966), «Alamannen und Burgunder im Oberaargau» (1967), «Krähen» (1971), «Heidenstöcke» (1972), «Die Glanzmannschen Kugeln» (1977), «Der Haussperling» (1980). Anderseits gab Max Jufer Überblicke über den Oberaargau in den Epochen Helvetik (1970), Restauration (1971), Regeneration (1973) und der anschliessenden Zeit von 1848 bis 1874 (1989). «Minister» Hans Zurlinden, Werner Staub und Peter Killer befassten sich von ganz verschiedener Warte aus mit dem künstlerischen Phänomen Cuno Amiet auf der Oschwand. Weitere grundsätzliche Arbeiten befassten sich mit der Entwicklung von Herzogenbuchsee vom Bauerndorf zum Industriezentrum (Karl Schwaar, 1988/1989), den historischen Verkehrswegen im Oberaargau (Rolf Tanner, 1986, 1988, 1997), den Melchnauer Freiherren von Langenstein und Grünenberg (Max Jufer, 1994), den polnischen Internierten in der Region Napf während des Zweiten Weltkrieges (Jürg Rettenmund, 1995/1996). Verschiedentlich wurde auch das benachbarte Kloster

Für Band 3 des Jahrbuches gestaltete Cuno Amiet gleich den ganzen Umschlag.



St. Urban und sein Einfluss auf den Oberaargau thematisiert. Einen grundsätzlichen Beitrag zur historischen Entwicklung des Begriffes «Oberaargau» legten Anne-Marie Dubler und Simon Kuert 2001 vor. Hervorzuheben gilt es auch einige geografisch-naturkundliche Beiträge. Denken wir an Fritz Brönnimanns «Urwelt des Oberaargaus» (Tier- und Pflanzenwelt von Tertiär und Eiszeit; 1958, 1966), an die Jura-Beschreibungen von Hans Bütikofer (1958, 1959). H. W. Zimmermann untersuchte «Die Landschaftsgeschichte des Oberaargaus» (1969), Naturschutz-Inspektor K. L. Schmalz die Findlingshügel «Steinhof und Steinenberg» – eine «Landschaft von nationaler Bedeutung» (1966), später «Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher» (1977), beiderorts erarbeitete er geologische wie historische und volkskundliche Aspekte. Peter Meyer schrieb über den «Wald des Oberaargaus» (1970), Christian Leibundgut, teils in Zusammenarbeit mit Valentin Binggeli, über Naturschutz (1965), Hydrogeografie und Wässermatten (diverse Arbeiten). Fügen wir endlich den speziellen Artikel von Robert Maag an: «Gold im Oberaargau» (1981). In mehreren Folgen stellte Ernst Rohrbach bemerkenswerte Bäume im Oberaargau vor (1996, 1997, 2004). Einzelne Gattungs-Porträts galten so unterschiedlichen Tieren wie dem Mammut (Samuel Wegmüller, 2002), der Geburtshelferkröte (Beatrice Lüscher, 2003) und dem Biber (Kurt Grossenbacher, 2006).

Stets war es der Redaktion ein Anliegen, die künstlerische Seite zu pflegen. Das Umschlagbild sollte auch als Plattform dienen. Sie war erstaunt und erfreut über spontane Zusagen für ein (notabene stets kostenloses) Titelbild, so von Carl Rechsteiner, Cuno Amiet, Ernst Morgenthaler, Heini Waser, Bruno Hesse, Emil Zbinden. Bald erschienen sodann Beiträge über Kunst im Innern des Buches, so über eine ganze Reihe von Kirchen, über die Schlösser von Thunstetten und Wangen, über die Städtchen Wiedlisbach und Wangen. Mehrmals war der grosse «Wahl-Oberaargauer» Cuno Amiet Gegenstand, weiter Ueli Gygax, Albert Nyfeler, Markus Kohler und Hans Obrecht. Auch Strömungen des 20. Jahrhunderts wurden aufgegriffen, wie das Neue Bauen im Gefolge des Corbusier-Schülers Willy Bösiger in Langenthal (Martin Matter, 1992).

Einer der ersten Grundsätze war, die Jahrbücher auch durch Poesie zu bereichern. So sollte jedem Buch eine sogenannte «literarische Einführung» vorangestellt werden. Unter anderem finden wir da Texte von Maria Waser, Carl Spitteler, Albert Steffen, Jakob Käser, Senta Simon und J. R. Meyer. Gerhard Meier, der Dichter von Amrain (Niederbipp), begleitet von 1973 an in Abständen von ein paar Jahren mit Gedichten, Prosaskizzen und Romanausschnitten die Buchreihe. Fast über alle diese Schriftsteller konnten auch Würdigungen und Lebensbilder erscheinen. Im Jahrbuch 1969 schrieb Karl Flatt: «Der 12. Band beweist, wie sehr der Oberaargau auch mit der Weltkunst in Beziehung steht: Carl Spitteler lauscht dem Wellenspiel der Aare, Maria Waser aus Herzogenbuchsee fasst das Jahr im Vers. Der Ursenbacher Ernst Morgenthaler malt das Bild von Schwarzhäusern, und Hermann Hesses Sohn Bruno schmückt den Umschlag.»

Der in den ersten Jahrbüchern entwickelte thematische Bogen ist der Redaktion auch heute noch Leitlinie bei der Planung jedes neuen Bandes.

4. Format und Technik

Ausstattung, Format und Gestaltung des ersten Jahrbuches – geprägt von der Herstellung im traditionellen Buchdruck – hatten für fast ein Vierteljahrhundert Bestand. Lediglich für die separat gedruckten und eingelegten Bilderseiten wurde mit der Zeit auf das Offsetverfahren umgestellt. Nach einem ersten Farbbild 1960 wurden sie ab 1971 vereinzelt auch vierfarbig gedruckt. Damit waren die Möglichkeiten des Offsetverfahrens und der dahinter stehenden neuen Computertechnik jedoch noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Deshalb wurde mit dem Jahrbuch 1980 die ganze Buchherstellung umgestellt. Dies erlaubte es, der Illustration bedeutend mehr Gewicht zuzumessen: Abbildungen konnten nun an beliebiger Stelle in den Text eingefügt werden. Im Vorwort wird denn auch die «besonders reiche Bebilderung» hervorgehoben. Auch äusserlich wandelte sich das Buch: Die Kartonbroschur ergänzt durch eine in Leinen gebundene «Luxusausgabe» – machte einem festen Buchdeckel Platz. Noch eine dritte Neuerung war mit dem Buch von 1980 verbunden: Seither ist die Merkur Druck AG in Langenthal die Hausdruckerei des Jahrbuches.

Die nächste Veränderung zwei Jahre später ist im Bücherregal noch augenfälliger: Mit dem 25. Jahrbuch wird der Umschlag samt Titelbild

bunt. Der Redaktion war dieser Wechsel im Vorwort allerdings keine Zeile wert. Hervorgehoben wurde vielmehr die «bemerkenswerte Konstanz: personell, in Thematik und Gestaltung».

Im Innern blieben Farbbilder vorderhand Einzelfälle. Richtig Einzug hielt die Farbe dort erst ab 1996, gleichzeitig mit einer grösseren und moderneren Schrift (Frutiger statt Garamond). Die Motive, die zur Neugestaltung führten, waren die gleichen, die sieben Jahre später mit dem Jahrbuch 2003 auch zum heutigen, quadratischen Format führten: Bücher werden heute anders gelesen als noch vor einem halben Jahrhundert. Bilder sind nicht mehr bloss «Einstreusel» im Text, sie haben eine eigenständige Bedeutung gewonnen, sowohl als Informationsquelle wie zur Führung des Lesers. Besonders die querformatigen können im quadratischen Satzspiegel besser und grosszügiger wiedergegeben werden. Dazu erlaubt das grössere Format auch neue Gestaltungselemente für den Text.

5. Auflage, Finanzen, Vertrieb

Die «äusseren Umstände» standen oft im Zentrum der Redaktionssitzungen. Von den anfänglichen Erfolgen, auch den Schwierigkeiten, hörten wir schon: von Aufwand und Absatz, von Geld und Gönnern. «In einer öffentlichen Versammlung 1958 wurde ein billigerer Buchpreis von Fr. 4.50 gefordert» (!) – doch es blieb bei den fünf Franken, dem Vorschlag der Redaktion. Als Maxime stand schon in den Statuten: «Der Verkaufspreis soll so niedrig wie möglich gehalten werden, damit das Werk für alle Volkskreise erschwinglich ist. Es wird kein kaufmännischer Gewinn angestrebt.» Auch solches gehört zur Philosophie des Jahrbuches, ist Teil seines Charakters.

«Ein guter Verkauf» 1962 und 1963 machte beide Male einen «Nachdruck» nötig (je 300 Exemplare zur Tausender-Auflage). Nach gut sieben Jahren lesen wir: «Eine leichte Erhöhung des Verkaufspreises ist nicht mehr zu umgehen.» Man ging sachte auf sieben Franken. Dabei blieb es wieder sieben Jahre. Dann stieg der Preis auf zehn Franken und nach Mitte der 1970er Jahre auf zwölf Franken.

1971 betrug die Auflagezahl 2000, die Produktionskosten waren auf 17400 Franken angestiegen. Die Auflage 1981: 2700 Bücher, Kosten

bei 30000 Franken. Eine breit angelegte Sammlung (die «Aktion Moser») brachte 1977 rund 4000 Franken ein, ein beachtlicher und hilfreicher Zustupf. Um 1990 erreichte die Auflage mit 3000 Exemplaren den Höchststand. Das war eine gute Zeit für die «Buchmacher». Zu einem schönen Teil war sie den Amtsersparniskassen von Aarwangen und Wangen zu verdanken, die eine ansehnliche Stückzahl als Neujahrsgeschenke für ihre Kunden kaufte. Als diese in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre den Umstrukturierungen im Bankenwesen zum Opfer fielen und von der Grossbank UBS übernommen wurden, fiel auch dieser Absatzkanal wieder weg. Weitere moderate Preisanpassungen in den 1990er Jahren auf 15 respektive 18 Franken trugen jeweils ebenfalls nur knapp der Entwicklung der Teuerung gemäss Landesindex der Konsumentenpreise Rechnung. Erst das grössere Buchformat machte dann 2004 eine Erhöhung auf 27 Franken nötig. Bei Produktionskosten von rund 50 000 Franken und einer Auflage von um die 2200 Exemplaren – mithin durchschnittlichen Herstellungskosten von rund 22 Franken – immer noch ein äusserst günstiger und volkstümlicher Preis. Dass Redaktion wie Autoren und Vertriebsmitarbeiter stets ohne Honorar wirkten, sei am Rande, aber deutlich und mit Dank vermerkt.

Hans Indermühle, der langjährige Geschäftsleiter, hatte bereits Anfang der 1960er Jahre für den ganzen Oberaargau eine neuartige Vertriebs-Organisation aufgebaut: Schüler verkauften unter Leitung ihrer Lehrer «draussen in den Gemeinden» Jahr um Jahr das neue Jahrbuch. Obwohl die kleinen Verkäufer eine kleine Entschädigung erhielten, verursachte das System geringen Aufwand – was die Kosten betrifft, der Arbeitsaufwand aber war gross, besonders vor und nach dem Jahresende. Ähnliche Institutionen benieden den Oberaargau immer wieder um «Hanses Organisation», die die ansehnlichen Auflagen möglich machte.

Diese «Organisation» trägt auch heute noch rund einen Fünftel zum Buchverkauf bei – leider mit abnehmender Tendenz. Rund ein Viertel der Auflage geht direkt an die rund 400 Mitglieder und Abonnenten. Mit verschiedenen Werbeaktionen konnte besonders die Mitgliederzahl in den letzten 15 Jahren mehr als verdoppelt werden. Mit rund 15 Prozent tragen der Buchhandel und andere Verkaufsstellen in den Gemeinden heute zum Absatz der Auflage bei. 5 Rund zehn Prozent der Bücher gehen an die Autoren als in der Regel einziges Honorar für ihre Arbeit.

1960	1965	1970		1975		1980	1985	1990	1995	2000	2005
			Robert	Obrech	t, Wiedl	isbach					
				Vale	entin Bir	nggeli, Lai	ngenthal/Blei	enbach			
			Karl H.	Flatt, W	angen a	.A./Solotl	hurn				
Hans Freudi	ger, Bern										
	Werner Stau	ıb, Herzo	genbuchs	ee							
Rudolf Pfiste	er, Langenthal										
Paul Gygax,	Langenthal										
			Karl Ste	ttler, Lot	zwil						
			Hans Inde	rmühle,	Lotzwil						
		Otto H	olenweg,	Ursenba	ch/Lang	enthal					
		Han	ıs Henzi, H	erzogen	buchse	و					
				Hans	Huber,	Bleienba	ch				
				Hans	Moser,	Wiedlisb	ach				
							Christian	Leibundgut, Ro	ggwil/Freiburg	j i.Br.	
								Fred	di Salvisberg, V	Viedlisbach	
								Karl Schwaai	r, Langenthal		
								Thomas Mult	terer, Langentl		
									Jürg Rette	enmund, Huttwil	
									Erwin Lü	thi, Herzogenbuch	see
										Matter, Langenth	al
								Ma		lügli, Langenthal	
										niel Schärer, Schwa	
									Mart	in Fischer, Herzoge	nbuchsee
										Kuert, Madiswil/L	
									Herber	t Rentsch, Herzoge	nbuchsee
									R	enate Wüthrich, L	angentha
Mitglied		räsident									

Die Jahrbuch-Redaktion in den Jahren 1958–2007

6 Die Heimathücher

Wie bereits eingangs erwähnt, stand die Herausgabe eines abgeschlossenen Heimatbuches noch vor einem Jahrbuch den Gründern der Jahrbuch-Vereinigung Pate. Aus praktischen Gründen wurde dann dem zweiten der Vorzug gegeben, das erste jedoch nicht aus den Augen verloren: Bereits im Vorwort des zweiten Jahrbuches von 1959 vermeldete Robert Obrecht, eine Heimatbuchkommission, vom Jahrbuchkomitee mit der Herausgabe eines Oberaargauer Heimatbuches betraut, habe unter dem Vorsitz des Seeberger Pfarrers Siegfried Joss seine Arbeit aufgenommen. Man rechnete mit «jahrelanger vorbereitender Arbeit» und machte sich vorerst hinter die Sammlung und Sichtung des vorhandenen Schrifttums. Joss wurde 1962 von Valentin Binggeli abgelöst.

An diese Bemühungen aus der Gründerzeit erinnert heute nur noch der Heimatbuchfonds, der als separate Rechnung der Jahrbuch-Vereinigung geführt wird. Mit ihm werden die Sonderbände finanziert, als deren erster 1969 die Dissertation von Karl H. Flatt, «Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau» als Sonderdruck aus dem Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern erschien. 1977 folgte als Band 2 der Bildband «Der Oberaargau in den Zeichnungen von Carl Rechsteiner». 1983 veröffentlichte Valentin Binggeli in dieser Reihe das Grundlagenwerk «Geografie des Oberaargaus», dem er aus einem seiner wichtigsten Forschungsgebiete 1999 «Die Wässermatten des Oberaargaus» folgen liess – letztere in Zusammenarbeit mit der Forschungs-Stiftung Langenthal. Als vorläufig letzten Sonderband gab die Jahrbuch-Vereinigung schliesslich 2003 den ersten Erzählband aus der Feder von Valentin Binggeli heraus, «Das Mädchen mit der Honighaut».

7. Das «Dreigestirn» des Jahrbuches

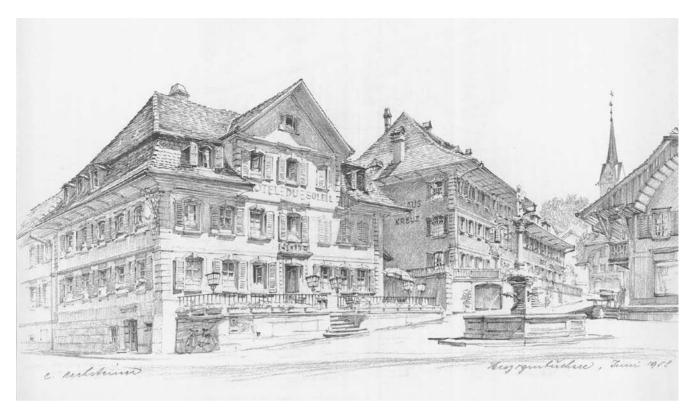
Zahlreich sind die Oberaargauer – leider waren die Oberaargauerinnen hier bisher nur sporadisch vertreten –, die in Redaktion, Komitee, Vorstand und Spezialkommissionen zum Entstehen, Gedeihen und nun 50-jährigen Bestehen des Jahrbuches beigetragen haben. Ein «Dreigestirn» ragt jedoch aus diesen heraus und verdient deshalb an dieser

Stelle eine besondere Würdigung: Robert Obrecht, Karl H. Flatt und Valentin Binggeli.

Der Wiedlisbacher Arzt Robert Obrecht (1913–1995) war von 1958 bis 1971 Präsident der Jahrbuch-Redaktion und anschliessend bis 1988 Präsident der «Vereinigung». Deshalb wurde er zum bisher einzigen «Ehrenpräsidenten» ernannt. Von der Gründung 1958 bis zu seinem Tode 1999 hat Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer aus Wangen a.A. und Solothurn (geb. 1939), das Jahrbuch geprägt wie kein anderer. Er war von 1958 bis 1971 Sekretär der Redaktion, dann fast drei Jahrzehnte deren Präsident. Nach seinem unerwarteten, viel zu frühen Hinschied im 60. Lebensjahr widmete ihm die Jahrbuch-Redaktion die Ausgabe 2000 als Gedenkschrift. Ebenso wichtig für das Jahrbuch war Valentin Binggeli, Seminarlehrer aus Langenthal und Bleienbach (geb. 1931), von 1988 bis 1998 Präsident der Jahrbuch-Vereinigung und in der Redaktion vor allem verantwortlich für die immer wichtiger werdende Illustration der Beiträge. 1997 wurde ihm für sein gesamtes ausserordentliches Wirken im Oberaargau als Kulturgeograf, Buchautor, Lehrer und Direktor des Seminars Langenthal der Kulturpreis der Stadt Langenthal verliehen. Nebst dem Wirken im Natur- und Heimatschutz wurde Valentin Binggeli nicht zuletzt auch für die Mitarbeit beim Jahrbuch gewürdigt. «Menschen, Kunst und Landschaft fördern und schützen sind sein besonderes Anliegen», heisst es in der Laudatio. «Die Menschen, die mit ihm zusammenarbeiten durften und noch dürfen, können diese Aussage nur unterstreichen», schrieb Fredi Salvisberg im Vorwort zum Jahrbuch 1998.

Valentin Binggeli blickt im Folgenden auf die Zusammenarbeit mit seinen beiden verstorbenen langjährigen «Mitstreitern» zurück:⁶

Robert und ich sahen uns das erste Mal 1958 im Heimatschutz, mit Präsident Ruedi Pfister: er so unvergesslich wie Robert, wenn auch völlig anders die beiden, die sich so eng zusammenfanden und so manches gemeinsam erreichten: für Wiedlisbach, für den Oberaargau, für Heimat- und Denkmalschutz. Auch zwischen uns funkte es gleich: wir mochten uns, so ungleich auch wir wieder waren. Im selben Jahr begann unsere über drei Jahrzehnte lange Zusammenarbeit am Jahrbuch. Der «Chez Fritz» in Langenthal, das Buchser «Kreuz», der «Rebstock» in Wiedlisbach waren die zentralen Orte unsrer frühen Jahrbuch-Zusammenkünfte. Meist dauerten sie bis nahe an die Mitternacht. Robert Ob-



Herzogenbuchsee, Sonnenplatz. In der Mitte der Gasthof «Kreuz». Zeichnung Carl Rechsteiner

recht war unser Präsident und Grand-Chef. Er war eine Generation älter als wir Jüngsten im Team. Doch er liess uns grösste Freiheit, er nahm uns als ebenbürtige Begleiter neben sich. Wir lagen auf seiner Wellenlänge. Auch er war überzeugt von der guten gemeinsamen Sache. Auch er glaubte an Forschung und Vermittlung: als Dienst an Volk und Land, hier als Dienst an der engern Heimat Oberaargau.

Robert war in manchem so jugendlich wie wir: Er hielt jugendlichen Drang nicht zurück, er bestärkte ihn. So war auch seine Erscheinung: Eiligen Schrittes kam er daher, rückte rasch den Hut, zeigte seine Sympathie in einer raschen Folge gutmeinender Worte. Wie sass er dann oben am Tisch mit leuchtenden Augen, mit behenden Gesten, mit dem ebenso behenden Finger am Kuttenaufschlag, mit jenem kurzen Drehen an der geliebten Zigarre. Er war voller Leben und Bewegung.

Oft standen wir nach Sitzungen noch spät ein, zwei Stunden draussen in der Nacht, ohne zu denken, dass morgen auch ein Tag mit Arbeit sei. Unvergesslich, diese dunklen Stunden unter Sternen, erhellt von fun-

kenden Ideen. Man stand das eine Mal im Hinterstädtli von Wiedlisbach, das andere Mal auf dem Buchser Sonnenplatz, das dritte Mal vor dem Langenthaler Bahnhöfli der Jurabahn, manchmal auf dem Bahngeleise oder auch mitten auf der Strasse und spürte im Winter die Füsse nicht mehr. Kein Gebiet zwischen Gott und Welt war vor uns sicher. Aber immer war sein Städtchen Wiedlisbach ein Thema, und immer auch das Jahrbuch.

Roberts intensiver Arbeitseinsatz brachte gegen das mittlere Alter mit Beruf und «nebenamtlichen» Aktivitäten eine Überbelastung, die nicht ohne Knirschen im Räderwerk abging. Doch bei uns, in dem über Jahrzehnte vertraut gewordenen Freundeskreis konnte er sich erholen. So drückte er sich aus. Da fühlte er sich verstanden und unter seinesgleichen, da konnte er sich selber sein. Gegengleich nahm er auch stets Anteil am Werdegang und Geschick dieser «Kollegen». An einer unsrer Sitzungen sagte er einmal: «Ich bin glücklich unter euch.» Das galt gegenseitig. Aber eben, er wars, der dem Gefühl den Namen gab, der es in ein kurzes, aber aussagendes Wort fasste.

In der Nachfolge seines väterlichen Freundes Robert Obrecht leitete Karl Flatt von 1972 an die Jahrbuch-Redaktion, hatte dies jedoch im Hintergrund von Anfang an getan. Kari war noch im Gymnasium, als wir uns kennen lernten. Er übernahm bald den Grossteil der Jahrbuch-Arbeit, unterstützt in seinem jugendlichen Engagement und seiner umgänglichen Art von uns andern Redaktionsmitgliedern. Er bereitete die Sitzungen vor, leitete sie oft, lektorierte, delegierte, korrigierte, archivierte. Dann programmierte er das weitere Vorgehen punkto Arbeitsteilung, nähere wie fernere Ziele, was vor allem auch die Ausrichtung auf erwünschte Themen betraf. Und in vielen Fällen schrieb er gleich auch noch das Protokoll.

Falls es nötig wurde, was indessen selten war, verstand er auch zu schlichten, er als der Jüngste, eine Generation jünger als fast alle andern. Der Freundeskreis, der hier in all den Jahren zusammenwuchs, machte dies möglich. Man arbeitete im Sinne der gleichen Idee, man konnte sich offen geben, sich selber sein, ein jeder in seiner Art, man schätzte sich, man mochte sich. Dies erleichterte die Arbeit nicht nur, es beflügelte. Im gleichen Sinne wirkte sich lange Kontinuität aus: Über 30 Jahre lang war im Kern dasselbe Redaktionsteam am Werk. Und Kari bildete dessen Schwerpunkt: ruhender Pol wie bewegende Anregung in

Neujahrsgruss 1994 von Karl H. Flatt (Ausschnitt)

liebe Heunde van des Redaktion,

rasch geht das Jahr seinem Ende entgegen: Henden und Sorgen lat es wie immer wold dosiet. Das Jahrbuch ist in der Schaune, Byw. -heffentlich beim Leter: gelengen und abgerundet sicher, aber auch mit den unvermeidlichen kleinen Festern. Mandrer Krihk am 11...

Ich danke led aller heglid für die gute Jusanemartet: Redenung führung, Vertrick wurd Buchproduktion - soweit zie in wesen Händen
lägt - fecktioniven dank gegenreitzen Einverwehmen und spontauer,
werteinkratischer Arbeits teilung und Hilfe.

einem. In einem Wort: Kari war nicht nur die treibende Kraft, er war die Seele des Jahrbuchs.

Sozusagen lebenslang stand die Geschichte des Oberaargaus im Zentrum von Karl Flatts Schaffen, dazu kamen weitere bernische und die solothurnischen Themen. Seine Arbeiten zeichnen sich aus durch Detailtreue wie Weitsicht. Er ging aus von Einzelfakten, vertieft auf dem Feld der Grundlagenforschung, und schliesslich fügte er sie in die grösseren Zusammenhänge ein. Kari war nicht nur ein Forscher mit Tiefgang, er war auch ein Schreibgewandter. Über beide legt das halbe Hundert an Jahrbuch-Beiträgen beredtes Zeugnis ab.

Die jahrzehntelange Zusammenarbeit brachte ungezählte gemeinsame Erfahrungen, Erkenntnisse und Erlebnisse. Die gemeinsamen Ideale verbanden. Die fachliche Arbeit führte zur menschlichen Beziehung, zu Vertrautheit und Freundschaft.

Kari war als Wissenschafter ein sachlicher Mensch, doch die Gespräche würzte er stets mit einer Prise Ironie, auch Selbstironie, und sein stiller Humor belebte manches Sachgeschäft in wohltuender Weise. Die freundschaftliche Stimmigkeit in der Jahrbuch-Redaktion erlaubte jederzeit einen lustigen Abweg aus den Traktanden.

Hilfsbereitschaft und eine geradezu entwaffnende Liebenswürdigkeit waren Charaktermerkmale Kari Flatts. Die Früchte seines Schaffens werden über den Oberaargau hinaus geschätzt und benützt. Mit seinem Werk und seiner redaktionellen Arbeit hat er Anregungen gegeben, die seine Lebenszeit überdauern.

Anmerkungen

- 1 Zusammenfassung über die Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau in Wangen a.A. vom 2. Juni 1962 von Karl H. Flatt, in JbO 1962, S. 58; Zitat verkürzt. Die 700-Jahr-Feiern von Wiedlisbach und Wangen fanden 1955 respektive 1957 statt.
- 2 Im Nachruf für Hans Schelbli im JbO 1967 erwähnt Autor Werner Staub insbesondere eine Besprechung von sechs Vertretern des Amtes Wangen vom 19. April 1956 in Wangen a.A., die die Herausgabe von «Heimatkundlichen Neujahrsblättern des Amtes Wangen» «erstmals ernstlich erwogen». Noch im gleichen Jahr hätte dann eine Aussprache mit Vertretern des Amtes Aarwangen stattgefunden. (S. 200/201) Im Nachruf vom gleichen Verfasser für Rudolf Pfister im JbO 1972 ist jedoch bereits von einer ersten Versammlung vom 17. September 1955 die Rede, an der «eine Gruppe aus dem Amt Wangen mit dem Kreis um die ¿Langenthaler Heimatblätter» in Verbindung trat», zur Besprechung «der Herausgabe eines ¿Jahrbuches», ‹Heimatkundlicher Neujahrsblätter» oder einer umfassenden ‹Heimatkunde des Oberaargaus»». (S. 188)
- 3 Vgl. dazu den Beitrag von Karl Stettler im JbO 1966, S. 132–134. Zu den skeptischen Stimmen vgl. den Nachruf Rudolf Pfister im JbO 1972, S. 188/189: «Das war zu der Zeit, als Otto Holenweg meinte: «Es ist leicht, etwas ins Leben zu rufen, aber schwierig, es dann zu halten» und darlegte, dass bisher jeder Versuch zur Herausgabe heimatkundlicher Periodika im Oberaargau nach kurzer Zeit kläglich stecken blieb, als Hans Würgler uns berichtete, dass die «Quellenhefte zur Geschichte und Heimatkunde des Amtes Trachselwald» nur drei Nummern erlebten, und J. R. Meyer aus reicher Erfahrung gestand: «Das eigentliche historische Interesse im Publikum ist verdammt klein» und zu unserem Unterfangen bemerkte: «Es geschieht ein Wunder, wenn ihr über 2 bis 3 Bände hinauskommt». Immerhin meinte Hans Ischi an der gleichen Sitzung: «Nume Courage, mir bringes scho zwäg».»
- 4 JbO 1959, Vorwort.
- 5 Zahlen von Geschäftsstellen-Leiter Erwin Lüthi, zugrunde gelegt ist der Durchschnitt der Jahrbücher 2005 und 2006. Auch die Archivangaben zu Kapitel 5 verdanken wir Erwin Lüthi.
- 6 Entnommen den ausführlichen Würdigungen in den Jahrbüchern 1996 und 2000.

Von innen nach aussen

Die Welt, in der wir leben, sei zum Dorf geworden, sagen manche Experten. Es ist einfach geworden, fremde Kontinente zu bereisen und fremden Kulturen zu begegnen. Allerdings hat diese Entwicklung auch ihre Nachteile. Vieles beginnt sich zu gleichen, vieles wird beliebig. Wir begegnen in Berlin, Tokio oder Pretoria den gleichen Hotels, den gleichen Restaurants, den gleichen kulturellen Äusserungen.

Der Überfluss an leicht zugänglichen Informations- oder Reiseangeboten macht uns nicht von selbst zu offenen, wissenden Weltbürgern. Viel eher werden wir dadurch zu ruhelosen, desorientierten Irrläufern. Wir gehen von der Annahme aus, die Welt sei weit draussen, irgendwo, nur nicht da, wo wir sind. Mancher Oberaargauer war in seinem Leben vielleicht drei Mal auf den Seychellen, aber nie im Bürgisweyerbad. Einige von uns kennen die halbe Weltliteratur, wissen aber nichts über den Madiswiler Dorfschmied und Dichter Jakob Käser (1884–1969).

Das sei doch nicht weiter schlimm, wird man mir wohl entgegenhalten wollen. Wie schlimm es ist, weiss ich nicht, aber ich vermute, es trage zu einer kulturellen Oberflächlichkeit bei, die auf die Dauer unbefriedigend ist. Mir persönlich ist es deshalb wichtig, mein Wissen von innen nach aussen zu mehren. Es dünkt mich bereichernd, zunächst meine nahe Umgebung zu kennen und erst danach, gleichsam auf diesem gesicherten Fundament, die Welt zu entdecken. Globale Probleme unserer Zeit wie etwa der Fremdenhass oder die Zerstörung der Umwelt hängen meiner Ansicht nach eng damit zusammen, dass viele von uns ein gestörtes Verhältnis zur eigenen Identität haben. Wenn ich sicher bin, was meine Identität betrifft, muss ich mich von der Fremde oder den Fremden nicht verunsichern lassen.

Das «Jahrbuch des Oberaargaus» ist für mich etwas wie das unverzichtbare Gegenstück zur schnelllebigen Informationsflut der elektronischen Medien. In diesem Jahrbuch finde ich sorgfältig recherchierte Artikel zu allem, was meine Heimat ausmacht. Dabei brauche ich nicht zu fürchten, die Informationen seien morgen schon wieder veraltet. Ich kann mir Zeit nehmen, kann immer wieder in einem Jahrbuch blättern und mich von den unterschiedlichsten Seiten und Themen dem Oberaargau annähern. Das hilft mir zu verstehen, woher ich komme, was letztlich wiederum dazu beiträgt, dass ich mich selbst besser kennen lerne. Mehr kann man von einer Publikation wohl nicht verlangen. Allein schon deswegen möchte ich das «Jahrbuch des Oberaargaus» nicht missen.

Pedro Lenz, Bern

Zum 90. Geburtstag von Gerhard Meier

Werner Morlang im Gespräch mit dem Dichter von Niederbipp



Das Gespräch von Werner Morlang mit Gerhard Meier wurde am 20. April 2002 aus Anlass des 85. Geburtstages des Dichters geführt. Foto Heini Stucki

Werner Morlang: Wer deine dichterische Welt aufsucht, begibt sich in einen Bereich namens Amrain, der mit allerlei greifbaren und ungreifbaren Wesen besetzt ist: sozusagen ein Goethe'sches Mixtum aus Dichtung und Wahrheit. Es gibt diesen Bereich aber auch als gewöhnliches, mittelprächtiges Siedlungsgebilde am Jurasüdfuss. Wie ergeht es dir, wenn du heutzutage durch dein Heimatdorf Niederbipp – ich erlaube mir das altmodische Wort – «lustwandelst»?

Gerhard Meier: Tatsächlich hab ich manchmal das Gefühl, ich schritte durch meine Schreibe, und das kann groteske Erscheinungen zeitigen, wenn sich die eigene Schreibe und der Wohnort «durcheinanderbringen». Es kommt schon zu einer Steigerung der Realität, sofern es diese überhaupt gibt.

Gelingt es dir immer noch, Niederbipp alias Amrain als «Zentrum der Welt» zu erfahren?

Ja, dieses Gespür ist geblieben, und ich merke jetzt in meinen späten Tagen, dass ich meine Region nahezu hysterisch mitbekommen habe. Ich war dem Dorf, den Häusern, den Leuten, den Blumen, dem Wind, den Gerüchen, den Klängen in einem kaum nachvollziehbaren Mass ausgeliefert, aber ich empfinde es als ein Vorrecht, wunderbar und manchmal auch etwas beängstigend, wenn man als Kind seine Lebensgegend so heftig mitbekommen darf. Es gibt also Zeiten, wo mich sieben, acht Jahrzehnte zurückliegende Bilder, wo mich diese detailsüchtigen Bilder anfallen in einer Intensität, dass ich beinahe erschrecke darüber. Dann treten sie in den Hintergrund, und der gewöhnliche Wind streicht wieder über die Gräser hinweg wie ansonsten auch.

Du hast immer beides betont: einerseits das Eingeborensein, das Heimischsein, aber auch ein Gefühl des Fremdseins in deinem Dorf. Welches Gefühl überwiegt heute?

Ja, das ist ein seltsames Gemisch, aber ich glaube, dass man nur aus der Fremde heraus einen anständigen Zugang zur Nähe gewinnt. Eines dient dem andern. Wenn man diesen Erscheinungen distanzlos verfallen ist, dann fehlt einem nicht nur der Abstand, sondern vielleicht auch der Anstand. Ich glaube schon, dass man quasi als Fremdling frischere Augen, eine offenere Seele und einen weiteren Geist hat.

Wenn sich unsereins als Fremdling in diesem neuzeitlich zerzausten Niederbipp bewegt, weht es einen nicht unbedingt auf Schritt und Tritt poetisch an. Dafür wirkt dein Wohn- und Geburtshaus als eine Art verwunschener Oase, die du seit fünf Jahren, seit dem Tod deiner Frau Dorli, allein bewohnst. Wie spielt sich seither dein Leben ab? Wie sieht dein Alltag aus?

Ich bin ein Einzelgänger geworden, wobei die Trennung von Dorli keine absolute ist. Man lebt ja beieinander, in einer fast unbegreiflichen Zweisamkeit, aber die Umgebung, das Vertraute, das Angeborene erhält natürlich schon einen anderen Geruch und einen anderen Klang und ein anderes Licht jetzt. Einerseits ist man ... fühle ich mich von Dorli weggerissen, und andererseits in einem Zustand des Reisenden, der seine Koffer beinahe gepackt hat und weiss, dass er bald weiterziehen muss. Das ist ein neuer Zustand, der nicht immer sehr gemütlich, aber intensiv ist. Man ist vielleicht noch wacher, noch offener als früher, obschon die Sinneskräfte abgenommen haben und weiterhin abnehmen.

Und im praktischen Bereich, die einfachen Dinge, die du allein oder zum ersten Mal verrichten musst, das Kochen zum Beispiel, – erlebst du solche Dinge nur als Last oder bisweilen auch als Lust?

Ich habe geglaubt, ich würde es nicht schaffen, allein zu sein. Ich hoffte immer, als Erster aufbrechen zu können, und wundere mich jetzt manchmal, dass ich dieses Leben überhaupt bewältige, aber ich tue es auch im Hinblick auf Dorli, und das hilft mir ein wenig. Ich kann das Haus und den Umschwung besser in Ordnung halten, weil es im Sinne von Dorli ist.

Du hast dich stets auf dein Alter gefreut, das du jetzt allerdings allein bestehen musst. Abgesehen davon: Haben sich deine positiven Erwartungen erfüllt?

Eigentlich schon. Es ist kein schlechter Zustand, etwas weniger Erwartungen um sich zu haben und in sich drin. Es verhält sich wie mit dem Abend: Der Abend kann manchmal schöner sein als der Morgen. Durchsichtiger wird die Angelegenheit allerdings nicht. Man merkt, dass man nicht klüger geworden ist, dass man nicht mehr weiss und das Unbegreifliche eher zugenommen hat und laufend zunimmt. Die Routine allein schafft es nicht, aber man entdeckt auch Grossartiges an dieser Unbegreiflichkeit, die einem hüben und drüben begegnet, und man wird auf eine fast anständige Weise noch bescheidener, als man es vielleicht schon war. Es ist ein seltsamer Zustand mit viel Abend drin, viel spätem Licht und Gerüchen von reifen Pflaumen.

Das Alter kann wohl auch eine Chance sein, ein Stück Kindlichkeit zurückzuerobern, da man nicht mehr von Leistungsprinzipien behelligt wird. Auf dem Rücken unseres Gesprächsbuches bezeichnet dich Handke nicht umsonst als den «alten, ziemlich ewig jungen Spiralsatzschreiber Gerhard Meier». Wie steht's damit?

Ja, man fühlt sich immer noch ein bisschen pubertär. Man merkt, dass man das Kindliche Gott sei Dank nie verloren hat, und in unseren besten Momenten sind wir wieder ein bisschen Kind. In meinen Empfindungen oder Überlegungen oder Anwandlungen spüre ich gelegentlich den drei-, vierjährigen Gérard, nicht wahr. Wir bleiben uns treu, wie wir uns als Menschen in der geistigen Substanz treu geblieben sind. Die Höhlenbewohner haben ja ebenso gut gezeichnet wie die heutigen Zeichner, und das beweist doch, dass wir uns in der Grundsubstanz ziemlich gleich geblieben sind.

Deine Welt ist eine eher langsame, beschauliche, unspektakuläre. Die Welt um uns herum, zumal die wirtschaftliche, schlägt ein anderes Tempo an, macht in Beschleunigung. Wie gehst du mit diesem Konstrast um?

Ich hab's mit der Langsamkeit, und ich finde es verheerend, dass wir die Geschwindigkeit dermassen vergöttern. Die Tiere und die Pflanzen verhalten sich da ganz anders. Wenn ich manchmal Hunde beobachte, wie

sie sich hinsetzen und wie sie meditieren über lange Zeit hin, wie sie riechen, wie sie horchen und wie sie wittern. Oder die Pferde oder die Kinder oder die Vögel! Ich glaube, die Schöpfung schlechthin ist auf Langsamkeit eingestellt. Natürlich gibt es das Tempo auch in der Schöpfung, aber im grossen Ganzen herrschen eine erstaunliche Stille und Langsamkeit vor. Auch Kinder können wunderbar verloren und langsam sein, wenn es sein muss, dann auch wieder lärmig und umtriebig natürlich. Und wenn man bedenkt, wie langsam und lautlos die Gräser, der Weizen, die Bäume wachsen, und wie lautlos sich die Gestirne am Himmel bewegen. Wenn diese Erscheinungen auch so lärmig wären wie wir, könnten wir nicht mehr leben vor lauter Lärm.

Leider geht es auch im Kulturbetrieb hektisch zu. Verlage fusionieren zuhauf, Bücher müssen in kürzester Zeit Bestsellererfolge erzielen oder serbeln sonst dahin. Bist du froh, diesem aktuellen Gerangel weitgehend enthoben zu sein?

Sehr froh bin ich darüber, ich hätte das nie ertragen. Auch diese Geschäftigkeit in der Kulturförderung. Das ist zwar alles gut gemeint, aber es bringt die Produzierenden um ihre Zeit. Vor lauter Engagement sind sie kaum mehr imstande, in Ruhe zu arbeiten. Andererseits braucht es einen Kulturbetrieb, ohne ihn hätten wir, hab ich einmal gesagt, einen stummen Frühling. Es geht unwahrscheinlich paradox zu, in der Welt und in uns selber drin: einerseits dieses Hin- und Hergerissensein, dieses Ausgeliefertsein, diese Zerbrechlichkeit, und andererseits unser beinahe fixer Glaube an die Machbarkeit und daran, die Geschehnisse, das Leben, die Geschichte in den Griff zu bekommen. Dabei sind wir wahrscheinlich bloss Figuren auf dem Brett der Geschichte. Das enthebt uns aber nicht des guten Willens, unsere geringen Möglichkeiten auszuschöpfen, und zwar in einem anständigen Sinn.

Bei aller Aufgeregtheit des Kulturbetriebs fehlt es nicht an wohltuenden Nischen. Auch für dich ist gesorgt, ja, deine Bücher finden zunehmend, fast mehr noch als in deiner schriftstellerisch aktiven Zeit, Leserinnen und Leser. Erfüllt dich das mit Genugtuung?

Ja, diese Wandlung, die wirklich stattfindet, unspektakulär, ohne Lärm, die freut mich schon, und ich glaube, dass unser Sprachraum allmählich aufholt. Wir sind durch die geschichtlichen Ereignisse im germanischen

Raum doch etwas beschädigt worden gegenüber andern Kulturräumen, und das scheint sich zu wenden. Man spürt's auch an einzelnen Autoren, die jetzt Zugang haben zu unserem Raum, Autoren, die über lange Zeit mehr oder weniger ausgeschlossen wurden. Bei Claude Simon zum Beispiel erleben wir, dass sogar seine späten sperrigen Werke Beachtung finden. In aller Leute Mund sind sie noch nicht, aber immerhin präsent. Die Rezeption von Claude Simons Schaffen ist für mich sehr tröstlich.

Bücher, Kunstwerke generell, haben auch ihre eigene Zeit im individuellen Leben. Wie verhält es sich bei dir? Bleibst du deinen alten Lieblingen treu, hast du neue entdeckt, oder erlebst du vielleicht die alten auf ganz neue Weise?

Ich durfte die schöne und beinahe erheiternde Erfahrung machen, dass sich in meinen Bevorzugungen eine gewisse Statik offenbart, dass meine Lieblinge von ehedem auch die Lieblinge von heute sind. Angesichts der unbeständigen Lage, die uns als Lebewesen, denen das Ende eingeschrieben ist, zukommt, finde ich die Beständigkeit, die Dauer etwas Wunderschönes. Ich habe immer aus den Instinkten heraus gelebt und gelesen und stelle fest, dass diese Instinkte eigentlich sehr verlässlich sind. Es gibt wunderbare Instinkte, ich habe mich ein Leben lang auf sie verlassen können, und ich weiss nicht, ob meine bevorzugten Bücher, Bilder und Musikstücke auf mich gewartet haben oder ob ich auf sie gewartet habe, vielleicht beides. Wir haben auf einander gewartet, wir haben einander getroffen und haben einander treu bleiben dürfen.

Also würdest du eher zu einem Werk eines Lieblingsautors greifen, das du noch nicht gelesen hast, als einen neuen Autor entdecken wollen? Die wirklich beglückenden Werke oder Hervorbringungen gibt es nur selten. Das mag schmerzlich sein, andererseits hat es Gutes an sich. Man erstickt dann nicht an Überfülle, der Teller ist nicht so gefüllt, dass man den Appetit verliert. Um Gotteswillen, ich möchte mich nicht einfach ins Gestern versetzt fühlen, aber die paar guten Sachen, die ich antreffen durfte, begleiten mich, und ich gehöre zu diesen Leuten, die immer wieder auf das Gleiche zurückgreifen, sei es in der Musik, in der Literatur oder in der Bildnerei, aber nicht aus Rückständigkeit, sondern aus dem Gespür heraus, dass solche Erzeugnisse im Heute nicht ohne Weiteres

anzutreffen sind. Wo sie aber anzutreffen sind, begegne ich ihnen natürlich gerne. Es klingt arrogant, so zu reden, aber ich muss es schon tun. Ich habe ja auf die Instinkte hingewiesen, und die Instinkte macht man sich nicht selber. Darauf kann man sich nichts einbilden, und darum darf man auch darüber reden. Man könnte es christlich mit Gnade benennen: Ich hatte die Gnade, meinen Lieblingen zu begegnen und mit ihnen über Jahrzehnte hin leben zu dürfen.

Wie ich weiss, bist du ein ausgesprochener Liebhaber von Spätwerken. Daher komme ich fast nicht um die Frage herum, die dir bestimmt zu deinem Überdruss fortwährend gestellt wird: Zuckt es dich manchmal in deiner Schreibhand? Spürst du gelegentlich Lust, noch einmal Hand an einen eigenen Text zu legen?

Das ist tatsächlich eine Frage, die mir öfter begegnet, und dann muss ich leider sagen, dass ich sie nicht beantworten kann, weil ich sie auch früher nie beantwortet habe. Ich empfinde eine fast abergläubische Furcht davor, darüber zu reden. Ich hab's auch Dorli gegenüber nie getan, aber es ist schon so: Wenn man als Schreiber zur Welt kam, bleibt man Schreiber, auch wenn man nicht schreibt. Die Lust am Formulieren, die Lust an den Erscheinungen, also am Wind, an einem Gesicht, an einer Liebkosung, am Wiesenschaumkraut oder an der Pfingstrose, diese Lust nimmt vielleicht sogar zu, und man ertappt sich als Spätling immer wieder, dass man, auch wenn man vielleicht im Moment nicht gerade ausübend ist, dass man trotzdem, sozusagen ohne Spuren zu hinterlassen, dem Metier obliegt. Also man formuliert, man berauscht sich an zwei, drei Sätzen, die sich einstellen, oder man ist beinahe trunken über eine Stelle, die man antrifft, wie es mir neulich im Buch «Walden» von Henry David Thoreau passiert ist, wo er über die Glocken schreibt, die er gelegentlich am Sonntag hört, die Glocken von Concord und drei anderen Ortschaften, und wie sich der Klang dieser Glocken verfeinert und immer spiritueller wird, weil die Töne über eine weite Distanz und so viele Nadel- und Laubbäume streichen: gerade ein Dutzend Zeilen, die übrigens Charles Ives vertont hat. Da habe ich wieder gespürt, dass einen ein paar Prosazeilen – es können auch Gedichtzeilen sein – in eine andere Gegend versetzen können, wenn ein guter Wind, ein gutes Licht herrschen und dazu noch Heckenrosen blühen.

Du warst immer dem Zyklischen zugeneigt. Von daher meine letzte Frage: Wie hältst du es mit Geburtstagen und im Besonderen mit deinem bevorstehenden 85. Geburtstag?

Geburtstage haben wir eher bescheiden gehandhabt, Dorli und ich, aber Zyklen sind für mich wichtig, nicht nur für mich, für die Schöpfung insgesamt. Man könnte auch von Rhythmen sprechen, von Wiederholungen. Die Musik bezieht ja daraus ihr Wesen, indem sie immer wieder diese Anklänge bringt, diese Wiederholungen, auf die wir im Grunde genommen, oft ohne es zu wissen, immer wieder warten. Auch die Jahreszeiten haben etwas Refrainartiges an sich, der Herzschlag, die Atmung, die Sonnenauf- und -untergänge haben es auch. Wir – und was um uns herum ist und weit darüber hinaus – sind durchsetzt von Strukturen, von Rhythmen, von Wiederholungen, oder wie man diese Erscheinungen nennen mag, aber sie sollten nicht bewusst gepflegt und herausgestellt werden. Sie müssen sich einstellen, wie sich die Jahreszeiten einstellen, wie sich die Atmung, der Herzschlag, der Blutkreislauf abspielen. Das ergibt die grosse wunderbare Bewegung, zu der auch die Bewegung der Sterne gehört. Bewegung, Stille und Licht, das sind unglaublich wichtige Erscheinungen.

Und deine 85 Lebensjahresringe?

Ja, es ist erstaunlich, solche gehäuften Jahre zu erleben. Es ist kein reines Zuckerlecken, aber es ist schon ein Vorrecht, so lange dem Wind ein wenig begegnen zu dürfen, und dem Wiesenschaumkraut, den Leuten und den Schwalben.

Auch Paris

Matthias Gabi





	Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 50 (2007)	
T 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1	T 1 1	
Ich lasse keinen meiner Kirschbäume mehr so hoch werden	. Ich sage jeden	
oben ab. Ich will keine hohen Kirschbäume mehr.		
Gerhard Meier		









Die Städte haben ihren Wind die Dörfer ihren Drescherstaub Baugruben ihren Erdgeruch und Häuser ihre Leute die Leute ihre Seele nach Goethe gar zwei Seelen und jeder hat sein Taschentuch und seinen Mundgeruch.

Gerhard Meier

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 50 (2007)
Ich sagte, dass ich in das Wort Arakanga eigentlich ein wenig verliebt und dass die russische Steppe namens Karaganda als Landeplatz russischer Raumschiffe bekanntgeworden sei.
Gerhard Meier







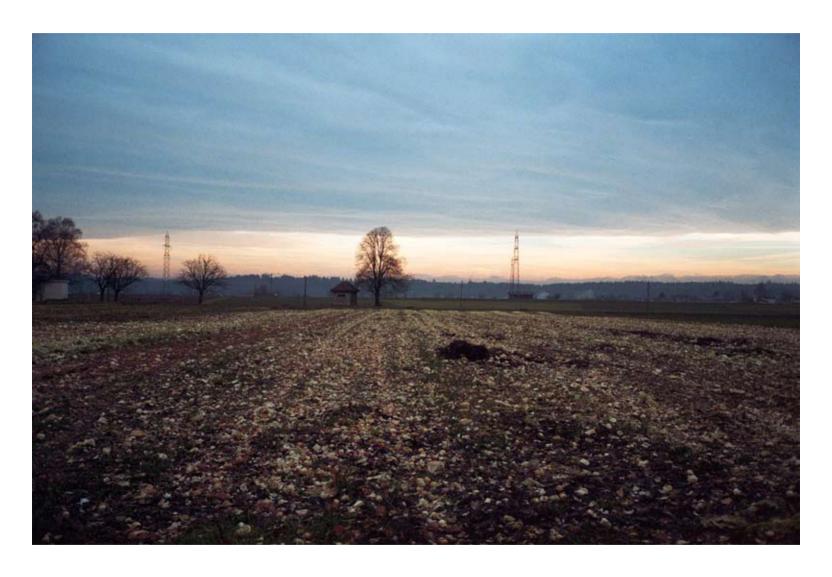
Jahrbuch des	Oheraargaus	Rd	50	(2007)

Vor den Häusern die Vormittage und hinter den Häusern die Nachmittage und hinter den Häusern die Kieswege und vor den Häusern die anderen Wege und in den Häusern die Blattpflanzen und vor den Fenstern die Blütenpflanzen, an den Wänden Porträts.

Gerhard Meier









Am 6. Oktober 2003 schrieb mir Gerhard Meier in einem Brief:

Das Dorf ist eine Welt. Und seine Leute, Matten, Wälder, Bäche, Schwalben, Schmeissfliegen und Skabiosen (ganz zu schweigen von den Distelfaltern, Abendpfauenaugen) sind die Skabiosen, Schmeissfliegen, Schwalben, Bäche, Wälder, Matten und Leute der Welt. Sonne und Wind sind so etwas wie deren Obere. Und der Oberste der Oberen ist der, der diese gestaltet hat, und alle die Welten.

(Natürlich ist auch Paris ein Dorf!)

«Diese Art der Begegnung mit dem Jura finde ich schön»

Zur Arbeit «Auch Paris» und die Begegnung mit Gerhard Meier

Robert Zemp im Gespräch mit Matthias Gabi

Was hat dich bewogen, mit dem Medium der Fotografie auf literarische Texte zu reagieren. Wie bezieht sich «Auch Paris» auf die Welt von Gerhard Meier?

Ich habe mir nie vorgenommen, jetzt mache ich etwas zu diesem Thema. Weggezogen nach Zürich, fuhr ich mit dem Zug regelmässig nach Hause, nach Niederbipp zurück. Mein Blick auf das Dorf, auf die Region veränderte sich. Von Olten her mit dem Bummler Richtung Jura-Südfuss öffnete sich mir eine sehr schöne Region mit kleinen Dörfern, den Industriebauten, die zwischen der lang gestreckten Autobahn und dem Bahntrassee kleben. An diesem Hügel habe ich oft fotografiert, auch aus dem fahrenden Zug, und dann auch in Niederbipp. Der Jura zeigt sich mir schon seit längerer Zeit als eine künstlerische Herausforderung. Seltsamerweise, wenn ich die Landschaften so betrachtete, tauchten in mir die Texte von Gerhard Meier auf. Ihre Stimmungen wurden präsent, lagerten sich gleichsam ab, legten sich über die Landschaft, sowohl beim Fotografieren wie auch beim Betrachten der Bilder. Über ein Jahr sammelte ich Fotografien, ohne bestimmtes Ziel. Es war ein Aussenblick auf etwas Bekanntes, das man aus der Distanz anders zu sehen beginnt. Ich merkte, dass in meinen Bildern etwas steckt, das in den Texten von Gerhard Meier auch zu finden ist, eine Gestimmtheit, die mich beim Fotografieren und beim Betrachten der Bilder beeinflusste, ohne dass ich die Texte vor mir gehabt hätte, sondern als etwas Erinnertes. Ich führe stets eine Kleinbildkamera mit. Mit ihr reagiere ich auf die Aussenwelt, auf Landschaften, architektonische Landschaften und Situationen, absichtslos. Ich sammle so Bilder ohne konkrete Idee oder Thema im Kopf.

Wann bist du Gerhard Meier zum ersten Mal begegnet? Ihr beide kommt aus Niederbipp. Wann und wo haben sich eure Wege gekreuzt?

Im Dorf Niederbipp weiss man, dass hier ein bekannter, erfolgreicher Schriftsteller lebt, und dass ein Weg nach ihm benannt wurde. Seine Bücher gelesen haben wohl nur wenige. Im Unterricht an der Sekundarschule in Niederbipp haben wir seine Texte ebenfalls nicht behandelt. Später, auf dem Weg ins Untergymnasium Langenthal, sah ich Gerhard Meier hin und wieder im Zug. Eines Tages sprach ich ihn an, und von da an unterhielten wir uns jeweils für die Dauer einer Zugfahrt zwischen Niederbipp und Langenthal, wenn wir uns zufällig im «Bipperlisi» trafen.

Später, im Frühling 2001, beschäftigte ich mich im Rahmen der Maturavorbereitung intensiver mit Gerhard Meier und seinem Werk. Es fand ein erstes Gespräch bei ihm zu Hause statt.

Wie hast du das Gespräch erlebt? Hat sich in Bezug auf das Lesen seiner Texte etwas verändert?

Bis dahin las ich nur Ausschnitte aus seinen Werken, vor allem aus der «Toteninsel». Ich konnte mich damals nur schwer in der Welt seiner Texte zurechtfinden. Im Hinblick auf die Matura habe ich dann die Trilogie «Toteninsel», «Borodino» und «Die Ballade vom Schneien» gelesen. Nach der Lektüre und im Gespräch mit dem Autor habe ich festgestellt, dass er nicht den unnahbaren, beinahe abgehobenen Dichter darstellt, sondern mitten im Leben steht. Spannend war für mich zu sehen, dass er so spricht und so denkt, wie er schreibt. Die Aufmerksamkeit gegenüber den kleinen Dingen ist ihm ebenso wichtig wie das Benennen so genannt wichtiger Ereignisse, also der grossen und lauten Dinge. Diese vielschichtige Sicht der Welt war für mich neu und faszinierend.

Ist für Gerhard Meier dieses gleichberechtigte Nebeneinander von scheinbar Gegensätzlichem tatsächlich ein Teil der Wirklichkeit oder nicht einfach eine literarische Konstruktion?

Aber Literatur ist doch wie alle anderen Ausdrucksformen, wie Film, Musik, Malerei, Fotografie, wie die Kunst allgemein, Teil der so genannten «Wirklichkeit»! In unserem Gespräch mit Gerhard Meier sagte er: «Das Bild von der Wirklichkeit, das wir haben, ist wahrscheinlich sehr

unwirklich. Ich glaube, es gibt sie vielleicht gar nicht, die Wirklichkeit.»

Ich bin auch dieser Meinung. Wenn wir von «Wirklichkeit» sprechen, müssen wir genau benennen, in welchem Kontext wir uns bewegen. «Wirklichkeit» als Begriff ist sehr verführerisch, weil wir so tun, als wüssten wir, wovon wir ausgehen. Mir ist der Begriff der «Welt», allenfalls der «äusseren Welt», lieber.

Und um auf die Frage zurückzukommen:

«Es ist alles Teil der Welt, das Schreckliche und das Schöne ... ja, es ist eine grossartige, wunderbare, schreckliche Welt», sagte mir Gerhard Meier schon mehrmals. Die Gleichzeitigkeit von allem, vom Schönen und Schrecklichen, vom Banalen und Auffälligen, ist Teil unserer Welt. Und diese Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit ist ein entscheidender Aspekt in Gerhard Meiers Schreiben.

Es stellt sich nun die Frage, wie diese Art von Welterfahrung zu Literatur wird.

Die Feststellung dieser Gleichzeitigkeit des Kleinen, Grossen, Schrecklichen und Schönen ist das eine. Schreiben, dass der Leser während des Lesens die Welt so erfährt, wie Meier sie empfindet, ist das andere. Was geschieht, wenn er uns die Welt so vermittelt, wie er sie denkt und sieht, seine Gedanken, die Emotionen, das mit allen Sinnen Erlebte zu Sprache werden?

Im Roman «Toteninsel» sagt Baur, Literatur sei mit der Textur eines Teppichs vergleichbar, mit Handgewobenem, dessen Farben und Motive sich wiederholten. In diesem Geflecht entstehe ein Netz mit vielfältigen Bezügen. Tatsächlich begegnen wir in Gerhard Meiers Schreiben immer wieder Motiven, die wiederkehren, zum Beispiel dem Kirschbaum, der nach der Ansicht des Schwagers Ferdinand oben abgesägt werden sollte. Bei jedem Besuch äussert er dieselbe Absichtserklärung, im Garten stehend und die Bäume kritisierend. Ausschweifen und wieder zurückkehren zu Motiven und Themen, an dieses teppichartig Gewobene der Texte muss man sich gewöhnen. Es sind nicht linear verlaufende Handlungen, wie sie uns vertraut sind mit Anfang und Ende, eher Zustände, innere und äussere Vorgänge, die sich ereignen und im Leseprozess immer wieder neu zusammenfügen.

Also eine eigene Lesart, nicht eine Geschichte mit Handlung, die von

einem Anfang zu einem Ende führt, nicht eine Geschichte, wie wir sie uns vorstellen, wie wir sie kennen.

Gerhard Meier zeigt uns eine Welt, die von ihrer Vielschichtigkeit lebt, Geschichten im traditionellen Sinne sind hier nicht mehr möglich, weil sie vereinfachen und abstrahieren und die Komplexität des tatsächlichen Lebens nicht zu fassen vermögen. Jede Geschichte ist nur ein kleines Segment aus der Fülle des Lebens. Dennoch scheint es, als ob sich in Gerhard Meiers Texten tausend Geschichten kreuzten.

Eingangs sagtest du, die Landschaft am Jura-Südfuss zwischen Olten und Niederbipp sei schön, es hätte Industriebauten, da und dort etwas ... Was meinst du hier mit «schön»?

Es ist ja nicht eine klassisch schöne Landschaft, die uns an einen Ferienort erinnert, sie besitzt etwas sehr Eigenes – schön ist ein schwieriges Wort. Der Jura ist einfach da, dieser grüne Hügel, imposant, fruchtbar und mächtig, aber auch felsig, steil und bedrohlich.

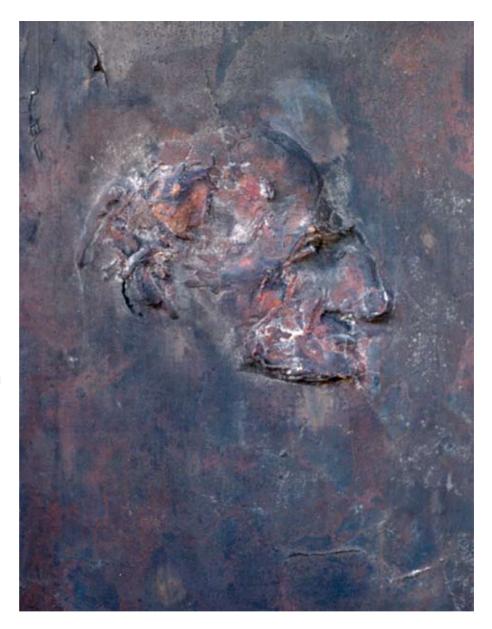
Etwas spricht mich in dieser Gegend an: Wie sich zum Beispiel die von Menschen geschaffenen Dinge diesen landschaftlichen Gegebenheiten anpassen müssen, sich darum herum gruppieren, nicht in einem raumplanerischen Sinn gemeint, sondern eher als Bild, das entsteht, wenn sich die Häuser an den Hügel anschmiegen und die lange Horizontlinie des Juras die Richtung weist, verstärkt durch die Linie der Autobahn, Fluchtlinien gleich. Der Jura erscheint mir dann als sichtbar bewegtes Bild und zugleich als erinnerte statische Begebenheit. Zusätzlich bewege ich mich im fahrenden Zug auf einer weiteren Fluchtlinie und bin sogar Teil davon, in Ruhe und Bewegung zugleich. Diese Art der Begegnung mit dem Jura finde ich schön.

Es entsteht also eine Sammlung von Bildern, ein paar hundert, sie sind einfach mal da, diese gesammelten Eindrücke und Stimmungen, wohl weniger deine Gestimmtheit meinend als jene der Landschaft, die dich interessiert.

Für mich kommt beides zusammen, das Innere und das Äussere, etwas sagt in mir, jetzt will ich fotografieren oder es interessiert mich nicht und ich lasse es bleiben. Dies hat auch mit der inneren Stimmung zu tun. Es gibt Leute, die fotografieren nie bei Nebel, wahrscheinlich weil sie meinen, schön sei etwas nur, wenn die Sonne scheint.

Porträt von Gerhard Meier, entstanden 1963 als Gipsplatte, 2001 in Bronze gegossen (55,5 × 90 cm gross, Ausschnitt). Das Bronzerelief stammt aus einer Serie von drei Bronzeplatten. Eingeschrieben sind unter- und oberhalb des im Profil dargestellten Kopfes handschriftlich wiedergegebene Texte aus dem Werk des Dichters.

Die Portraits entstanden in der alten Malzfabrik in Solothurn, dem damaligen Atelier von Schang Hutter. Der 46-jährge Gerhard Meier besuchte auf seinen «Stadtwanderungen» wiederholt den Bildhauer Schang Hutter in seinem Solothurner Atelier. Bei dieser Gelegenheit und bei einem kleinen Schwatz entstanden die Porträts von Gerhard Meier. «Je älter Gerhard wird um so mehr gleicht er seinem Portrait», bemerkte Schang Hutter kürzlich schmunzelnd.



Du bist also nicht in schlechter Stimmung, wenn du Nebel fotografierst?

Nein, es gibt Dinge, die eine gewisse Melancholie besitzen, wie dies auch in der Welt von Gerhard Meier zu finden ist. Das Glückliche ist nicht auf den Sonnenschein angewiesen.

Das erste Bild deiner Arbeit «Auch Paris» zeigt einen allein stehenden Baum irgendwo im Jura. Der einsame Baum im Jura und deine Aussage von vorhin erinnern mich an die Worte des Malers Caspar David Friedrich. Er sagt, er male Bilder, die er in sich trage und nicht Bilder von dem, was er vor sich sehe. Deine Juratanne erinnert mich immer wieder an Landschaftsbilder von Friedrich. Bist du dieser Juratanne begegnet, hast sie fotografisch festgehalten und im Bild etwas Vertrautes (wieder)-erkannt?

Wir gehen mit unbewusst in uns abgelagerten Bildvorstellungen durch die Welt, ob man nun fotografiert oder malt oder schaut, betrachtet. Man hat viele Bilder im Kopf und bekundet Mühe, wenn die «äusseren» Bilder nicht dem entsprechen, was man erwartet. Diese Erwartung hat mit den inneren Bildern zu tun. Mit dieser Vorgabe muss man sich auseinandersetzen. Es gibt nicht das ultimativ neue Bild aus dem Nichts, jedes Bild hat seine Vorgänger, seine Vorfahren guasi. Diese Abhängigkeiten unter den Bildern sind aber weder linear noch können sie offen gelegt werden. Es ist wichtig, sich bewusst zu sein, dass es innere «Bildablagerungen» gibt, die auf das Machen und Betrachten von Bildern einen grossen Einfluss haben. Wenn jemand sagen würde, er trage keine Bilder in sich, ich würde ihm nicht glauben. Die äussere Welt und die inneren Bilder stehen in einer Wechselwirkung, aus der wiederum Bilder entstehen. Wie das genau abläuft, kann man nicht sagen. Insofern würde ich behaupten, dass auch Caspar David Friedrich von inneren und äusseren Bildern beeinflusst gewesen ist.

Wir alle kennen Bilder vom Jura, die zum Klischee geworden sind, mit dem uns vertrauten Effekt der Wiedererkennung. Deine Bilder hingegen entziehen sich dem typischen Jurabild. Dennoch sei die Frage erlaubt, warum machst du nicht Jurabilder, die so schön sind, dass man sogar Postkarten herstellen könnte?

(lacht) Was mich interessiert ist das Bild, und ich bin überzeugt, das Bild,

auch das fotografische, verweist nicht nur auf seine Vorlage, also auf die sogenannte Realität oder Aussenwelt, sondern auch auf sich selbst als Bild. Das Bild besitzt eine eigene Existenz. Dies ist, so glaube ich, der Grund, warum ich dem Klischeebild intuitiv entgegenwirke. Es geht mir nicht darum, etwas festzuhalten aus der äusseren Welt, um das Bild im Wohnzimmer aufzuhängen und zu sagen, sieh, dort sieht es so aus, sondern ich will ein Bild schaffen. Das Wiedererkennen interessiert mich nicht. Klar spielen in der vorliegenden Arbeit die Juralandschaft und die Welt von Gerhard Meier eine Rolle, aber nicht im Sinne des konkreten, benennbaren Wiedererkennens.

Eine Referenz ist Gerhard Meier, du montierst Texte von ihm in deiner Arbeit «Auch Paris», behandelst sie wie Bilder, ohne diese «Textbilder» wäre der Bezug wohl nicht sehr offensichtlich?

Ich beziehe mich nicht nur auf Niederbipp, also auf die äussere Welt, sondern auch auf die Welt von Amrain. Das Schöne daran ist, dass ich mich auf Amrain und Niederbipp zugleich beziehen kann, damit kommt alles etwas ins Schwanken und unterläuft den direkten Bezug. Der Titel meiner Arbeit «Auch Paris» relativiert zudem einen ausschliesslichen Bezug zu einem bestimmten Ort. Referenzgrösse ist eher der gelesene Text und weniger die mess- und vermessbare Wirklichkeit.

Die äussere Welt lässt sich nie ganz ausschliessen, sie bleibt präsent. Schliesslich bewege ich mich in ihr, wenn ich fotografiere. Will ich ein Bild schaffen, dann ist der Bezug zur Landschaft, zur vorgefundenen, in der ich mich physisch bewege, und zu jener durch die Texte geschaffene Wirklichkeit präsent. Wenn ich durch den Jura wandere oder mit dem Zug vorbeifahre, nehme ich eine durch die Texte sozusagen vorformulierte Landschaft wahr.

Eigentlich ist es die Welt, die Gerhard Meier in seinen Büchern schafft, die du wahrnimmst. Die äussere Welt ist nicht unbedingt gesucht, sondern ergibt sich dann, ist unverzichtbar letztlich. Sie ist nun einfach einmal da. Du beziehst deine Bilder aus den Texten von Gerhard Meier, ob du willst oder nicht, nie ganz fassbar, eine Art mehrschichtiges Kontinuum, ein Kommen und Gehen, wie eine filmisch festgehaltene Bildfolge, vielleicht sogar in 4D. Du wählst aus. Mit dem Medium Fotoapparat suchst und fixierst du das optische Material. Du machst Bilder

und Gerhard Meier Texte, und beide befragen in ihrer Arbeit die Landschaft des Juras und verweisen damit zugleich auf eine Welt, die über diesen Flecken Erde hinausweist – auch Paris meinend – in je eigener und auch analoger Weise. Amrain ist überall.

Wie muss man sich nun den Schritt von den unzähligen Fotografien, die du sammelst, bis hin zur abgeschlossenen Arbeit mit den 18 Bildern vorstellen, wie sie nun gedruckt vorliegt oder in der Variante der 18 Bildtafeln?

In einem ersten Schritt sammle ich Bilder, nicht geplant eher beiläufig. Danach wähle ich aus, ein Vorgang, der ebenso wichtig ist wie das Drücken des Auslösers. Ich arbeite mit einer zweifachen Auswahl. Eine erste treffe ich auf den Kontaktabzügen, mit den kopierten Negativstreifen. Ich entscheide, von welchen Negativen Fotoabzüge hergestellt werden sollen.

Dann entstehen so genannte Arbeitsvergrösserungen. Da ich fotografiere, wenn ich nur schon vermute, dass etwas entstehen könnte, entstehen dann auch Bilder, die nicht überzeugen, die kippen, die den bildnerischen Ansprüchen nicht genügen. Ein Bild muss auch für sich allein bestehen können.

Du hast Texte und die Bilder ausgewählt, sie in eine bestimmte Reihenfolge gebracht. Nach welchen Kriterien erfolgt die Auswahl von Text und Bild, wie hast du die Bildfolge festgelegt?

Ich habe ähnlich wie beim Sammeln und Sichten der Fotos viele Textausschnitte gesucht, sie in Schnipselform vor mir ausgebreitet. Ich wusste dann, dass ich gewisse Zitate zu bestimmten Bildern setzen wollte, auch das Briefzitat war mir als Element der Arbeit wichtig. Und dann beginnt man zu bauen und auszuprobieren, bis Auswahl und Anordnung stimmen. Zuerst entstand die Arbeit in Form eines Heftes von kleinem Format (A5).

Die zweite Form, die Serie an der Wand mit den 18 Bildtafeln, verlangte, dass ich die Reihenfolge leicht veränderte. Mir gefällt an dieser Form, dass die 18 nebeneinander gereihten Bilder eine Linie, eine Fluchtlinie entstehen lassen.

Da die Anordnung der Bilder einer Linie folgt, entsteht eine Lesestruktur.

Wären die Bilder zu einem Block zusammengefügt, würden unmittelbare Querbezüge zwischen ihnen hergestellt. Dies wollte ich verhindern. Gewünscht sind mittelbare Bezüge. Die räumlichen Begebenheiten halten uns nahe an den Bildern, veranlassen uns hin- und herzuwandern.

Die Fluchtlinie ist so lang und der Korridor so eng, dass man die Bilder nicht mit einem Blick oder von einem Standpunkt her erfassen kann. Die 18 Bildtafeln lassen sich nur schreitend und in der vorgegebenen Abfolge wahrnehmen, wobei wir den Anfang und die Richtung der Abfolge selber bestimmen. Auf einen Blick erfassen wir wegen der räumlichen Verhältnisse nur wenige Bilder, nur Ausschnitte der Arbeit. Dies hat zur Folge, dass wir die Bilder vor allem als erinnerte Bilder zueinander in Beziehung setzen, vergleichbar mit einer Textfolge.

Das Jahrbuch übernimmt die Heftform der Arbeit. Im Vergleich zur Wandform im Gymnasium Oberaargau ermöglicht die vorliegende Form eine weitere Lesart. In der Buch- oder Heftform bleibst du an Ort und holst dir die Bilder, bei der Wandform gehst du zu den Bildern hin. Gemeinsam sind beiden Formen die lineare Abfolge der Bilder und die fehlende Distanz zum Betrachter, welche verunmöglicht, das Ganze zu überblicken. Gemeinsam bleibt die Möglichkeit, Anfang und Ende und die Leserichtung der Bildfolge selber zu bestimmen. Das Ganze entsteht deshalb als etwas Erinnertes im Kopf, als eigenes Bild. Ich sehe in dieser Lesart gewisse Parallelen zu den Texten von Gerhard Meier.

Du hast auch mit Gerhard Meier gesprochen, fragtest ihn, ob du Teile seiner Texte für deine Arbeit verwenden dürftest. Wie hat er reagiert? Ihm hat «Auch Paris» sehr gut gefallen. Seine Bemerkung, man sehe sofort, es handle sich nicht um eine Illustration seiner Texte, war mir sehr wichtig.

Mit einem Schmunzeln sagte er, meine Bilder hätten einen Ton, und da seine Texte auch einen bestimmten Ton hätten, kämen sie zusammen – und es töne nicht einmal falsch.

Matthias Gabi, geb. 1981, lebt und arbeitet in Zürich und Niederbipp.

Mit dem Jahrbuch eine neue Heimat gefunden

Niemand würde glauben, dass der Oberaargau einem Stadtberner zur Heimat werden könnte. Wo doch kaum ein Städter weiss, wo und was der Oberaargau ist.

Und doch ist es mir gelungen. Dabei hat mich nicht meine Geburt, sondern die Volkswahl zum Gerichtspräsidenten von Aarwangen ins Land der Hügel und Matten zwischen Napf und Jura gebracht und mich so eine zweite Heimat finden lassen.

Entscheidenden Anteil am kennen und lieben lernen des Oberaargaus als neue Heimat hatte für mich das Jahrbuch. Mit seinen historischen, naturwissenschaftlichen und heimatkundlichen Beiträgen ist es ein Spiegel der Lebenswelt und recht vielfältiges Abbild der oberaargauischen Vielfalt (Valentin Binggeli im Vorwort 1990). Es vermittelt dabei tatsächlich nicht nur Heimatkunde, sondern auch Heimatgefühl (Valentin Binggeli und Karl Flatt im Vorwort 1997).

Die Jahrbuchvereinigung erfüllt seit 50 Jahren den Zweckartikel in vorbildlicher Weise. Es gelingt ihr immer wieder, den Oberaargau nicht nur darzustellen und die Kenntnisse über diesen schönen Landesteil zu fördern, sondern auch, die Verantwortung dafür zu stärken, denn: Mit dem Wissen wächst die Verpflichtung (Karl Flatt im Vorwort 1982).

Ich gratuliere dem Jahrbuch des Oberaargaus von Herzen zum 50. Geburtstag und wünsche ihm weiterhin gutes Gelingen und viele interessierte Leser!

Marcel Cavin, Obergerichtspräsident, Aarwangen

Junges Schreiben im Oberaargau

Im März 2006 führte das Bildungszentrum Langenthal unter dem Titel «Junges Schreiben am bzL» eine Schreibwerkstatt durch. Im gleichen Jahr organisierte Daniel Grob aus Roggwil in seinem «Schreibmobil» einen Kurzgeschichten-Wettbewerb für junge Autorinnen und Autoren. Nachfolgend eine Auswahl aus den dabei entstandenen Texten.

Gezwungen

Im Moment war Kriegszeit zwischen den Germanen und uns, den Helvetiern. Ich war im Hauptheer. Vorne weg waren die Reittruppen. Fünf Stunden waren wir hinter ihnen. Ich wollte nicht in den Krieg, doch ich musste, ich wurde gezwungen! «Moro, nicht herumstehen, laufen!» «Ja, ist schon gut, Norbix!», rief ich. Nach drei Tagen Wandern kam der erste Kampf. Wir gewannen zwar den ersten Kampf, doch es gab trotzdem immer Tote, Verletzte und Entführte, auch bei den Gewinnern. Mein Bruder Omrox wurde erstochen, und ich war in einer Gruppe Entführter. Also war ich schon fast tot, denn die Entführten wurden Frauen gegeben, und die durften nachher entscheiden, was mit ihnen geschieht. Meist wurden sie geköpft oder lebendig verbrannt. Wir zogen weiter. Nach zwei Tagen kamen wir an ein Lager. Kurz darauf wurde jeder von uns an einen Pfahl gebunden. Es war das Schlimmste, was einem Krieger je passieren konnte. Er musste zusehen und zuhören, wie seine Freunde gefoltert wurden und man ihnen den Todesstoss versetzte. Nun war ich an der Reihe. Was würde mit mir geschehen? Panik stieg in mir auf!! Doch als ich die Frau sah, die über meine Zukunft entscheiden sollte, verflog meine Panik sofort. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein so wunderbares Geschöpf wie das, das vor mir stand, mir etwas zuleide tun konnte. Die Panik war nicht lange verschwunden, denn die Frau hatte ihr Schwert schon gezückt und hielt es mir an die Kehle. «Noch ein letztes Wort, Freundchen?», sagte sie spöttisch, und ich spürte die Klinge des Schwertes immer mehr gegen meinen Hals drücken. Mein Mut war so hoch gestiegen, ich wusste nicht warum. Darum sagte ich mit lauter und deutlicher Stimme: «Wer wurde von euch gezwungen, in den Krieg zu gehen? Wer von euch wollte nicht in den Krieg?» Es wurde still und ich sprach weiter: «Ich zum Beispiel, ich wurde gezwungen, in den Krieg zu gehen und ich bin mir sicher, ich bin nicht der Einzige, der dazu gezwungen wurde!» Das Schwert, das an meinen Hals drückte, sank, und sie rief: «Lasst ihn frei! Aber wenn du mir noch einmal unter die Augen kommst, hat dein letztes Stündlein geschlagen!» Ich wurde losgebunden und auf den Heimweg geschickt. Auf dem Heimweg studierte ich, warum sie das gemacht hatte. Wurde sie auch gezwungen, den Krieg mitzumachen?

Als ich nach Hause kam, wurde ich in eine neue Truppe gestellt. Wir

brachen erst wieder auf, als wir erneut mit den Germanen zusammenstiessen. Es war eine fürchterliche Schlacht. Nach kurzem Kampf traf mich ein Schwert und ich sank zu Boden. Hilflos lag ich da, und da sah ich sie und sie erblickte mich. Sie lief auf mich zu. Ich schloss die Augen und wartete auf den Stich des Schwertes. Doch ich spürte keinen Stich, sondern einen dumpfen Aufprall und für kurze Zeit einen heftigen Druck auf meinem Brustkorb. Als ich die Augen öffnete, sah ich die wunderschöne Frau, die bei der Entführung mich ausgeliefert bekommen hatte. Sie hatte ihr Schild über mich und über sich selber geworfen und schnitt sich mit ihrem Schwert, damit alle Krieger meinten, sie wäre tot. Nun hielt sie mir den Mund zu, damit ich kein Wort mehr sprechen konnte. Wir warteten, es wurde immer stiller und auf einmal war nichts mehr zu hören. Sie kroch unter dem Schild hervor und ich danach. Meine erste Frage war an sie: «Warum hast du das getan?» Sie antwortete: «Weil ich dich liebe!» «Ich liebe dich auch», sagte ich. Sie küsste mich und ich sie auch. Der Kuss endete schnell, denn ein Netz fiel über uns und eine Stimme sagte grimmig: «Ich hatte es mir gleich gedacht, als du ihn laufen liessest! Du bist eine Verräterin, Sahra, und du weisst, welche Strafe eine Verräterin bekommt! Nun zu dir Helvetier. Dein Volk wird auch keine Freude an dir haben! Ich denke mal, du wirst geköpft, so wie ich das Helvetiergesetz kenne.»

Wir hatten keine Chance, freizukommen. Er hatte noch andere Germanen bei sich und so kam es, dass wir zwei Tage nach diesem Ereignis am Boden knieten und den Kopf auf einem Holzbalken hatten, und ich rief noch ein letztes Mal: «Ich muss mich schämen für mein Volk! Die Liebe ist das Grösste, was es gibt, und nicht einmal mein Volk nimmt darauf Rücksicht!» So verklang meine Stimme. Ich spürte nur kurz den Schlag und dann war ich fort. Mit meiner Frau zusammen sahen wir auf unsere Länder hinunter, das letzte Mal! Wir gingen nun an einen besseren Ort, wo es nur Glück gab und keinen Hass.

Mischa Aeschlimann, geb. 1995, Langenthal

Gespräch mit einer Fliege

«Entschieden zu klein», entgegnete ihm die Fliege auf die Frage, wie sie ihre politischen Handlungsmöglichkeiten im Rahmen der letzten Wahlen beurteile. «Man übergeht uns einfach, niemand nimmt uns wahr», klagte sie weiter. Mit einem müden Aufschlagen der Flügel fügte sie an: «Trotz unseres breit angelegten Aktionsprogramms zur Emanzipation der Fliegen, Podiumsdiskussionen über die Teilhabe am politischen und kulturellen Leben in der Schweiz sowie einer Initiative zur Importbeschränkung billiger Fliegenklatschen aus dem EU-Raum sind wir nicht viel weiter gekommen.» Er schlug ihr vor, den heimischen Miststock zwischendurch zu verlassen und ein Büro zur Gleichstellung von Fliegen zu gründen. Erzürnt surrte sie ihn da an: «Du verstehst uns nicht!» Danach schwirrte sie beleidigt davon.

Stern

Verzeichnet

Vermessen

Vermarktet

Vergöttert

Verkauft

Verglüht

Vergangen

Vergessen

Mireille Braun, geb. 1983, Langnau i.E.

wenn

wenn ich lachen könnte wüsste ich, wie weinen und wenn ich weinen könnte wüsste ich, was fühlen

wenn ich was fühlen könnte würde ich reden denn wenn ich es sagen könnte würde ich deine Antwort hören

wenn ich dich hören könnte würde ich wissen, was du denkst und wenn ich das wüsste könnte ich mich verändern

wenn ich mich ändern würde dann könnte ich nicht mehr zweifeln denn wenn ich nicht mehr zweifeln würde könnte ich dir glauben

wenn ich glauben könnte würde ich dich verstehen und wenn ich dich verstehen würde könnte ich dich sehen

wenn ich dich sehen könnte wüsste ich, wen du in mir siehst und wenn ich das wüsste könnte ich lachen

Gabriela Gnägi, geb. 1989, Herzogenbuchsee

Ein grüner Zug

Wenige Zentimeter über dem Blattrand fliegt unendliches Grün vorbei. Ich sitze in einem Zugabteil, den Rücken ans Fenster gelehnt, die Beine ausgestreckt auf dem Sitz. So blicke ich ruhig durch die Scheibe im gegenüberliegenden Abteil. Unzählige Blätter, Äste und Stämme flitzen den Gleisen entlang, Land, soweit das Auge reicht. Es bleibt unbekannt und fesselt doch den Blick. In meinem Rücken rauscht ein anderer Zug wie ein böser Schatten vorbei. Wenn er verschwindet, wird auch der Horizont hinter ihm wieder grün. An sich ist es schön, das alles zu sehen.

Ich sitze und schreibe, vielmehr, ich kritzle. Ein Blatt, das Schwingen des schreibenden Stiftes, ein Text, ich mag das. Es ist so ruhig, so beruhigend. Zeichen für Zeichen, Wort für Wort. Eigentlich tue ich gar nichts und so scheint es immer zu sein. Liegt ein Blatt vor mir, klemmt der Stift zwischen den Fingern, das Papier füllt sich von alleine. Rhythmische Impulse, ausgesandt von der Ruhe um mich herum, lassen mich die Hand weiterführen. Keine Musik im Ohr, keine Bewegung, keine Stimmen, keine Leidenschaft. Den Schmerz in Hals und Rücken spüre ich nicht mehr, nicht einmal den Stift oder den Kopf.

Eine alte Scheibe dreht in meinem Discman ihre Runden. Sie ist zer-kratzt, aber sie wird gelesen, wie schon seit vielen Jahren. Ich mag diese Platte, die Musik ruft viele Erinnerungen hervor. Gesten, Bewegungen, Farben und Düfte, die lebendig werden und mein Lächeln bestärken. Ein Fluss zieht sich durch das flache Land, der Zug überquert lautlos eine Brücke. Am Ufer ein grosses Gelände mit eckigen, unförmigen Gebäuden. Die Details werden klarer: eine Sägerei mit verstaubten Fenstern und alten Maschinen. Dunkler Rauch, der einem Schlot mit zerfressener Hülle entweicht, wirft gespenstische Schatten. Der Turm wird grösser, kommt aus spitzem Winkel auf mich zu, unerträglich langsam – und zieht vorbei.

Der Rücken schmerzt, ich möchte nicht schreiben und nicht daran denken, was heute noch auf dem Plan steht. Ich will fliegen, Melodien im Ohr, Ruhe im Kopf, ein entlasteter Körper. Sanft und geschmeidig wie ein Kissen aus Samt soll die Umgebung sein, nur so möchte ich sie spüren, so zerfliessen und in ihr aufgehen. Jede Bewegung ist mir heilig, jede Änderung der Frequenz im Ohr, jedes farbige Blinzeln, das von

diesem Meer aus Bäumen ausgeht. Jeder gestauchte Wirbel, die verkrustete Wunde am Arm, die verätzte Achillessehne, ich mag das, denn ich empfinde. Ich spüre, ich lebe. Aus dem Fenster schauen, das Rollen des Zuges hören, ein Auto mit einem Menschen drin sehen, ein Festmahl riechen, in irgendeinem Augenblick sein. Ich wäre gern am Tanzen, nichts ausser dem Rhythmus gäbe es. Keinen stechenden Schmerz, keine drückenden Aufgaben, keine würgenden Erwartungen.

Ein besorgter Mensch im anderen Abteil. Steif ist sein Blick auf den alten, grauen, durchgesessenen Sitzbezug gerichtet. Auch sein Leben ist also nicht optimal. Ein Gähnen verzerrt ein übernächtigtes Gesicht. Ich sehe es, höre es nicht, in meinem Ohr nur der dumpfe Bassschlag, dar- über eine traurige Hoffnungsmelodie. Ich könnte weinen, so stark sind die Erinnerungen. Bilder aus alten Tagen, einsame Abende auf dem Bett, Sonnenuntergänge mit einem Mädchen, durchtanzte Nächte. Die Sehnsucht ist gross, nur in schwerelosen Augenblicken zu leben, die nicht vom Verstand zunichte gemacht werden, Leben, ohne dass es drückt und schmerzt. Solche Erinnerungen habe ich viele, sie sind hart, zart, dumpf, schneidend, jauchzend, schreiend. Sie existieren nur noch in meinem Kopf.

Die Strohballen und Sandwolken in der Welt da draussen, faszinierend. Nie mehr wegschauen. Ich wünschte, ich wäre bei meiner Freundin, könnte die Wärme spüren, Freude haben an der vertrauten Umarmung, eng umschlungen die Aussicht auf einem Berg geniessen und nicht denken, das habe keinen Sinn. Möchte ungespielt lächeln können in diesen Momenten ohne ratio und ohne Bewusstsein für den anderen Teil des Lebens.

Die Musik verstummt, die Platte steht still. Das Pfeifen des Windes, das Kratzen des Stiftes, Zeitungsrascheln, das Lachen und Tratschen der Leute, das Hoffen und Verlieren beim Spiel, die Schmerzen im Rücken, alles ist wieder da. Die Hülle des Friedens ist zerplatzt. Es scheint mir, ich habe gelebt, diesen ganzen Augenblick zuvor, aber es ist Illusion, ich habe geträumt, bin geflogen im Moment. – Der Bahnhof rückt in Sichtweite, der Zug rattert über die Weichen.

Benjamin Lehmann, geb. 1987, Herzogenbuchsee

Ohne Strohhalm

Ich war schon immer ein leidenschaftlicher Kaffeemacher. Schon mit zwölf Jahren, als ich Kaffee noch gar nicht gern hatte, hatte ich Freude daran, meinen Eltern Kaffee zuzubereiten. Und wenn diese keinen Kaffee wollten, liess ich die Kaffeemaschine laufen, füllte die Tasse mit Kaffee, probierte einen Schluck und stellte ernüchtert fest, dass mir mein Kaffee immer noch nicht besser schmeckte. Enttäuscht entsorgte ich den Kaffee, um ein bis zwei Stunden später denselben Versuch erneut zu starten. Lange Zeit in meinen frühen Jugendjahren sehnte ich mich nach dem Moment, der mein Geschmacksempfinden gegenüber dem Kaffee verändern und mich zu einem Kaffeegeniesser machen würde. Als ich in die Pubertät kam, setzten die Gefühle ein. Doch anstatt wie alle anderen Knaben die Gunst der Mädchen erwerben zu wollen, ersuchte ich die Gunst des Kaffees. Anstelle der Rosen, Parfüme, Schuhe und anderen unzähligen Sachen, die für die Frauen hätten gekauft werden müssen, habe ich meinem Kaffee und meinem Geschmacksempfinden dem Kaffee gegenüber zuliebe Kaffeemaschinen, Tassen, Zucker, Löffel und jegliches weitere Material, das zum Geniessen eines Kaffees vonnöten wäre, gekauft. Alles Geld investierte ich in die Dressur meines Geschmackempfindens.

Mit der Zeit hatte ich jeden Kaffee zu jeder Zeitung an jedem Tischmodell zu jeder Tageszeit probiert. Jede mögliche Kombination hatte ich hinter mir. Den Vier-Uhr-Kaffee ganz schwarz in der Baumhütte der Nachbarjungen; den Acht-Uhr-Kaffee um acht Uhr zwölf während der Begehung eines Zuchthauses; den Zwei-Uhr-Dreissig-Kaffee mit dem «Tages-Anzeiger» auf dem Sprungturm der örtlichen Badeanstalt; ja sogar während einer Fahrt mit der Achterbahn hatte ich den Versuch gestartet, Kaffee zu mögen.

Nichts ...

Dann passierte es. Ich erinnere mich genau. Es war der 22. November 2004 beim Zehn-Uhr-Kaffee, als ich mich am achten Kaffee des Tages, dem ich nie solche Bedeutung beigemessen hätte, versuchte, und der Zeiger der Uhr gerade die Schwelle zu eins nach zehn überschritt. Es war ein angenehmes Wetter, jedoch ein bisschen stürmisch. Die Sonne versteckte sich nur selten hinter Wolken. Viele Leute liefen vorbei. Mit Hut, ohne Hut. Lange Hosen, kurze Hosen. Mit Hund, ohne Hund ... Ich

probierte also diesen Kaffee, erweiterte ihn mit einer Prise Zucker und probierte erneut. Unerwartet fand ich Gefallen am Kaffee; ich genoss ihn förmlich.

Da wusste ich, der erste und wichtigste Schritt war getan. Als Folge verdoppelte ich meine Tagesdosis an Kaffee und griff somit alle 15 Minuten zur Tasse. Neue Hoffnung fand sich, und mit der Zeit kamen immer mehr Kaffees dazu, die ich mochte. Dank des riesigen Arsenals an Kaffeemaschinen und meinem Zimmer voll mit Tassen, Untertassen und Löffeln konnte ich die zur Seite der mir gefallenden Kaffees zählenden Kaffees doppelt geniessen.

Nach nicht einmal einem halben Jahr genoss ich jegliche mir bekannte Art (und ich kannte viele Kaffees) mit Freude und fand keine Kaffeesorte, die meinem Geschmacksempfinden nicht entsprach. Ich trank Kaffee, empfahl Kaffee, produzierte Kaffee, dosierte Kaffee, bediente Kaffeemaschinen, genoss Kaffee; ich war Kaffee.

Dass ein so leidenschaftlicher Kaffeekenner und Kaffeegeniesser in einer unwichtigen, unbekannten Starbucks-Coffee-Filiale enden würde, hätte niemand gedacht ...

Valerio Moser, geb. 1988, Langenthal

Der Sommer

Strahlend blauer Himmel, kein einziges Wölklein ist zu sehen. Die Sonne strahlt auf den Asphalt, dass die Autos nur so glitzern. Die Kinder spielen fröhlich in den wunderschönen Gärten, die mit vielen verschiedenen Blumen und kräftigem Grün geschmückt sind. Sonnenblumen, so hoch wie wir, wachsen im Blumenbeet und schauen auf andere bunte Blümchen hinunter. Andere Kinder sitzen am Strassenrand und beobachten Menschen, die strahlend, aber auch müde durch die Strassen hetzen. obwohl sie nichts zu stressen haben. Weil ihr Chef sowieso zur Arbeit auch zu spät kommt. Niemand will doch an so einem Tag vor Sonnenaufgang aufstehen. Und was soll man schon im Büro? Man braucht nur mehr Strom, wenn in jedem Zimmer bis zu drei Ventilatoren stehen und durchgehend den Kopf der Angestellten lüften. Der Eismann ist zurzeit der beliebteste Mann auf Erden, zumindest bei den Kindern. Das Schwimmbad besteht bald nur noch aus lauter halbnackten Menschen. die sich in der prallen Sonne bräunen, oder die den ganzen Tag im Wasser sind und so tun, als würden sie kilometerweise schwimmen. Die Hausfrauen erledigen zu Hause schwitzend ihre Arbeit. Doch am späteren Nachmittag beschlagnahmt wohl jede ein schattiges Plätzchen im Garten und liest einen guten Krimi. Oder sie gehen in ein Café und tratschen über Gott und die Welt. Die Jugend latscht sich mit Flip-Flops die Füsse platt, während sie die neueste Mode auf den Kleiderständern des Einkaufszentrums bewundert. Auf der Wiese summen die Bienen von Blüte zu Blüte und stechen ab und zu etwas Menschliches, das ihnen in die Quere kommt. Jedes einzelne Käferchen macht einen sonnigen Spaziergang über Stock und Stein. Und wenn sie Glück haben, werden sie nicht von Füssen zu Mus verarbeitet. Die Vögel ordnen ihre Federn, räumen die Krümel unter Restauranttischen weg und zwitschern den ganzen Tag vor sich hin. Die Zecken warten auf saftiges Blut von Menschen, die zu arm sind, um Insektenspray zu kaufen. Und die, die schon ein Opfer gefunden haben, werden vielleicht gerade qualvoll aus der Haut gedreht. Am Abend geniessen die Familien die kühle Abendsommerluft, indem sie mit Freunden grillieren.

Ja, so schön kann Sommer sein ... «Blöd ist nur, dass es draussen schneit und Weihnachten vor der Türe steht», dachte ich und klappte das Tagebuch zu.

Sarah Walser, geb. 1992, Langenthal

In meinem Zettelkasten gibt es als Quellenangabe immer wieder den Vermerk OAJB. Irgendeinmal habe ich wohl beim Notieren den Namen der Region vor das «Jahrbuch» gesetzt, und so ist die Abkürzung für das «Jahrbuch des Oberaargaus» für mich bis heute so geblieben.

1984 erschien hier, zusammen mit Valentin Binggeli, mein erster in einem Buch abgedruckter Artikel: «Das neu gestaltete Museum Langenthal». Da war ich schon ein wenig stolz. Ein Jahrbuch ist ein eigenartiges Medium: Es scheint als hätten alle Themen darin Platz. Das ist schön! Was dem Schriftsteller Gerhard Meier mit der Literatur gelingt, die ganze Welt aus der Provinz heraus zu betrachten und zu verstehen, findet man auf andere Weise auch im OAJB mit der Vielfalt der einzelnen Artikel.

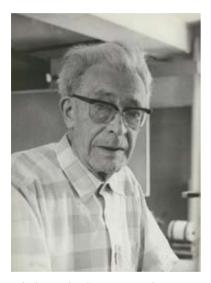
Wie vielschichtig das OAJB tatsächlich ist, erfasste ich beim Ausstellungsprojekt «Arbeit, Rausch & Wunder – Eine Entdeckungsreise entlang der Heimlichkeiten des Oberaargaus» für das Kunsthaus Langenthal. Inspiriert vom Musée sentimental des Künstlers Daniel Spoerri ging es darum, aussergewöhnliche Objekte und ihre Geschichten zusammenzutragen, um in einer Ausstellung das aus vielen speziellen Facetten zusammengesetzte Bild einer Region zu zeigen. Wie verschafft man sich innerhalb eines halben Jahres den Überblick über eine Gegend und findet rasch eine Vielzahl von ausserordentlichen Geschichten und ihre Objekte, die – so mein Anspruch – nicht allen schon bekannt sind.

Die erste Quelle war das OAJB. Schnell merkte ich, dass es sich lohnt, nicht mit den Übersichten zu arbeiten, sondern Band für Band durchzublättern und vor allem querzulesen: Überschriften, Fussnoten und Literaturangaben waren genauso aufschlussreich wie die Texte und Bilder. Oft waren die Angaben im OAJB Anregung für weitere Recherchen oder gaben Tipps, an anderen Orten weiterzusuchen. Später fanden zwei für die Ausstellung neu entdeckte Geschichten als Artikel Aufnahme ins Jahrbuch 1995: «Marie Anna Leuenberger von Lotzwil in der Autobiografie von André Gide» und die «Die Hausierertrucke des Christian Jost». Für viele meiner Ausstellungsprojekte ist das OAJB immer wieder eine wichtige Quelle. Gut, dass es in vielen grossen Bibliotheken der Region zu finden ist. In meinem Büchergestell stehen allerdings nur zwei Bände: der von 1984 mit meinem ersten Artikel und der von 2005 mit dem Artikel von Gerhard Meier über seine Frau Dorli.

Beat Gugger, Burgdorf

Jakob Weder – ein anachronistischer oder visionärer Einzelgänger?

Peter Killer



Jakob Weder (1906-1990)

18 Jahre sind seit dem Tod von Jakob Weder vergangen, dem neben Cuno Amiet bedeutendsten Oberaargauer Maler des 20. Jahrhunderts. 18 Jahre sind eine Zeitspanne, die eine gewisse kritische Distanz erlauben. Der Nachrufschreiber (Jahrbuch des Oberaargaus 1991) war der Person des Künstlers mindestens so nah wie dessen Bilder. Heute – auch wenn viele Erinnerungen nach wie vor lebendig sind – steht das Werk im Vordergrund meines Bewusstseins.

18 Jahre – fast zwei Jahrzehnte. Zwei ganz besondere Jahrzehnte in der Geschichte der Kunst. Die Zahl der Kunstschaffenden, die unsere Aufmerksamkeit finden möchten, hat fast exponentiell zugenommen. War vorher der Begriff «Weltkunst» nicht viel mehr als ein schönes Wort, so begegnen wir heute auf den internationalen Übersichtsausstellungen tatsächlich Künstlerinnen und Künstlern von allen Kontinenten. Auf dem Schweizer Kunstmarkt geht es zu und her wie auf dem übrigen Warenmarkt: auffällig viel kommt aus dem Ausland, häufig aus China. Ich bedauere diesen Trend weniger aus einer Ehret-einheimisches-Schaffen-Gesinnung heraus als aus der Erfahrung, dass die Kunstschwemme auch sogenannte Fachleute ohnmächtig konstatieren lässt, die Übersicht verloren zu haben. So viel Kunst erheischt Aufmerksamkeit, dass die Speicherfähigkeit des besten Gehirns überfordert wird. Der aggressive Ansturm des Neuen kann bedeuten, dass unser Erinnerungsvermögen das Alte löscht.

Hinzu kommt, dass sich in den letzten beiden Jahrzehnten die Trends und Moden immer rascher verändert haben. Ist Ihnen beispielsweise auch aufgefallen, dass der vier Jahre vor Jakob Weder verstorbene Joseph Beuys, der Superstar der achtziger Jahre, aus den meisten Museumssammlungen verschwunden ist? Die Werke des damals hoch ge-

feierten Künstlers sind in den Depots eingelagert. So rasch geht das heute. Wenn nicht rührige Nachlassverwalter und Kunsthändler das Interesse ständig neu wecken, kann ein Œuvre in kürzester Zeit dem Vergessen anheimfallen.

Auf der aktuellen Internetseite der Musikfakultät der Universität Montreal liest man:

Jakob Weder (1906–1990), an almost unknown Swiss artist, painted 51 works titled Farbsymphonien (color symphonies). Twenty-eight of them are based on Bach's music, and nineteen on compositions by Brahms, Gluck, Haendel, Schubert and Schumann. Visually impressive, all are non-figurative paintings, which propose an entirely new relationship between the visual arts and music. «I have long wanted to create symphonies with colors, just as it is done in music with sounds.» (Weder, 1985)

... an almost unknown Swiss artist ... – ein fast unbekannter Schweizer Künstler? Diese Aussage muss relativiert werden. Weders Ruf, ja Ruhm hat sich seit seinem Tod verstärkt. Die Fama, dass ein Künstler erst sterben muss, bis das Geschaffene zur Kenntnis genommen wird, stimmt generell nicht. Die Zahl jener Nachlässe, die entsorgt werden müssen, im Brockenhaus oder in der Kehrichtverbrennung landen, weil sich niemand dafür interessiert, ist Legion. Hingegen weiss ich nur einen, der es nach lebenslänglicher Missachtung zu Weltruf gebracht hat: Vincent van Gogh.

Weder war zu Lebzeiten kein Unbekannter auf der schweizerischen und internationalen Kunstszene. Als schwer einzuordnender Einzelgänger stand er allerdings auch nie im Zentrum der Aufmerksamkeit. Das ist bis heute so geblieben. Aber vergessen gegangen ist er trotzdem nicht. Weders Bilder sind seither immer wieder in Ausstellungen gezeigt worden und im Worldwide Web präsent. Die letzte grosse Ausstellung fand vom 10. September bis 22. Oktober 2006 in der Fondation Saner in Studen statt. Auch liegt mit Samuel Wittwers «Jakob Weder – Die Wahrheit der Farbe» seit 1995 eine repräsentative Publikation über den Künstler vor.

Jakob Weders Kunst wurde ab und zu mit jener konstruktivistischer Künstler wie den «Zürcher Konkreten» in Verbindung gebracht. Geometrische Formen hat er jedoch nur verwendet, weil sie leicht zu berechnen waren, weil mit ihrer Hilfe Farbquantität und -qualität objektivierbar

waren. Nach dem Tod der Meister der «konkreten Kunst» erlebten die Preise ihrer Bilder nicht selten Einbussen, während die Werke Weders Preissteigerungen erfuhren oder zumindest ihren Wert behielten.

Bilder fürs Kerzenlicht

Samuel Wittwer beendete seine «Schlussbemerkungen» mit dem Satz: «Auch wenn sich das Werk des eigensinnigen Künstlers Jakob Weder nicht vollkommen frei von Widersprüchen präsentiert, bildet es doch eine faszinierende und nicht zu unterschätzende Facette der Malerei des 20. Jahrhunderts, die es zu beachten und noch weiter zu entdecken gilt.» Welche Widersprüche der Autor meint, ist mir nicht bekannt. Bei allen Begegnungen und Gesprächen habe ich Jakob Weder nie widersprüchlich erlebt, sondern immer von einer unbeirrbaren Gradlinigkeit. Widersprüchlich, anachronistisch empfand ich ihn höchstens – auch wenn er als einer der ersten den Computer zu seinem Arbeitsinstrument machte – in seinem Verhältnis zur modernen Zeit.

Jakob Weders grösster Schatz war sein 135-teiliges «Farbenklavier». Ich erinnere mich, dass ich bei der Vorbereitung der grossen Ausstellung im Kunstmuseum Olten (1987) den Wunsch hatte, von einem Schreiner ein Duplikat seines Farbkastens anfertigen zu lassen, in dessen 135 Fächer ein Häufchen der entsprechenden Farben hätte zu liegen kommen sollen. Der im Übrigen äusserst kollaborative Künstler wollte von diesem Ansinnen nichts wissen, denn wenn sich auf dem Transport die einzelnen Farben vermischt hätten, wäre das in monatelanger Arbeit gemischte Farbmaterial für ihn später unbrauchbar gewesen. Dieses Farbklavier bzw. die 135 Farbtöne waren für Weder im wahrsten Wortsinn von unersetzbarem Wert. (Ebenso sehr Sorge trug er seinem Rechencomputer, wäre er kaputtgegangen, hätte die langwierige Programmierungsarbeit wiederholt werden müssen.)

Soviel ich weiss, hat sich noch keiner aller Autoren, die sich mit Jakob Weder beschäftigt haben, die Frage gestellt, wieso der Farbkasten 135 Fächer zählen musste, also weit differenzierter als die normale Malerpalette war. Samuel Wittwer schreibt: «Mit der abgeschlossenen Normung seiner Grauleiter und zwölf gleichabständigen Farbkreisstufen hatte Weder nun die Eckpfeiler zur Einrichtung eines Farbkastens. Er







Die Hell-Dunkel-Skala bewahrt auch bei schlechtem Licht ihre gleichmässige Abstufung. Hingegen verändern sich die Buntfarben stark. Den alten Meistern war es wichtig, dass ihre Bilder in jeder Beleuchtung zur Wirkung kamen, im Tages- wie im Dämmerungslicht, im Schein von Kerzen oder Öllampen gültig waren. Dies wurde durch eine sorgfältige Hell-Dunkelabstufung erreicht.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Leonardo da Vinci (1452–1519) diesem Problem. Unsere Abbildungsreihe zeigt die «Mona Lisa» bei guten und schlechteren Lichtverhältnissen (Louvre, Paris).

berechnete und mischte für jeden reinen Buntwert eine je vierstufige Weiss- und Schwarzgleiche und die drei das Farbendreieck ausfüllenden trüben Töne, was also zu jedem Farbton insgesamt neun Nuancen ergab. Die 120 Bunttöne ergänzte er mit einer dreizehnteiligen Ausführung der Grauleiter, was inklusive Weiss und Schwarz einen 135-teiligen Farbkasten zur Folge hatte.» – Wozu das alles?

Weil Jakob Weder einen altmeisterlichen Anspruch an seine Bilder stellte. Bis das Gaslicht und die elektrische Beleuchtung die Wohnungen zu erhellen begannen, also bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, gehörte es zu den Anforderungen, die der Käufer oder Auftraggeber und somit auch der Künstler an ein Bild stellten, dass es auch bei schlechter Beleuchtung gut zur Geltung kommen musste. Es musste im schummrigen Kerzenlicht oder im Schein von Öllampen ebenso effektvoll sein wie bei Tage. Zum Grundwissen eines Malers gehörte es, dass eine Hell-Dunkel-Reihe (also die Abstufung zwischen Weiss und Schwarz, aber auch die Gradierung von dunklem bis zu hellem Braun) sich auch bei schlechtem Licht nicht wesentlich verändert. Zwar wird das Weiss im Düstern zu Grau, aber im differenzierbaren Bereich bleibt die Stufung erhalten. Die reinen Buntfarben hingegen verändern sich mit den Lichtverhältnissen: im Halbdunkel lässt sich beispielsweise ein Grün nicht

Der moderne Maler geht davon aus, dass seine Bilder in gut belichteten und beleuchteten Räumen präsentiert werden. Im schlechten Licht würden sich die Farbklänge und die Spannung verlieren. Wo ein Lichtschalter betätigt werden kann, muss dem Problem der Hell-Dunkel-Wertigkeit keine grosse Beachtung mehr geschenkt werden.

Franz Marc (1880–1916): Blauschwarzer Fuchs, 1911, Öl auf Leinwand, Von der Heydt-Museum, Wuppertal



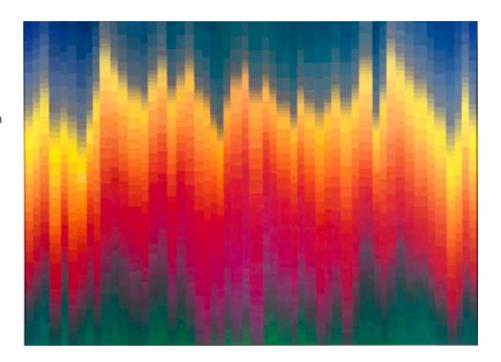


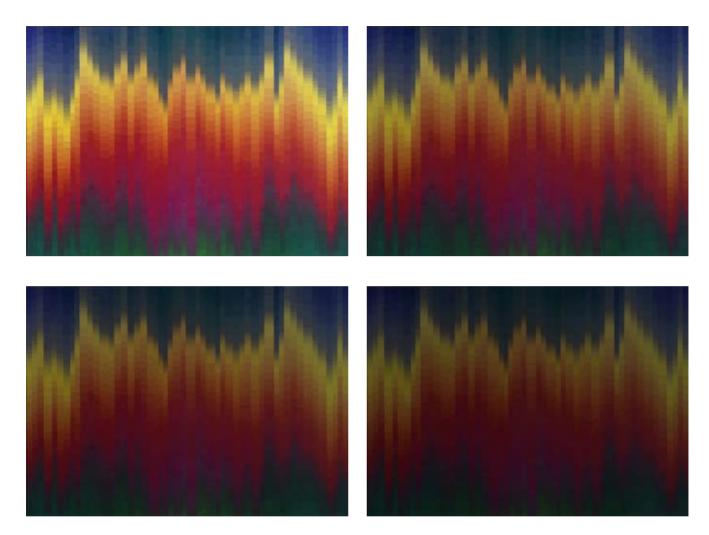




mehr von einem gleich hellen Blau unterscheiden. Damit ein Bild in einer düsteren Kirche oder im Halbdunkel eines Palastes zur Geltung kommen konnte, musste also den Hell-Dunkel-Verläufen grösste Aufmerksamkeit geschenkt werden. Diese wurden durch die Beimischung von Weiss, Grau und Schwarz oder Braun erreicht. (Das ist auch die simple Erklärung, wieso alte Bilder unbunt sind.) Ob man die Mona Lisa im besten Museumslicht oder im Halbdunkel betrachtet, sie bleibt die Mona Lisa. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten Innenräume mit Gas beleuchtet, und im letzten Viertel kamen die elektrischen Glühfadenlampen auf. Diese Erfindungen begannen sich um die Wende zum 20. Jahrhundert auch auf die Kunst auszuwirken. Die Künstler konnten nun davon ausgehen, dass die Räume, in denen ihre Werke platziert wurden, angemessen beleuchtet waren. Unter diesen Voraussetzungen konnte ganz anders gemalt werden als im Kerzen- und Öllampenzeitalter. Der Beginn der Epoche der «modernen Kunst» fällt also mit dem Wechsel der Beleuchtungstechnologie zusammen. Die französischen Fauvisten und deutschen Expressionisten verwendeten die Farben in Jakob Weder malte – im Gegensatz zu den allermeisten Künstlern des 20. Jahrhunderts – Bilder, die auch bei schlechten Lichtverhältnisse wirkungsvoll bleiben.

Die Überheblichkeit des Menschen im Verhältnis zur Natur. Farbsymphonie. Oktober 1989. Privatbesitz





ihrer vollen Leuchtkraft. Wie sich das schlecht beleuchtete Bild verändern würde, interessierte sie kaum. Sie gingen davon aus, dass es abends im Kunstlicht präsentiert würde. Im Halbdunkel zeigt sich ein Bild wie der «Schwarzblaue Fuchs; von Franz Marc (1911) ungleichgewichtig und spannungslos.

Jakob Weder wollte sich die Freiheiten nicht herausnehmen, die für viele Künstler bereits am Anfang des 20. Jahrhunderts selbstverständlich waren. Alle seine Bilder sind so aufgebaut, dass die Farbstufungen gleichzeitig Hell-Dunkel-Stufungen sind. Deshalb hat er in seinem Farbfächerkasten «allen reinen Buntwerten je vierstufige Weiss- und Schwarzgleiche» zugeordnet. Mit der minutiösen Beachtung der Graustufen nahm Weder allerdings in Kauf, dass seine Bilder nur ausnahmsweise die Farbintensität erreichen konnten, wie sie für die Meisterwerke des 20. Jahrhunderts typisch ist.

Vielleicht ist der Anspruch, dass ein Bild auch bei schlechtem Licht gültig sein muss, anachronistisch – vielleicht aber auch visionär. Angesichts der drohenden weltweiten Energiekrise könnte es ja wohl sein, dass in nicht allzu ferner Zeit optimal beleuchtete Räume keine Selbstverständlichkeit mehr sind.

Durch das Jahrbuch mit dem Oberaargau vernetzt

Ich freue mich stets auf das neue Oberaargauer Jahrbuch. Ich finde fast immer etwas, das mich interessiert. Aber die langen historischen Abhandlungen lese ich nicht. Geschichte interessiert mich etwa, wenn über alte Höfe und Familien berichtet wird, oder wenn es um Biografien geht. Zum Beispiel erinnere ich mich an einen grossen heimatkundlichen Artikel über Steinhof und Steinenberg; den las ich gerne, das war spannend. (K. L. Schmalz, 1966)

Aus den 1950er und 1960er Jahren erinnere ich mich daran, dass das Jahrbuch für meinen Vater¹ eine grosse Bedeutung hatte. Dass er sich, der Kaufmann, mit kulturell Interessierten traf, darunter war besonders Dr. Robert Obrecht, der Arzt von Wiedlisbach, den er verehrte. Dabei auch Werner Staub, der spätere Schulinspektor. Auch der Name Carl Rechsteiner kam oft vor, und ich kannte seine wunderschönen Zeichnungen von alten Häusern aus dem Oberaargau.

Gegen Abend hiess es etwa beim Vater: Ich muss noch an eine Sitzung für das Jahrbuch, nach Wangen oder Wiedlisbach. Erst damals merkte ich, dass der Oberaargau über die Aare hinüber reicht, dass auch das Bipper Amt bis auf den Jura dazu gehört. Aber erst später, in Burgdorf oder Bern, wurde das Buch für mich zu etwas ganz Besonderem. Es war fast wie eine Vision, als ich mir einmal sagte: Dieses Buch ist in der Tat etwas Wichtiges für mich!

Durch das Jahrbuch blieb ich über all die vielen Jahre in der «Fremde» mit dem Oberaargau vernetzt. Das Jahrbuch ist für mich wie ein Stück Heimat. Wenn man so lange anderswo lebt, liebt man die Heimat umso mehr.

Dori Steiner-Pfister, Bern

Die Landschaft um Aarwangen zur Zeit des Wynauersees

Christian Gnägi

Wir Oberaargauer sind doch touristisch schwer benachteiligt! Wir haben zwar schmucke Städtchen, einiges an Kulturhistorischem, erholsame Landschaften und einen rechten Fluss, aber ein grosser See, auf dem man surfen und segeln könnte, das fehlt uns noch. Doch das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, in der ein Wynauersee bestand. Zugegeben, wie gross er wirklich war, weiss man nicht. Aber Tatsache ist,

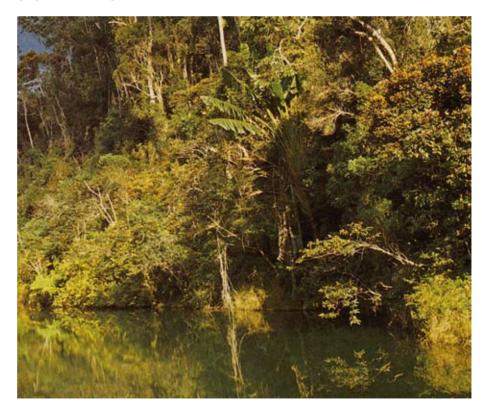
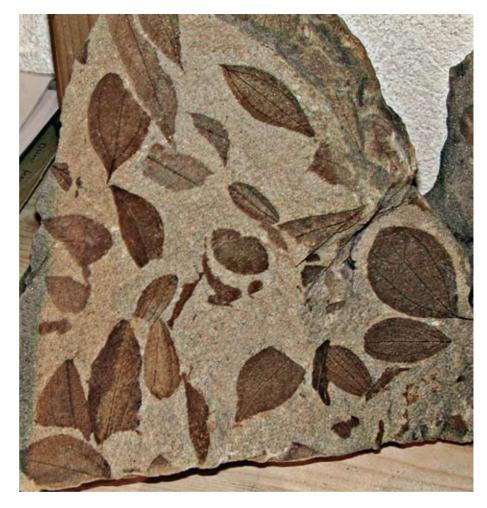


Abb. 1: Subtropische Vegetation. So wie dieser See in den Subtropen könnte die Vegetation am Wynauersee ausgesehen haben. Foto Quelle unbekannt, übrige Fotos Verfasser

Abb. 2: Cinnamomum polymorphum. Dieser immergrüne Baum bezeugt das ehemals subtropische Klima bei uns. Seine dicken Blätter haben sich bestens erhalten und sind deshalb die häufigsten, die man versteinert findet. Die heutige Art, die ihm am ähnlichsten ist, ist nicht der Zimtbaum (Cinnamomum verum), wie etwa gesagt wird, sondern der ostasiatische Kampferbaum (Cinnamomum camphora).

Beim Abbruch von Gebäuden mit Sandsteinmauern kommen, wie hier beim alten Bahnhof Roggwil, etwa Quader aus der Blättermolasse zum Vorschein. Unten: einzelnes Blatt von Cinnamomum polymorphum. Fundort alter Bahnhof Roggwil. Sammlung Christian Gnägi





dass dort, wo heute die Aare zwischen Aarwangen und Murgenthal ihre S-Schleife zieht, über Jahrtausende ein See bestand. Gut, das ist lange her, sehr lange sogar, aber wichtig ist: Wir hatten einmal einen richtigen See! Doch woher weiss man das?

Dafür müssen wir etwas ausholen. Solche Erkenntnisse liefern uns die Geologie, die Wissenschaft von der Entwicklungsgeschichte und dem Bau der Erde, und die Paläontologie, die Wissenschaft der Lebewesen vergangener Erdperioden. Seit Jahrhunderten wurden in den Sandsteinen zwischen Aare und Jura versteinerte Blätter und Tiere (Fossilien) gefunden. Umfassendere Sammlungen davon besitzen die Naturhistorischen Museen Basel und Bern. Auch in diesem Jahrbuch erschienen

schon Beiträge dazu¹. Jedes Ökosystem hat seine charakteristischen Tier- und Pflanzengesellschaften. Sind ihre Standortansprüche bekannt, können aus Versteinerungen Rückschlüsse über damalige Landschaften und das Klima gezogen werden.

1. Was erzählen uns die Gesteine?

Wandern wir zwischen Aarwangen und Murgenthal der Aare entlang, so fallen verschiedenartige Gesteine auf. Am interessantesten ist es bei Niedrigwasser, also im Winter und in ganz trockenen Sommern. Dann wird unterhalb des Stauwehrs Wynau auch der Teil des Aareufers sichtbar, der sonst unter dem Wasserspiegel liegt. Im Gegensatz zum höhergelegenen Ufer ist es nicht überwachsen und zeigt uns das Anstehende (geologischer Ausdruck für offen daliegende Gesteinsschichten). Manchmal sind nagelfluhartige, verkittete Schotter aus gerundeten Geröllen zu sehen. Sie stammen aus dem Quartär, der Periode der Eiszeiten. Sie wurden während dem Rückzug des Gletschers abgelagert, als die Schmelzwässer die Gletschervorfelder aufschotterten. Darunter stehen Sandstein, Mergel (Gestein aus kalkhaltigem Material, das feiner als Sand ist) und Kalk an. Sie stammen aus dem Tertiär. Das ist die Periode vor den Eiszeiten, als das Klima bei uns noch wärmer war. Genau genommen gehören diese Gesteine zur Unteren Süsswassermolasse. Entsprechend werden die Sandsteine mit versteinerten Blättern als Aarwan-

Abb. 3: Geologische Zeitskala

Mio Jahre	Periode	Epoche		
0–1,6	Quartär			
1,6–5		Pliozän	Obere Süsswassermolasse OSM Obere Meeresmolasse OMM Untere Süsswassermolasse USM Untere Meeresmolasse UMM	
5–23		Miozän		
23–36	Tertiär	Oligozän		Aarwanger Blättermolasse Wynauer-Kalk
36–53		Eozän		
53–65		Paleozän		

ger Blättermolasse bezeichnet und die Kalkschichten als Wynauer-Kalk. Als Molasse im Allgemeinen werden die Gesteinsschichten bezeichnet, die aus dem Abtragungsmaterial der Alpen entstanden, das die Flüsse im Vorland ablagerten.

Am rechten Aareufer beim Elektrizitätswerk Wynau sind verschiedene Kalkbänke von etwa 20 cm Dicke zu sehen. Dies erstaunt sehr, kennen wir doch Kalk nur aus dem Jura und den Alpen. Reichte denn ein Jura-ausläufer bis ins Mittelland? Wenn dem so wäre, müssten wir im Kalk bei Wynau versteinerte Meerestiere finden. Denn der Jurakalk wurde im Meer abgelagert. Nun finden wir im Wynauer-Kalk tatsächlich Versteinerungen, z.B. Schnecken. Es sind aber Arten, die nur im Süsswasser leben konnten. Es handelt sich also um Süsswasserkalk. Unter besonderen Bedingungen lagert sich eben auch in Seen Kalk ab, wenn das Wasser eine Kalkübersättigung aufweist. Warmes Wasser kann weniger Kalk lösen als kaltes. Der Wynauer-Kalk beweist uns damit, dass hier ein warmer See bestand. Die seitliche Ausdehnung der Kalkschichten gibt eine Mindestangabe über die Grösse dieses ehemaligen Sees (Abb. 7). Am Jurasüdfuss bei Oensingen wurden gleich alte Süsswasserkalke gefunden, bei Boningen etwas jüngere. Wir wissen nicht, ob der Wyn-

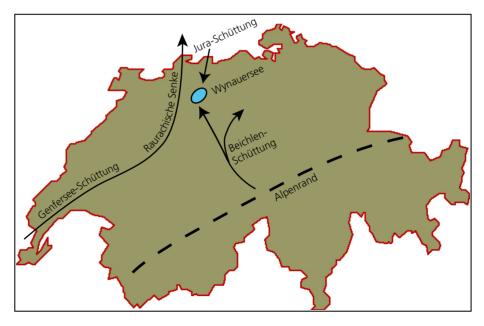


Abb. 4: Acer rueminianum (Ahorn). Dieses wunderschöne Ahornblatt ist trotz dem einbettenden Sandstein sehr gut erhalten. Sogar der gezackte Rand und die Seitennerven sind noch sichtbar. Die charakteristische Ausprägung erlaubte die eindeutige Zuordnung. Ahorne gehören zur typischen Auenwaldvegetation. Diese Art trat auch an anderen Orten der Schweiz im gleichen Zeitabschnitt auf. Fundort: Kellenbodenwald. Sammlung Christian Gnägi

auersee bis Oensingen reichte, oder ob es dort einen eigenen See hatte. Denn die dazwischen liegenden Molasseschichten tauchen ab oder wurden erodiert. Im Laufe der Zeit verschob sich der See aber gegen NE (Boningen). Die heute feststellbaren zusammenhängenden Kalkschichten rund um Wynau lassen einen mehrere Kilometer langen See erkennen.

Aus Bohrungen, die für eine Druckleitung des Kraftwerks abgeteuft wurden, weiss man, dass sich die Kalk- und Sandsteinschichten abwechseln, bis gegen oben plötzlich nur noch Sandstein aufliegt. Im Sandstein ist in der Richtung, in der der Sand abgelagert wurde, eine feine Schichtung erkennbar. Die Lage dieser Schichtung zeigt, ob die Sande in einer grossen Schwemmebene (sich kreuzweise überlagernde Sandbänke) oder als Delta (Schrägschichtung) in einen See abgelagert wurden. Offenbar wurde durch Flüsse bei Überschwemmungen immer wieder viel Sand und Ton in den Wynauersee eingetragen. Steine, wie wir sie aus der Nagelfluh kennen, finden sich keine. Dies zeigt, dass das Gebiet im flachen Unterlauf des Flusses lag und die Alpenfront weit weg war. Mergel entstehen bei der Ablagerung von ganz feinem Material. Dies ist in Altläufen mit geringer Transportkraft, als Hochwassersediment auf überschwemmtem Gebiet oder in grosser Entfernung vom Gebirge der Fall.

Abb. 5: Die Zuflüsse des Wynauersees. Anhand der in den Sedimenten eingebetteten Schwerminerale konnte bestimmt werden, woher die Zuflüsse kamen: vom Jura, vom Entlebuch (Beichlen-Schüttung) und aus dem Gebiet westlich des Genfersees – den es ja erst seit der Eiszeit gibt. Wahrscheinlich erreichten sie ihn aber nur bei Hochwasser, da er abseits der Hauptflüsse lag. Der Alpenrand mit den grossen Schuttfächern befand sich noch weiter südlich als heute



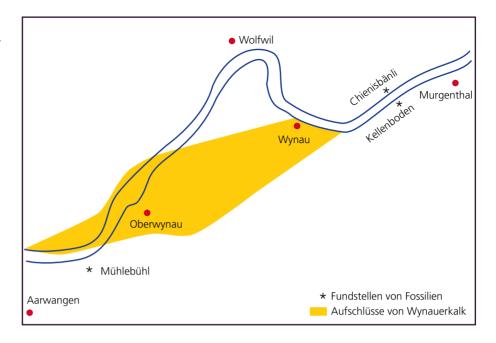
Dass oft dicke Kalkschichten (bis 6 m) ohne Sandzwischenlage vorhanden sind, lässt darauf schliessen, dass über lange Zeit ungestört Kalk abgelagert werden konnte. Der See war also vermutlich ohne Abfluss. Obwohl er nur eine geringe Tiefe aufwies, sind die darin abgelagerten Gesteinschichten 60 m mächtig. Das allgemeine Talniveau hat sich offensichtlich in dieser Zeit durch Bewegungen im Erdinnern im Zusammenhang mit der Alpenfaltung immer wieder gesenkt. Dadurch staute sich der See trotz Auffüllung jeweils neu auf. Da solche Bewegungen sehr langsam geschehen – das Genferseebecken senkt sich z.B. auch heute noch, aber nur 0,5 mm/Jahr – muss der See über sehr lange Zeit bestanden haben.

Anhand von in den Sandsteinen eingebetteten Cyrenermuscheln, die in salzigem Wasser leben können, wird deutlich, dass das Wasser in gewissen Zeiten brackig wurde. Dies geschieht aber nur, wenn kein Wasser aus dem See wegfliesst und sehr viel verdunstet. Er lag also etwas abseits eines grossen Flusses und das Klima war subtropisch. Verschiedentlich muss der See sogar ausgetrocknet sein. Nur so sind die Risse in den Kalkschichten erklärbar, die man in den Bohrungen feststellte.



Abb. 6: Pflanzenfundstelle. Am steilen Aarehang genügt manchmal eine geringfügige Rutschung nach der Schneeschmelze oder ausgiebigen Niederschlagsperioden, damit der anstehende Fels zu Tage tritt. Hier die Fundstelle der grossen Platte (Abb. 12) in der Nähe von Wynau. Es war ein etwa 1,5 m langer Knauer, der im weicheren Sandstein eingebettet lag.

Abb. 7: Wynauer-Kalk und Fossilfundstellen. Die gelbe Fläche zeigt, wo überall der Wynauer-Kalk die oberste Gesteinsschicht bildet. Seine Ausdehnung ist aber sicher grösser, nur ist er unter andern Gesteinsschichten verborgen.



2. Die Sprache der Versteinerungen

2.1 Fundstellen von Versteinerungen aus der Zeit des Wynauersees und der Aarwanger Blättermolasse

Auf beiden Seiten des Wynauberges und entlang der Aare zwischen Aarwangen, Wolfwil und Wynau bis nach Boningen wurde die Blättermolasse durch die Erosion verschiedentlich freigelegt. Viele der klassischen Fundstellen² sind heute verschüttet (Steinbruch Mühlebühl), überwachsen (Aareufer, Wynauberg) oder überflutet (niederes Aareufer oberhalb der Stauwehre). Am einfachsten kommt man bei Baustellen, wie z.B. als die Bahn 2000 gebaut wurde, an die Gesteinsschichten heran. Manchmal wird auch durch einen Erdrutsch etwas freigelegt. An einigen Orten stehen Felsen an (z.B. Kellenbodenwald). Wenn die Aare Niedrigwasser hat, kann man dem entblössten Ufer entlang die Gesteine absuchen. Wichtig ist es, viel im Gebiet unterwegs zu sein und die Augen offen zu halten. Profile oder ein Kran deuten auf Baugruben hin. Geländeschäden sind aber unbedingt zu vermeiden. Eine freundliche Anfrage beim Grundbesitzer bewahrt vor unnötigen Schwierigkeiten.

2.2 Versteinerte Pflanzen

Die häufigsten Versteinerungen sind Blattreste. Nadeln, Zapfen, Zweige, Stengel, Samen und Früchte sind seltener. Damit Pflanzenreste, die ja sehr schnell verwesen, als Versteinerungen erhalten bleiben konnten, mussten sie bald nach dem Blattfall durch Sediment zugedeckt werden. Dies war am besten am Rand stehender Gewässer oder in langsam fliessenden Altläufen von Schwemmebenen möglich. Die hier gefundene Pflanzengesellschaft lässt einen Auenwald erkennen. Wenn es auch die gleichen Arten heute nicht mehr gibt, so sind doch viele Gattungen darunter, die wir ebenso an Ufern antreffen, wie Ahorn, Weide, Pappel und Erle (Abb. 12). Aber in der Blättermolasse kommen zusätzlich noch einige wärmeliebende Pflanzen vor, die wir bei uns vermissen. Sie weisen auf ein subtropisches Klima hin. Dazu gehören vereinzelte Palmen und vor allem der immergrüne Kampferbaum (Abb. 2). Einige Ahornblätter zeigen noch die typischen schwarzen Pilzflecken, die sie im Herbst beim Blattfall aufweisen. Es herrschte also ein Klima mit Jahreszeiten. kein tropisches. Im Laufe der Zeit ging das warmfeuchte in ein gemässigtes, trockenes Klima über. Dies wird durch die Zunahme von nördlichen (arktischen) Pflanzenarten auf Kosten der wärmeliebenden und das wiederholte Austrocknen des Sees sichtbar.

Die Zuordnung der Blätter

Die Umrissform ist meist nicht sehr aussagekräftig. Bei vielen Arten besteht schon am gleichen Baum eine grosse Variationsbreite, je nach Alter des Blattes, Stellung am Zweig, Winkel zum Licht und ob es sich um einen Kurz- oder Langtrieb oder einen Stockausschlag handelt. Auch innerhalb heutiger Arten kommt manchmal eine grosse Vielfalt



Abb. 8: *Salix angusta (Weide)*. Blattlänge ohne Stiel 13 cm. Fundort: Kellenbodenwald. Sammlung Christian Gnägi



Abb. 9: Rehderodendron (Storax-Gewächs). Dies sind Früchte des Rehderodendron, die man als Apeibopsis bezeichnet. Es sind einige der wenigen gefundenen Früchte. Gute wurden meist von Tieren gefressen und sind darum äusserst selten erhalten. Fundort: Aarwangen. Sammlung NMB

an Blattformen vor (z.B. bei Ahornen). Zudem gibt es, je grösser das Blatt ist, umso weniger versteinerte Exemplare mit intaktem Umriss. Weitere Merkmale sind Zähnung (Anzahl, Grösse, Form), Stiel (Ansatz, Form, Länge), Nervatur (Anzahl, Anordnung, Verzweigung, Zwischennerven) und Zellaufbau. Der Verlauf der Zellgrenzen, die Form und die Anordnung der Spaltöffnungen sowie das Auftreten von Haarbasen sind charakteristischer als die Blattform. Aber es gibt auch hier Ähnlichkeiten bei verschiedenen Arten und grosse Unterschiede zwischen Sonn- und Schattenblättern am gleichen Baum. Leider ist bei Blättern im Sandstein der Erhaltungszustand meist zu wenig gut für eine artgenaue Bestimmung. Die grobe Auflösung der Sandkörner bildet feine Details nicht ab. Zudem ist keine organische Substanz mehr vorhanden, die nötig wäre, um die Zellen studieren zu können, sondern nur noch der Blattabdruck. Besser ist es, wenn die Blätter im Kalk oder Mergel, die ein viel feineres Korn haben, eingebettet sind. Da die Pflanzenfunde zum allergrössten Teil aus dem Sandstein stammen, sind die hier angegebenen Bestimmungen zumeist vorläufig und unsicher. Viele Namen in der Literatur und in Museen basieren auf dem veralteten, aber einzigen Standardwerk über tertiäre Floren von Oswald Heer³. Seither wurden einige Gattungen überarbeitet. Man erkannte, dass zahlreiche Blattformen, die er noch als unterschiedliche Arten deutete, nur Variationen innerhalb derselben Art darstellen. Auf Abb. 2 fallen z.B. schmale und breite Blätter von Cinnamomum auf, sowie solche mit Spitze und solche mit konkaver Einbuchtung am Ende. Sie gehören trotzdem alle zur selben Art.

Kaum eine Pflanze kommt noch in der gleichen Ausprägung vor wie im Tertiär. Sind doch nach heutigen Annahmen Millionen von Jahren seither vergangen. Die Pflanzen sind ausgestorben oder haben sich veränderten Standortansprüchen angepasst. Paläobotaniker (Wissenschaftler, die die Pflanzen vergangener Zeiten erforschen) suchen deshalb unter allen Pflanzen der Welt die ähnlichste Art als Vergleichsart heraus und erforschen ihre Standortansprüche. Daraus kann auf das damalige Klima und Ökosystem geschlossen werden. Um diese Aussagen abzustützen, werden alle gefundenen Pflanzenarten eines Ortes oder einer Region einbezogen und nicht z.B. nur die Palmen, weil die gerade auffällig sind. Einzelne Pflanzenarten können ja in einer ökologischen Nische als Reliktvorkommen noch lange überleben, obwohl die Klima- und



Abb. 10: Carpinus grandis (Hagebuche). Neu: Carpinus kisseri. Fundort: Steinbruch Mühlebühl, Aarwangen. Sammlung Jakob Gnägi, Meikirch

Standortansprüche schon lange nicht mehr optimal sind. Dies könnte die Resultate verfälschen. Man denke nur an all die endemischen Pflanzenarten, die in der Schweiz vorkommen.

Die Flora der Aarwanger Blättermolasse

Die Blättermolasse tritt auch in der weiteren Umgebung auf. So stiess man beim Bau der Uhrenfabrik ETA in Grenchen auf Blättermolasse, zudem bei nicht genauer bekannten Stellen in Balsthal, Oensingen und Oberbuchsiten. In den Museen der Region (Solothurn, Langenthal, Rothrist, Aarburg, Zofingen, Aarau und Olten) sind aber ausser einigen meist nicht bestimmten Fundstücken mit vorwiegend Cinnamomum polymorphum und ungenauen Fundortangaben keine aus der Blättermolasse vorhanden. Die Blütezeit der Paläontologie in unserer Region war im 19. Jahrhundert. Entsprechend gehen viele Literaturangaben über früher hier gefundene Pflanzenarten auf diese Zeit zurück. Die Funde landeten in der Regel in Privatsammlungen und wurden bei einem der nächsten Erbgänge liquidiert. Deshalb können sie meist nicht überprüft werden. Im Folgenden sind die Angaben aus der Literatur mit denen aus den Sammlungen der Naturhistorischen Museen Basel und Bern, der Sammlung Jakob Gnägi (Meikirch) sowie eigenen Funden ergänzt worden. Das Naturhistorische Museum Basel übernahm verschiedene Privatsammlungen aus dem 19. Jahrhundert (z.B. Pfr. Cartier). Doch leider sind sie nur mit der pauschalen Fundortangabe «Aarwangen» versehen worden.

Die verwendeten Abkürzungen bedeuten:

NMB	Sammlung	Naturhistorisches	Museum Bern
-----	----------	-------------------	-------------

(NMB) nach der Literatur im NMB, aber nicht mehr auffindbar

NMBa Sammlung Naturhistorisches Museum Basel SCG Sammlung Christian Gnägi, Herzogenbuchsee

SJG Sammlung Jakob Gnägi, Meikirch

Wenn die Art in der Literatur ohne Angabe des Aufbewahrungsortes erwähnt ist, steht in der Rubrik Sammlung in untenstehender Liste nichts. Revisionen der ursprünglichen Bestimmungen sind als Anmerkungen ganz am Schluss des Textes angegeben.



Abb. 11: Alnus (Erle). Das Blatt links stammt von einer Erle, das rechts vermutlich von einer Weide. Beide kommen auch heute in Auenwäldern vor. Für eine artgenaue Bestimmung reichen trotz der «schönen» Versteinerung die abgebildeten Details nicht aus. Fundort: Kellenbodenwald. Sammlung Christian Gnägi

Folgende Arten stammen aus der Region, haben aber keine präzise Fundortangabe:

Art	Sammlung
Acacia parschlugiana (neu: Leguminocarpum)	NMBa
Acer rueminianum	
Arundo goepperti (Pfahlrohr)	
Carya elaenoides (Hickory)	NMBa
Chara escheri und Ch. meriani (Armleuchteralgen)	
Cinnamomum retusum und C. scheuchzeri ⁴	
Daphnogene polymorpha (Lorbeergewächs)	(NMB)
Daphnogene ungeri	NMBa
Dryandroides lignitum (Proteaceae)	
Diospyros brachysephala (Kaki)	NMBa
Engelhardia (Walnussgewächs)	
Ficus ducalis (Feigenbaum)	
Juglans acuminata (Walnussbaum)	
Myrica cf salicina (Gagelstrauch)	NMBa
Pinus lardyana (Kiefer)	NMB
Populus (Pappel)	
Quercus buchii (Eiche)	NMBa
Quercus elaena und mueretii⁵	(NMB)
Rehderodendron laharpei (Storaxgewächs) ⁶	Solothurn/NMBa/NMB
Rhamnus gaudinii (Kreuzdorn)	NMBa
Rhus merianii (Stechpalme)	
Robinia regeli (Robinie)	
Robinia hesperidon	NMBa
Sabal lamanonis und S. major (Fächerpalme) ⁷	NMBa
Salix accinervia (Weide) ⁸	NMB
Salix media	NMBa
Salix varians	NMBa
Salix lavateri	NMB
Salix longa	NMBa/NMB
Yuccites Cartieri	NMBa



Abb. 12: Grosse Platte vom Kellenbodenwald. Die Sandsteinschichten der Blättermolasse enthalten Knauern. Das sind härtere, stärker verkalkte Sandsteinblöcke. Bei Überschwemmungen wurden oft verlandete Uferzonen unterspült und Teile daraus ein Stück weit mitgenommen und neu eingebettet. Die Knauern sind solche Uferstücke. Oft enthalten sie viele versteinerte Pflanzen. Sie wurden zur Befestigung des Aareufers verwendet. Als Härtlinge ragen sie aus den Felswänden heraus. Diese Platte misst 50 × 60 cm und stammt aus einem Knauer. Sie zeigt typische Auenwaldvegetation. Interessanterweise ist kein einziges Blatt von Cinnamomum darunter, obwohl er an vielen Fundstellen dominiert. Er wächst offenbar auf dem höheren, nur bei Grossereignissen überfluteten Ufer. Erle, Pappel, Weide und Ahorn kommen auf den regelmässig überfluteten Inseln zwischen den Flussarmen vor. Sammlung Christian Gnägi



Abb. 13: Quercus cruciata (Eiche). Nur wenige Blätter haben auch im Sandstein eine unverwechselbare Erscheinungsform, so dass sie eindeutig bestimmt werden können. Dazu gehören Cinnamomum polymorphum (Abb. 2), und Quercus cruciata. Q. cruciata ist ein typischer Baum der Auenwälder in verwilderten Flusssystemen von Schwemmebenen. Die heutigen Vergleichsarten sind diejenigen der Quercus rubra-Gruppe. Fundort: Kellenbodenwald. Sammlung Christian Gnägi

Arten nach Fundorten:

Aarwangen Steinbruch Mühlebühl

Von Aarwangen sind zwei Fundorte bekannt: das heute überflutete linke Aareufer oberhalb Aarwangen (Zelg) und der «Steinbruch Mühlebühl östlich Aarwangen» (einmal heisst er auch «Steinbruch Aarwangen» oder «Kiesgrube Winkelmatten»). Die kleine Grube liegt am Fussweg Aarwangen–Oberwynau (Koo. 625 760/233 120). Dort wurden im 19. Jahrhundert bedeutende Säugetier- und Blätterreste gefunden. Da keine Funde mit «Mühlebühl» angeschrieben wurden, sind hier nur einige zufällige Funde aus Privatsammlungen erwähnt. Vermutlich ist ein grosser Teil der oben aufgeführten Arten aber von hier. Die Funde stammen aus Knauersandsteinen der untersten, heute verschütteten Schicht.

Art	Sammlung
Cinnamomum polymorphum (Kampferbaum)	SCG
Carpinus grandis (Hagebuche)	SJG
Salix (Weide)	SJG

Wynau

Die Fundstellen liegen unterhalb Birch, im Kellenbodenwald, zwischen Wynau und Obermurgenthal. Hinter dem Bootshaus und in einer kleinen Felswand westlich davon sind im kompakten Knauersandstein konglomeratische Linsen und Kohleflözchen anstehend. Sie sind allerdings sehr abgegraben. Dies waren wichtige Fundstellen für Säugetierzähne.

Art	Sammlung
Pinus (Zapfen, Nadeln und Samenhülle)	SCG
Platanus (Platane)	
Salix angusta (Weide)	SCG
Salix media (?)	SCG
Acer rueminianum (Ahorn)	SCG
Alnus (Erle)	SCG
Quercus cruciata (Eiche)	SCG
Cinnamomum polymorphum	SCG

Zusätzlich fand ich Fragmente grösserer Blätter, viele kleine nicht bestimmte Blätter und Holzresten.

Wolfwil-Chienisbänli (ältere Literatur Kienisbänli) Im Naturmuseum Olten sind fünf unbestimmte Stücke (*Cinnamomum polymorphum, Helix rugulosa* und *Limnaea*) mit dieser Ortsangabe.

Art	Sammlung
Pinus-Zapfen	SCG
Cinnamomum polymorphum	SCG
Salix angusta	SCG

Wolfwil (Aareknie)

Etwa gegenüber des Inselis fand Hans Herzig, Verwaler der Burgergemeinde Wynau, unter den Felsen direkt am linken Aareufer verschiedene Ex. *Cinnamomum polymorphum*. Mit der Bezeichnung Wolfwil gibt es noch andere unbestimmte Fundstücke. Der genaue Fundort ist unbekannt.

Roggwil (Bahnstrecke zwischen Kaltenherberge und altem Bahnhof)

Art	Sammlung
Cinnamomum polymorphum	SCG
Pinus	SCG
Sabal	Ausstellung Werkhof Wynau
Apeibopsis gaudinii	
Apeibopsis laharpei (Rehderodendron)9	

Abb. 14: *Cepaea rugulosa* (Bänderschnecke). Die Bänderschnecken sind auch heute noch weit verbreitet. Zu dieser Gattung gehört die Gartenbänderschnecke, der wir Tag für Tag begegnen. Fundort: Steinbruch Mühlebühl. Sammlung NMB



2.3 Versteinerte Tiere

Tote Tiere werden in der Regel von andern gefressen oder durch Mikroorganismen abgebaut. Deshalb findet man fast nur die verkalkten Teile als Versteinerungen: Schalen, Zähne und Knochen. Die Schalen von Schnecken oder Muscheln wurden mit Sand gefüllt. Als der Aragonit der Schale während der Gesteinsbildung durch eindringendes Regenwasser aufgelöst wurde, blieb nur der Abdruck oder Steinkern übrig. Wurde das Tier im Schlamm (Mergel) statt im Sand eingebettet, so blieb die Schale meist erhalten. Manchmal wurden die Fossilien durch das Gewicht der überlagernden Schichten flachgedrückt. Die häufigsten versteinerten Tiere, die hier gefunden wurden, sind Süsswasserschnecken, -muscheln und -fischreste sowie eingeschwemmte Landschnecken und Zähne bzw. Knochenfragmente von Landtieren. Zähne sind sehr charakteristische Körperteile. Spezialisten können sie bei guter Erhaltung genau der richtigen Tierart zuweisen. Gewisse Tierarten (z.B. einige sich schnell entwickelnde und verändernde Nagetiere) lassen sich viel genauer als Pflanzen der Zeit zuordnen, in der sie lebten. Deshalb kann man mit den Zähnen die Fundschichten ungefähr datieren. Die Wynauer Kalke und die darüber folgende Blättermolasse wurden hier-

Abb. 15: Margaritifera baumbergeri (Flussperlmuschel). Das besondere an dieser Muschel sind die drei Rippen am hintern Ende. Fundort: Kellenboden. Sammlung NMB



Abb. 16: *Margaritifera geyeri* (Flussperlmuschel). Fundort: Steinbruch Mühlebühl, Aarwangen. Sammlung NMB





Abb. 17: *Lymnaea subovata* (Schlammschnecke). Fundort: Kellenboden. Sammlung NMB

nach vor 28 bis 25 Millionen Jahren abgelagert. Die gefundenen Algen-(Charophyten) und Schneckenarten deuten auf einen seichten, wenige Meter tiefen See. Der Seeboden war von einem Algenrasen überzogen, der vor allem von *Lymnaeidae* (Schlammschnecken) und *Planorbidae* (Tellerschnecken) abgeweidet wurde. Zu den Schlammschnecken gehören die Gattungen der *Lymnaea*, *Galba* und *Radix*. Zu den Tellerschnecken die Art *Planorbis cornu* (Posthornschnecke), heutiger Name: *Planorbarius corneus*. Zu den Landschnecken gehören die Gattungen der *Cepaeae* (Bänderschnecken), *Helix* (Weinbergschnecken), *Plebecula* (heute: *Actinella*). Dass Land- und Wasserschnecken am gleichen Ort gefunden werden, hat mit dem zeitweiligen Austrocknen des Sees und damit allgemeiner Trockenheit zu tun. Dann suchten auch Landschnecken die Nähe des Wassers auf. Bei den Muscheln finden wir die Gattungen *Margaritifera* (Flussperlmuscheln), *Unio* (Flussmuscheln) und *Cyrena*.

Die Molluskenfauna des Wynauer-Kalks und der Blättermolasse Die Namen der Mollusken sind so wiedergegeben, wie sie in der Literatur und den Museen auftauchen. Einige sind sicher so nicht mehr gebräuchlich.

Wynauer-Kalk

- a) Landschnecken: Cepaea rugulosa, Ericia antiqua (Syn. Pomatis antiquum) und Helix rugulosa
- b) Süsswasserschnecken: *Planorbis cornu* und *Lymnaea cornea (Syn. Galba cornea)*

Aarwanger Blättermolasse

a) Landschnecken	Fundort/Sammlung
Cepaea rugulosa	Mühlebühl/NMB
Ericia antiqua	
Helix oxystoma	Kellenboden/NMB, Mühlebühl
Helix rugulosa	Chienisbänli (Naturmuseum Olten)
Plebecula ramondi	
Parachloraea oxystoma	

b) Süsswasserschnecken	Fundort/Sammlung
Lymnaea subovata Lymnaea pachygaster	Kellenboden/NMB Kellenboden/NMB
Lymnaea cornea Radix subovata Melanopsis acuminata	Kellenboden/NMB
Neritina Planorbis cornu Thedoxus cf gregarius	Kellenboden/NMB, Chienisbänli/SCG

c) Süss- und Brackwassermuscheln	Fundort/Sammlung
Margaritifera (früher: Unio) flabellata	Kellenboden, Mühlebühl/NMB
Margaritifera (früher: Unio) subflabellata	
Margaritifera (früher: Unio) geyeri	Mühlebühl/NMB
Margaritifera baumbergeri	Kellenboden/NMB
Margaritifera (früher: Unio) gerberi	Mühlebühl
Margaritifera (früher: Unio) inaequiradiatus	Chienisbänli/SCG
Unio Vogti	
Cyrena (Cyrenermuschel)	Kellenboden

Abb. 18: *Planorbarius corneus* (Posthornschnecke). Fundort: Chienisbänli. Sammlung Jakob Gnägi, Meikirch



Säugetiere

Im Steinbruch Mühlebühl und im Kellenbodenwald wurden Reste einer wärmeliebenden Fauna gefunden: Tapir, Schildkröte, Kohlentier, verschiedene Nagetiere, Krokodil, Nashorn, Flusspferd, Eidechse, Vögel. Eine vollständige Liste der lateinischen Namen ist in Engesser u. Mödden¹⁰ zu finden. Einige dieser Tiere konnten hier das erste Mal in der Schweiz nachgewiesen werden. Das «Eldorado am Wynauersee» war also auch unter ausländischen «Touristen» bekannt ...

2.4 Die Landschaft

Auf Grund der geologischen und paläontologischen Befunde lässt sich zusammenfassend sagen, dass zur Zeit des Wynauersees und der darauf folgenden Aarwanger Blättermolasse im Mittelland wie heute eine SW-NE-Talung bestand, nur flacher und weiträumiger. Es war eine Schwemmebene mit mäandrierenden Flusssystemen, Auenwäldern, Altläufen,

Abb. 19: Muschelbank Chienisbänli (Wolfwil). Diese kleine Platte (15 cm) stammt aus einer Schicht. die fast nur aus Muscheln und Schnecken besteht. Die grossen weissen Schalen sind von Margaritifera (inaequiradiata?), kenntlich an den drei Rippen. Die restlichen Muscheln erinnern wegen der fehlenden Falten an Jugendformen von Margaritifera geyeri. Eine sichere Zuordnung ist aber wegen der fehlenden Schalen nicht möglich. Die flachen Schnecken sind Posthornschnecken (Planorbarius corneus), die andern, gedrehten, wahrscheinlich Limnaea. Sammlung Christian Gnägi

Sandbänken und Seen, die durch regelmässige Überschwemmungen ständig ihr Gesicht veränderte. Der Jura war noch nicht gefaltet, aber eine gewölbte Hochzone, aus der Flüsse ins Mittelland mündeten. Die Alpenfront lag viel weiter südöstlich als heute. Die Alpenflüsse füllten mit dem Erosionsschutt der werdenden Berge das Mittelland immer mehr auf. Die Entwässerung des westlichen Teils erfolgte durch die guer durch den Jura verlaufende Raurachische Senke in den Rheintalgraben. Der Oberaargau lag am südöstlichen Rand dieser Senke und wurde gegen Osten durch die Aarmassiv-Schwarzwaldschwelle begrenzt. Beim heutigen Wynau befand sich ein seichter See. Trotz wiederholter Auffüllung und Austrocknung bildete er sich immer wieder neu und verlagerte sich dabei gegen NE. Erst später verschob sich durch Hebung und Senkung von Landschaftsteilen die Entwässerungsrichtung vom Rheintalgraben nach NE. Dadurch geriet der Wynauersee, der vorher nur bei Hochwasser Verbindung mit dem Hauptfluss hatte, in die Flussachse und wurde endgültig aufgefüllt.



Anmerkungen

- 1 Brönnimann Friedrich (1966): Von den ältesten Säugetieren des Oberaargaus. Jb. Oberaargau 9: 70–83.
 - Bühler W., Huber H. und Binggeli V. (1980): Versteinerungen im Oberaargau. Jb. Oberaargau 23: 63–86.
- 2 Martin R. (1906): Die Untere Süsswassermolasse in der Umgebung von Aarwangen. Eclogae geologica Helvetica 9/1.
- 3 Oswald Heer (1855, 1856, 1859): Flora tertiaria Helvetiae Die tertiäre Flora der Schweiz I–III. Winterthur. Nachdruck hrsg. von Hans-Joachim Gregor (1993), Documenta naturae, München.
- 4 Nach Hantke liegen die von O. Heer vorgenommenen Unterscheidungen C. scheuchzeri, C. subrotondum, C. retusum und C. buchii alle innerhalb der Variationsbreite von Cinnamomum polymorphum, z.T. kommen sie sogar an den gleichen Zweigen vor.
 - Hantke René (1954): Die fossile Flora der obermiozänen Oehninger-Fundstelle Schrotzburg. Denkschriften der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, Band LXXX, Abh. 2.
- 5 Diese beiden Arten fallen bei der Revision der Eichen durch Hantke weg. Er weist die von O. Heer so bezeichneten Blätter andern Gattungen zu.
 - Hantke René (1965): Die fossilen Eichen und Ahorne aus der Molasse der Schweiz und von Oehningen. Vierteljahresschrift der naturforschenden Gesellschaft Zürich 167: 1–140.
- 6 Im Naturhistorischen Museum von Solothurn liegt ein Fundstück von Aarwangen/Wynau mit Früchten, die mit *Cinnamomum* angeschrieben sind, bei denen es sich aber wie bei dem Fundstück im NMB (Abb. 9) um die Frucht von *Rehderodendron (Apeibopsis)* handelt.
- 7 In seiner Revision der tertiären Palmreste erwähnt Hantke diese Funde, ohne sie zu bestätigen oder zu widerlegen. Er schreibt lediglich, dass eine genaue Zuordnung nur auf Grund der Blätter selbst bei rezenten Palmen praktisch unmöglich ist.
 - Hantke René (1984): Die Fächerpalmreste aus der Molasse der Schweiz und ihrer nordöstlichen Grenzgebiete sowie ihr paläoklimatischer Aussagewert. Dissertationes Botanicae 72 (Festschrift Max Welten): 137–175.
- 8 Nach Hantke (siehe Publikation bei Anmerkung Nr. 4) ist dies eine Variation von *Salix lavateri.*
- 9 Die beiden Ahornarten Acer angustilobum und Acer decipiens, die ebenfalls hier gefunden wurden, sind nach Hantke (siehe Publikation bei Anmerkung Nr. 5) Fehlbestimmungen. Acer angustilobum entspreche Acer rueminianum und Acer decipiens sei viel jünger.
- 10 Engesser Burkart, Mödden Clemens (1997): A new Version of the Biozonation of the Lower Freshwater Molasse (Oligocene and Agenian) of Switzerland and Savoy on the basis of fossil mammals. In: Aguilar J.-P. et al (Eds.).: Actes du Congrès BiochroM'97. Mémoires des Travaux E.P.H.E. 21: 475–499. Montpellier.

Weitere Literatur

- Baumberger Ernst (1927): Die stampischen Bildungen der Nordwestschweiz und ihrer Nachbargebiete mit besonderer Berücksichtigung der Molluskenfaunen. Eclogae geologica Helvetica 20/4.
- Brönnimann Friedrich (1937): Tier- und Pflanzenreste der Tertiär- und Quartärzeit in der Umgebung von Langenthal. Langenthaler Heimatblätter 1937: 47–91.
- Jordi Hans Andreas, Bitterli Thomas und Gerber Martin Eduard (2003): Geologischer Atlas der Schweiz, 1:25 000, Atlasblatt 113 Murgenthal. Bundesamt für Landestopographie, Wabern.

Immer wieder gespannt auf das neue Jahrbuch

50 Jahre – ein halbes Jahrhundert – eine lange Zeit. Seit 50 Jahren gibt es das Jahrbuch des Oberaargaus. Halten wir vorerst fest: Es ist eine kulturelle Leistung, die hohe Anerkennung verdient. Jedes Jahr erscheint zur vorweihnächtlichen Zeit ein neuer Band, den man gerne zur Hand nimmt, gespannt auf den Inhalt.

Das Spektrum der Beiträge aus dem Oberaargau ist gross und spricht einen breiten Bevölkerungskreis an. Es reicht von Literatur, Musik und Kunst zu Fragen der Bildung und Erziehung, von fundierten geschichtlichen Nachforschungen hin zu gesellschaftspolitischen Problemen, von der Landwirtschaft zum Handwerklichen, von den Banken und Bahnen zur Industrie, vom Sport zum Militär (Regiment 16), von geographischgeologischen Arbeiten und biologischen Aufnahmen zu Projekten des Natur- und Landschaftschutzes, wobei diese Auflistung nicht vollständig sein kann.

Das Jahrbuch verdankt sein regelmässiges Erscheinen in erster Linie dem grossen Einsatz der Redaktionsmitglieder, denen es immer wieder gelungen ist, Autoren zu Beiträgen aus den verschiedenen Sachgebieten zu motivieren. Zahlreiche Autoren haben aber auch spontan eigene Beiträge verfasst und der Redaktion eingereicht. Diese hat die Arbeiten stets kritisch gesichtet und zu Druckvorlagen aufgearbeitet.

Dass auch junge Leute mit ihren Beiträgen zum Zuge gekommen sind und dabei erste Erfahrungen im Publizieren gewonnen haben, ist besonders erwähnenswert. Hervorzuheben sind dann auch der stets sorgfältige Druck und die ausgezeichnete Buchgestaltung der Merkur Druck AG in Langenthal, sichtbar auch im Wechsel zum neuen, modernen Format im Jahr 2003.

Wir wünschen der Jahrbuch-Vereinigung, dass das Jahrbuch in breiten Bevölkerungskreisen weiterhin fest verankert bleibe und in Zukunft auch ausserhalb des Oberaargaus jene Anerkennung finde, die es verdient.

Samuel Wegmüller, Mattstetten

Grosse Bäume im Lotzwiler Hambüel

Ein Spaziergang zu Very Important Trees (VIT)

Frnst Rohrbach

Die bemerkenswerten Oberaargauer Bäume, die Eingang fanden in die Jahrbücher des Oberaargaus 1996, 1997 und 2004 sind – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – Bäume der Landschaft. Diese Linden, Eichen, Buchen und die anderen beschriebenen Arten leben im Freistand, bar der alltäglichen Sorgen um Standraum, Licht, Wasser und Nahrung. Sie können sich vornehmlich ihrer Schönheit widmen, ihrer Form und Farbe und ihrer Leibesfülle. Solche Bäume lassen sich sehen – und sie werden gesehen.

Im Waldbestand ist alles ganz anders. Da ist ein Baum einer von hundert, er steht im Kollektiv und oft – nur allzu oft – fällt er im Kollektiv. Gemessen am natürlichen Baumalter noch jung an Jahren, wird er zersägt, gemessert oder in seine Fasern aufgelöst. Noch lange bevor er zu seiner vollen Grösse und zu seiner artspezifischen Form erwachsen konnte. Dass es Ausnahmen gibt von dieser Regel, bestätigen die grossen Lotzwiler Bäume. Diese Waldbäume haben sowohl die Äxte unserer Vorfahren überstanden wie auch alle kriegsvorsorglichen Massnahmen. Und selbst die Erntebesessenheit allgegenwärtiger Forst- und Holzökonomen konnte ihnen bisher nichts anhaben. Wahrscheinlich haben die Lotzwiler Waldverantwortlichen eben längst erkannt, dass Holz nicht alles ist, was zählt, und dass auch ein paar wahrhaft grosse Bäume zum Inventar eines Oberaargauer Burgerwaldes gehören.

Der Hambüel ist der nördlichste Teil jenes fast 700 Hektaren grossen, nadelholzreichen Waldkomplexes, der sich vom Langenthaler Allmen über den Rappenkopf hinweg und über das Bürgisweiherbad hinaus bis in den Madiswiler Mättenbach erstreckt. Dieser Hambüel, grösstenteils im Besitz der Burgergemeinde Lotzwil, ist seit alters her aufgeteilt in das Althölzli und das Neuhölzli. Das Neuhölzli nun, ein sanfter, nach Westen gerichteter, waldiger Abhang hinter dem Lotzwiler Schützenhaus, ist

zusammen mit dem nahen Witeli und Einschlag der Standort der grossen Lotzwiler Bäume (siehe auch Tabelle 3). Es sind viele Eichen darunter und zwei wirklich auserlesene Buchen, aber auch einige Tannen, Fichten und sogar Föhren, Linden und Mammutbäume. Von ihnen allen ist auf den nächsten Seiten die Rede.





Mitglieder (Buchen) des Baummatriarchats vom Einschlag. Fotos: Verfasser (oben), Hans Herzig, Wynau (unten)

Beim Buchenvolk

Bäume grüssen mich schon, wenn ich aus dem Haus trete. Serbische Fichten, mit grossen Bäuchen, Fichten aus Colorado in dezentem Blau, schlanke Scheinzypressen und ein herrlicher japanischer Fächerahorn nicken mir freundlich zu und lassen es sich wohl ergehen im Gartengeviert. Am nahen Waldrand ragen zuerst ein paar schlanke Rottannen aus üppigen Holunderbüschen, danach neigen zwei mittelgrosse Eichen und eine von dichtem Efeu umrankte Weymouthsföhre amerikanischer Herkunft ihre Häupter aus dem Wald heraus. Denn drinnen herrscht das Buchenvolk. Gebieterisch und Platz ergreifend drängt es die anderen Baumarten an den Rand, auch die 13 aparten, aber ein wenig verletzlichen Föhren, für die es nur am Wegrand unten ein wenig Platz zu geben scheint. Auf dem kleinen Hügel aber, über dem Bach, thront das Baum-Matriarchat des Einschlags, das sind drei Buchen, alle zwischen 80 und 90 Zentimeter dick und über dreissig Meter hoch (wenn von der Dicke oder dem Durchmesser der Bäume die Rede ist, ist immer der Durchmesser auf Brusthöhe gemeint, 1,3 Meter ab Boden). Sie hausen feudal, haben es nicht zu trocken, nicht zu nass, und Heerscharen von Jungbuchen und -tannen umdienen sie königlich.

Jetzt verläuft der Pfad am Waldrand, ein wenig im Innern, durch stacheligen Schwarzdorn und kratzende Brombeeren. Einige weiche Aspen nehmen dem Ort aber die Härte, sorgen für Milde und stimmen versöhnlich. Unterhalb des alten Reservoirs folgt ein lichtes, kürzlich ausgeholztes Waldstück, wo auch Wind und Schnee den verbliebenen Bäumen arg zugesetzt haben. Besonders die Föhren verloren ganze Glieder und halbe Häupter. Ich halte mich oft hier auf, schneide Brennholz aus dicken Ästen und liegen gebliebenen Wurzelanläufen. Ich habe auch ein paar Bäume gepflanzt an Orten, wo sie genügend Himmel sehen. Schwarzerlen und Weiden dort, wo die Nässe aus dem Boden

Föhren, Einschlag. Foto Willi Jost, Busswil b. M.

Very Important Trees (VIT)

Dieser Begriff aus dem angelsächsischen Sprachraum wird für Bäume verwendet, die sich in irgendeiner Weise von anderen deutlich abheben. Es sind also nicht nur grosse, imposante Bäume damit gemeint, sondern auch kleinere mit speziellen Eigenschaften können darunterfallen (seltene Arten, exklusives Erscheinungsbild usw.). Sehr viele unter den VIT bestechen jedoch gerade durch ihre Grösse, sie werden dann auch Giant Trees (Riesenbäume) genannt. Giant Trees nehmen in der Wald- und Landschaftsökologie eine wichtige Rolle ein. Mit ihren mächtigen Kronen und entsprechend grosser Rindenoberfläche leisten sie einen bedeutenden Beitrag zur Biodiversität. Viele Flechtenund Moosarten, aber auch Käfer, Fliegen, Wespen usw. und Vögel und die damit verbundenen Nahrungsketten sind auf solche alte, grosse Bäume angewiesen. Leider sind sie, besonders in der freien Landschaft, zum Teil äusserst rar geworden. Aber auch im Wald sind es zu wenige, um günstige Voraussetzungen für eine artenerhaltende Vernetzung zu schaffen. VIT bzw. Giant Trees sind deshalb absolut erhaltensund förderungswürdig.

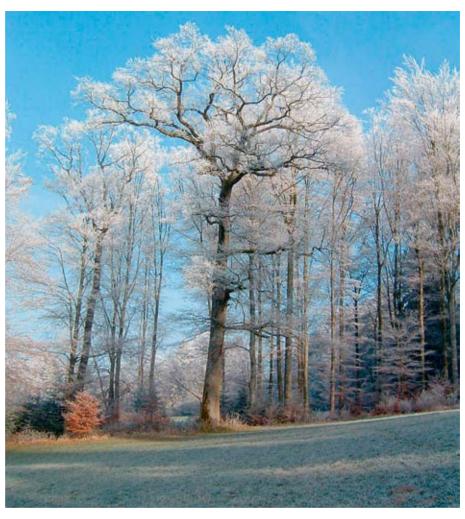


drückt, Eichen, Birken, Vogelbeeren und andere Wildlinge aus unserem Garten dort, wo ich glaube, dass sie sich wohl fühlen. Auch vier, fünf Kastanien und Douglasien gewähre ich Gastrecht, wenn ich das so sagen darf (der Wald gehört ja den Burgern von Lotzwil) und hoffe natürlich, dass sie es danken werden mit Säcken voll Maronen und kubikmeterweise gutem Holz. Simon, unser jüngster Sohn, hat die kleinen Bäume in Drahtkörbe gepackt, damit sich die stets sehr geschäftigen Rehe nicht zu sehr an den jungen Trieben und Stämmchen gütlich tun.

Elisabeths Eiche

Eine seit längerer Zeit abgestorbene, aber stehen gelassene und erst kürzlich im Wind geknickte, mächtige Weisstanne voller Spechtlöcher weist mir den Weg in Richtung Scheibenstand. Hier nun erwartet mich Elisabeths Eiche. Weil sie diesen Baum vom Küchenfenster aus gesehen direkt vor sich hat, hat ihn meine Frau kurzerhand zum Eigentum erkoren. Die dunkelbraune eichene Baumburg hebt sich eindrücklich vom schlanken, grauen Buchenbestand ab, der sie umgibt. Die untersten 7 Meter des Stammes, von einem lieblichen Kirschbäumchen unmittelbar geschützt, sind astfrei, dann folgen sieben sehr grobe Äste (alle gegen das





Elisabeths Eiche (128 cm), flankiert von kleinem Kirschbaum ...und im Raureif. Fotos Verfasser

Feld hin angeordnet) und auf etwa 20 Metern Höhe mündet der Stamm in eine äusserst ansehnliche Krone, die zur Hauptsache aus vier mächtigen Dolden gebildet wird. Diese, wie auch viele der abzweigenden Äste und Zweige verlaufen nicht etwa gerade, sondern greifen in allerlei wunderlichen Bögen und winkligen Knicken in die luftigen Gefilde ringsherum. Weil sich hier das Regenwasser bevorzugt sammelt, sind Kronenansatz, Dolden und auch der Stammfuss dunkelgrün bemoost, sonnseitig ist die Rinde zudem von vielen farbigen Flechten besiedelt. In kaum 20 Metern Distanz, gegen das Waldesinnere, hat die grosse Eiche eine kleine Schwester von erstaunlich ähnlichem Wesen. Andere Nach-

barn sind die schon erwähnten schlanken Buchen, zusätzlich Heerscharen von Jungbuchen und -tannen sowie etliche Stechpalmen und Schwarzdornsträucher.





Ein imposantes Tannentrio markiert den Eingang zum Burgerwald. Fotos: Verfasser (oben), Hans Herzig, Wynau (unten)

Geduldige, genügsame Weisstannen

Nun geht es weiter, der Anhöhe zwischen Lotzwil und Obersteckholz zu. Hier treffe ich auf eilige Wanderer aus Langenthal, die noch auf die Hohwacht wollen, dann auf eine ganze Reihe Hunde samt Begleitung, abgestellte Autos und andere Wohlstandserscheinungen. Aber ich habe ja Bäume im Sinn und so fällt mein Blick schon bald auf drei Weisstannen, die in nur geringer Distanz zueinander den Haupteingang zum Burgerwald markieren. Sie sind von rauem Charme und edler Statur und in den oberen Teilen der langen Kronen von Haufen kugeliger Mistelbüschchen durchwachsen. Die vollholzigen, ziemlich grob beasteten Stämme von je rund 90 Zentimetern Durchmesser streben lotrecht mehr als 40 Meter weit zum Himmel, so dass da auf wenig mehr als einer Are Wald im Gesamten wohl weit über 30 Kubikmeter Holz zusammenkommt.

Ich mag Tannen. Ihr dunkles Grün, den herbfeinen Geruch, der aus den Nadeln kommt, das harzfreie, seidige Holz, ihre Treue und überhaupt ihre ganze Wesensart. Es ist nichts Hartes an ihnen, aber so viel Geduldiges, Genügsames und Nachsichtiges. Das macht den Baum stark. Wie kaum eine andere Art treiben die Tannen ihre Wurzeln durch steinharte Böden, wie keine andere Art trotzen Tannen dem Sturm, und keine andere heimische Baumart übertrifft die Tanne in Zuwachs und Volumen. Im Burgerwald sind 40 von 100 Bäumen Tannen, seit über 100 Jahren ist das so. Und gemessen am Jungvolk, das fröhlich und zahlreich den Wald durchzieht, bleibt es noch lange so.

Bizarre Eichenwelt

Das Tannentrio lässt mich los und ich kann mich anderen Waldkompositionen zuwenden. Die Eichenwelt ist eine bizarre und ihre Völker und deren Leute sind es nicht minder. Die Eichen, die ich im Neuhölzli antreffe, einer von zwei Abteilungen des Hambüels, die hinunterreichen Eichenkrone. Zeichnung Ernst Moser, Langenthal





Schützeneiche (122 cm). Foto Verfasser

bis vor die Tore Langenthals, sind 200 Jahre alt. Sie könnten noch zweioder dreimal so alt werden, aber mich dünkt, es sei diesen Bäumen schon etliches widerfahren. Nicht unbedingt die Stürme, die ihnen zeitlebens durch die Häupter fuhren oder die Blitze, die drohten sie zu erschlagen – das ist von kleinerem Übel. Der Kahlschlag des Nachbarbestandes im Althölzli um die Mitte des 19. Jahrhunderts, krankheitsbedingte Ausfälle in den eigenen Reihen, Äxte und Sägen an hoffnungsvollem Nachwuchs zu Gunsten gebietsfremder, monotoner, aber ertragreicher Rottannen und jetzt die Misere in Luft und Boden, das alles hat sie einiges an Substanz gekostet. Aber Eichen sind kämpferisch. Den Angriffen von aussen treten sie sehr standhaft gegenüber; mit festen Körpern aus Holz, darum gehüllten, groben Rindenmänteln und darübergespannten ledernen Blattschirmen. Und es gibt Eichen, die in Zeiten grosser Not ihre stolzen Kronen samt und sonders preisgeben, das heisst, was oben verdorrt, spriesst weiter unten, nur kleiner, aus der Reserve schlafender Knospen und gewährt dem Baum so noch lange Jahre Leben.

Ich biege um die Waldecke beim Schützenhaus, da begegnet mir eine wilde, urwüchsige Waldrandeiche mit einem ca. 20 Meter langen, knorrig-buckligen Schaft. Der teilt sich an seinem Ende auf zum steilen, dreiteiligen und trichterförmig angeordneten Kronengerüst, das vornehmlich gegen Süden hin ausgerichtet ist. Ebenfalls gegen die Mittagssonne



Schützeneiche, Nahaufnahme. Foto Verfasser

hin zeigt ein gutes Dutzend grober Äste am Stamm, die bis zehn Meter weit über das Dach des Schützenhauses reichen. Die ganze Eiche ist zudem dicht mit unterschiedlich grossen Klebästen bedeckt, selbst nordseitig. Auch Moose, Flechten sowie noch zierliches Efeu finden in der zerklüfteten Rindenlandschaft Grundsubstanzen für ihr Leben.

In unmittelbarer Nähe des Schützenhauses sind noch ungefähr sechs weitere Eichen auszumachen, alle ziemlich raue Exemplare, aber gastlich wie kein anderer Baum. Lachende, farbschöne Spechte, Spechtmeisen und weltliche Meisen, Häher, allerlei bunte Käfer und andere schillernde Figuren lassen es sich gut ergehen in milden Rinnen und Schründen, ungezählten Winkeln und Ecken, auf sonnenbeschienenen Spitzen und in schattigen Nischen. Ohne solche Eichen wäre das Leben im Hambüel nur ein halbes. Wohl wäre es auch ein Waldleben, aber ein viel ärmeres, dunkleres; nicht so ein jubilierendes, nicht so ein lichtes, inspirierendes wie jetzt.

Unbeschreibliche Buchen

Der Spaziergang führt mich weiter, abwärts, vorerst dem Waldrand entlang, in Richtung der Wässermatten. Die etwas entrückt dastehenden Hagebuchen von stillem Gemüt, denen noch kein einziger Dichter ein Loblied sang, und das vorwitzige Haselgebüsch beachte ich diesmal kaum. Ich will rasch hinunter in das Waldstück, das aus dem Hambüel westlich gerichtet und viereckig herausragt. Das ist ein Ort, wo ich schon oft war. Und der mich immer wieder anzieht. Wo ich die Bruthitze des Sommers eintauschte gegen angenehm schattige Wärme, die frostklirrende Kälte des Winters gegen gut erträgliche Kühle. Hektische Tage wurden mir hier zum besinnlichen Abend, taufrische Morgen sah ich in glitzernde Gewänder und seidene Tücher aus Nebel gehüllt. Ich genoss hier schon Gastrecht in hellen Winternächten und an trüben Herbsttagen, machte mich klein unter brausenden Märzenstürmen und drückte mich ängstlich an Linden, wenn sommerliche Blitze niederfuhren.

Auf dem Weg dahin sehe ich überall Eichen, aber alter Eichenwald, wie man ihn sich vorstellt, ihn von Gemälden oder Bildern in Büchern von Schischkin in Erinnerung hat, ist es nicht oder nicht mehr. Da ist zu viel tanniges Grün, das sich breit macht über dem Boden und da und dort

Eine der grossen Eichen (110 cm) im Neuhölzli. Foto Willi Jost, Busswil b. M.



schon hinaufreckt in die Kronen der Eichen, da und dort schon seine Dominanz ausspielt. Dennoch fühlt man sich hier im Wald wie sonst nirgends; hier gibt es Bäume, nicht einfach nur Holz, Kronen, nicht kümmerliches Geäst, es ist keine genormte Forstkultur hier, dafür, zumindest in Teilen, viel ungezwungene Natur und erspriessliches Baumleben. «(...) mag Gott sein wo er sein mag, hier ahnt man ihn und gibt ihm das bisschen Glauben mit stillem Entzücken hin (...).» (Robert Walser).

Die grosse Fichte unten am Waldrand, die lange weit über alle anderen Bäume hinausragte, haben vor ein paar Jahren zwar Borkenkäfer zernagt, aber der verbliebene Stock hält die Erinnerungen wach. Und die Eiche, die mich jetzt, direkt am kleinen Fussweg, zum Stehen bringt, hat im letzten frühen Frühling unter den immensen Lasten des nassen Schnees zwar einen Körperteil verloren, aber ihr Charisma dennoch gewahrt. Da ist noch viel da von dem, was diesen Baum so wunderlich macht, derart eigen und trotzig, derart kostbar und begehrlich auch.

Vorübergehend vergesse ich aber all die Eichen und Tannen und Fichten (sie nehmen es mir wohl nicht übel), denn nun betrete ich den kleinen

Stammfuss der grössten Buche im Neuhölzli. Foto Willi Jost, Busswil b. M.



Buchenbestand im äussersten Zipfel des Neuhölzlis. Hier muss guter Boden sein, gar und durchlässig, nicht so sauer, nicht so schwer und dicht wie ringsherum, sonst würden da nicht so prachtvolle Buchen wachsen. Ich kann diese Bäume nicht beschreiben, ich finde keine passenden Worte für sie, geschweige denn Sätze. Lieber lasse ich meinen lieben Bekannten, Ernst Moser, ans Werk. Seine Zeichnungen sind weit erhellender als meine verdorrten Worte es sein würden. Oder Hans Herzig und Willi Jost, die ich als Baumfreunde kenne, sollen sie fotografieren, so dass sie möglichst gut herauskommen. Solches würde mich erleichtern und ich könnte mich aufs Messen beschränken, das habe ich als Förster schliesslich gelernt.

Mit Messband und Kluppe unterwegs

Einmal im letzten Herbst nahmen also Simon und ich das Messband und die alte, hölzerne Kluppe hervor, massen, protokollierten und interpretierten. Auf gut einer Jucharte (ca. 40 Aren) Wald fanden wir 163 Grosse Buchen im Neuhölzli. Foto Willi Jost, Busswil b. M.



Stammfuss grosse Buche (Neuhölzli). Zeichnung Ernst Moser, Langenthal



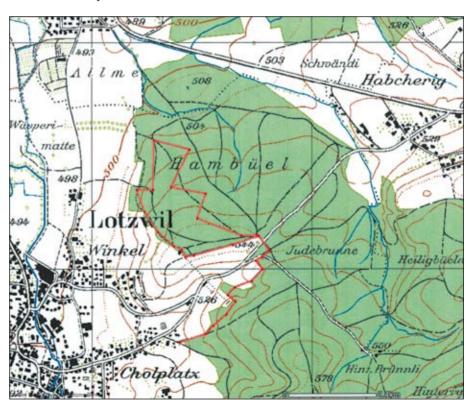


Die grösste Buche im Oberaargau? (Durchmesser 145 cm). Foto Hans Herzig, Wynau

Bäume, wobei wir nur jene berücksichtigten, die auf Brusthöhe mehr als 16 cm Durchmesser hatten; das heisst wir massen und zählten vom Stangenholz an aufwärts. Von den 163 Bäumen waren 77 Buchen, 20 Eichen, 17 Linden, 43 Tannen und 6 von unterschiedlicher Art (siehe auch Tabelle 2). Über zwei Dutzend Bäume hatten mehr als 70 Zentimeter Durchmesser, wobei zwei Buchen mit 145 bzw. 134 Zentimeter absolut hervortraten. Ich bin, wenigstens im Waldesinnern, sonst noch nie solch mächtigen Buchen begegnet. Denn sie sind nicht nur dick, sie sind zusätzlich so lang und füllig, dass volumenmässig mit über 20 Kubikmeter Holz je Exemplar zu rechnen ist. Eine bemerkenswerte Zahl, wenn man bedenkt, dass eine Buche von immerhin 70 Zentimetern Durchmesser bloss etwa 6 Kubikmeter Volumen hat. Oder forstliche Lehre und Praxis empfehlen, sie wegen Rotkernbildung schon bei bescheidenen 60 cm Durchmesser, das heisst bei bloss etwa 4 Kubikmetern Inhalt und entsprechend jung an Jahren, zu ernten. Da hatten die beiden grossen Buchen im Neuhölzli vergleichsweise ein prächtiges Baumleben. Über zweihundert Mal haben sie jetzt jedes Jahr einen neuen Ring Holz an sich gelegt, Zweige und Triebe hervorgebracht und so geformt, dass ihr Kronenrund immer perfekter wurde, das Blattkleid dichter, die ganze Erscheinung damit immer vollkommener. Nach guten Jahren haben sie üppig geblüht und gefruchtet und mit den ölhaltigen Buchnüsschen unzählige Gäste an ihren Tisch gebeten. Sie haben viele arteigene, aber auch artfremde Nachkommen geschützt, erzogen, heranwachsen sehen; viele von denen sind inzwischen selber schon mächtige Bäume. Und ich glaube, mehr als einer hat die Kraft in sich, um selber so zu werden wie die beiden grossen Buchen. Fast so, als wollte das Neuhölzli auf ewig ein Ort der grossen Lotzwiler Bäume bleiben.

Zurück zu den Eichen

Auf meinem weiteren Spaziergang, der mich jetzt abseits von Wegen durch den mittleren Teil des Neuhölzlis führt, komme ich zurück zu den Eichen. Zwar gibt es hier viel Nadelholz, noch mehr als vorher weiter drüben; aber jede der 150 Eichen, die ich hier zählte, ist so viel Baum,



Waldspaziergang im Hambüel (das Neuhölzli liegt links vom Weg in den Allme).

Reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA071641).



Grösste Fichte im Neuhölzli (136 cm). Foto Hans Herzig, Wynau



Die jungen Mammutbäume im Neuhölzli. Foto Verfasser

dass ich die hinderlichen Fichten kaum beachte. Zuerst treffe ich auf eine Eiche mit einem schlangenförmigen Leib, der die Klebäste so dicht auf sich trägt wie eine Raupe ihre vielen Haare. Nur kurz nachher folgt ein von Blitzen tätowiertes Exemplar, und vielleicht 60 Schritte weiter staune ich über einen schnurgeraden, vielleicht 80 Zentimeter dicken, langen, völlig astfreien Stamm von auserlesener Qualität. Die Nachbareiche dagegen, die drehwüchsig und krumm ein wenig abseits steht, würde wohl nur wenig für den Holzbau taugen (zu schämen braucht sie sich deswegen aber nicht). Darauf tritt ein buckeliger Sonderling in Erscheinung, mit einem dicken Klumpenfuss, aber einer wundervollen, weit ausladenden Krone, und eine gute Baumlänge weiter oben ziert dichtes Efeu voller dunkler Beeren eine Eiche, die mehr totes Holz an sich hat als lebendiges.

Kurzweilig ist es hier im Eichenwald, der mir mehr und mehr auch als solcher vorkommt, trotz all dem vielen Nadelholz, das mir immer wieder die Sicht nach oben versperrt, mir den Wald verdunkelt, mich durch Brombeeren und Farne stolpern lässt und Erinnerungen weckt an militärische Formationen. Die Eichen sind zwar alle fast gleich dick, so zwischen 60 und 80 Zentimetern (siehe auch Tabelle 1), und die meisten tragen am Stammfuss langes Moos wie grüne Bärte, aber daneben lässt sich an jeder mühelos etwas finden, das sonst keine andere hat. Da ähneln sich Buchen schon viel mehr, von Fichten und Tannen ganz zu schweigen. Die haben in ihrem Dauergrün, mit den durchgehenden Stammachsen und den unverzweigten Kronen, nur wenig Individualität an sich (aber vielleicht meine ich das nur).

Eine Fichte jedenfalls hat sich im Neuhölzli von allen anderen gleicher Art bedeutend abgesetzt. Bei der ruht, welch Wunder, auf breit abstreichenden, von Fuchs und Dachs unterhöhlten Wurzelanläufen eine gut 15 Meter lange und 136 Zentimeter dicke Holzsäule mit bemerkenswerten 17 Kubikmetern Inhalt, wenn meine grobe Schätzung stimmen mag. Der ganze Baum, mit doppelgiebeliger und sehr dicht beasteter Krone, misst indes noch bedeutend mehr. Fast wie die berühmte Dürsrüttitanne bei Langnau, die ich als Baum nie kennen lernte, weil man, für mich zu früh, die Säge an sie setzte.

Der Hambüel, das merke ich bei jedem Schritt, ist ein auserwählter Ort für Bäume. Dass sie so freudig wachsen, liegt in der Güte des Bodens, im Regen zur rechten Zeit, im freundlichen Waldklima und in der guten

Tabelle 1: Eicheninventar im Neuhölzli (Aufnahmefläche ca. 20 Hektaren, nur Eichen ab 16 cm Durchmesser auf Brusthöhe)

Stückzahl:	345	(Pro Hektare 17 Stück)
Stehendes Holzvolumen:	1550 m³	(Pro Hektare 77 m³)
Mittlerer Stückinhalt:	4,5 m ³	
Eichen über 50 cm:	252 Stück	(Pro Hektare 13 Stück)
Eichen 35 bis 50 cm:	30 Stück	(Pro Hektare 1 Stück)
Eichen 16 bis 35 cm:	63 Stück	(Pro Hektare 3 Stück)
Eichen am Waldrand:	63 Stück	(ca. 20 m breiter Streifen)
Grösste Eiche:	122 cm/16 m ³	(Durchmesser auf Brusthöhe/Stehendvolumen)

Tabelle 2: Bauminventar im Neuhölzli West (Standort der grossen Buchen)
(Aufnahmefläche ca. 40 Aren, nur Bäume ab 16 cm Durchmesser auf Brusthöhe, Werte umgerechnet auf 1 Hektare nach Luzerner Tarif 2)

Baum- art	Stück- zahl	ungefähres Holzvolumen in m³	durchschnittliches Holzvolumen pro Stück in m³	Anzahl Bäume über 70 cm Durchmesser auf Brusthöhe	Grösster Durch- messer in cm auf Brusthöhe
Buche	192 (48%)	388 (40%)	2.02	20	145
Tanne	107 (26%)	167 (17%)	1.56	2	70
Eiche	50 (12%)	322 (33%)	6.44	35	118
Linde	42 (10%)	74 (8%)	1.76	5	82
andere	15 (4%)	20 (2%)	1.33		50
Total	406 (100%)	971 (100%)	2.39	62	

Tabelle 3: Masse einiger grosser Lotzwiler Bäume

Bezeichnung	Durchmesser in cm auf Brusthöhe	ungefähre Höhe in Metern	ungefähres Holzvolumen in m³	Standort
Einschlag-Buchen	80, 81, 88	30	25 (alle drei zusammen)	oberhalb Weiher im Einschlag
Elisabeths Eiche	128	34	18	beim Scheibenstand 300 m
Tannentrio	85, 91, 94	40	31 (alle drei zusammen)	Witeli, Waldeingang
Schützeneiche	122	32	16,5	beim Schützenhaus
Neuhölzli-Buche 1	145	33	23	Neuhölzli West
Neuhölzli-Buche 2	134	33	20	Neuhölzli West
Neuhölzli-Fichte	136	45	gegen 30	Neuhölzli Mitte
Dürsrütitanne (zum Vergleich)	143	über 50	37	Langnau i.E.

Hinweise für Eichen- und andere Baumfreunde

- Im Inventar der bemerkenswerten Oberaargauer Bäume figurieren insgesamt 60 Bäume, darunter 21 Eichen. Das Inventar und einige Bäume daraus wurden in den Jahrbüchern 1996, 1997 und 2004 näher vorgestellt.
- Die Waldabteilung 6, Burgdorf-Oberaargau in Koppigen, weiss über verbleibende Eichenwälder im Oberaargau sowie in den Ämtern Burgdorf und Fraubrunnen Bescheid.
- Michael Trieb in Herzogenbuchsee hat alle Eichen im Löliwald inventarisiert.
- Nahe gelegene, schöne Eichenwälder sind in Büren an der Aare (Eichwald mit Eichenlehrpfad) und im Galmwald bei Murten zu finden.
- Sehr viel Wissenswertes findet der Eichenfreund bei proQuercus, Hardernstr. 20, 3250 Lyss (www.proquercus.ch).

Gesinnung all der Menschen, die hier schon Einfluss nahmen. All das zusammen passt auch den kalifornischen Mammutbäumen und Küstentannen, auf die ich jetzt, fast am Ende meiner Promenade, eher unerwartet stosse. Die Jugend steckt zwar noch ganz in ihnen, obwohl der grösste von ihnen auch schon um 80 Zentimeter misst, und sie sich alle sehr artig und gesittet geben, nicht so flegelhaft wie junge Eichen oder Ulmen. Aber sie zeigen schon deutlich an, zu was sie sich in den nächsten Jahrzehnten noch entwickeln wollen. Zu grossen Lotzwiler Bäumen, die ausdauernd und nachhaltig den Hambüel verschönern, so wie es jetzt die grossen, schon ein wenig in die Jahre gekommenen Eichen und Buchen tun.

Es ist also gut möglich, dass hier nach uns noch manche eine schöne Heimat finden oder im Wald zur Kirche gehen.

Von November bis Weihnachten stapeln sich die Bücher

Viele Erinnerungen, Erlebnisse und Anstrengungen verbinden mich mit dem Jahrbuch des Oberaargaus. Bereits mit Band 2, also 1959, übernahm mein Mann Hans die Geschäftsstelle. Von November bis Weihnachten stapelten sich die Bücher in unserem Haus, überall Bücher, Bücher.

Als Leiter der Schulendprüfungen kannte Hans die Lehrkräfte an den Oberschulen, und so konnte er die Schulen für den Verkauf der Bücher gewinnen. «Das ist ein guter Lehrer, bei dem klappt der Verkauf», hörte ich ihn öfters sagen. Beim Neubau der damaligen Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen an der Wangenstrasse in Herzogenbuchsee konnten wir dann 1985 dort einen Raum als Lager und Arbeitsplatz beziehen. Über die Vielfalt der Beiträge bin ich jedes Jahr neu fasziniert. Ob kulturell, geographisch, geschichtlich, ob biographisch über Einzelpersonen oder Familien, alles ist immer höchst interessant. Beschreibungen oder Bilder über den eigenen Heimat- oder Wohnort, über Arbeits- und Lebensbedingungen unserer Ahnen berühren mich jedesmal besonders.

Ich danke allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und freue mich auf die Jubiläumsausgabe.

Charlotte Indermühle, Herzogenbuchsee

Frühe Siedlungen, vier Burgen und ein spektakulärer Burgweg

Die topographischen Aufnahme der Lehnflue bei Niederbipp/Oensingen

Jakob Obrecht, Rudolf Glutz und Christoph Reding

Die Lehnflue bildet die westliche Flanke des südlichen Ausgangs der Klus zwischen Balsthal und Oensingen. Die beeindruckende 1000 Meter lange, Südwest-Nordost orientierte Klippe besteht aus senkrecht aufragenden Malmkalkschichten. Die Breite ihres Grates liegt zwischen 1 und 25 Metern. An einigen Stellen fallen die Felswände lotrecht bis zu 80 Metern ab. Der Felszug liegt etwa hälftig auf den Gemeindegebieten von Niederbipp im Westen und Oensingen im Osten. Dies als Folge der 1463 zwischen den Ständen Bern und Solothurn vorgenommenen Aufteilung der seit 1413 gemeinsam verwalteten Herrschaften Bipp und Bechburg.

Mehrere Ursachen führten dazu, dass die Lehnflue umfassend archäologisch-topographisch aufgenommen wurde: Grundsätzlich gehören die Lehnflue und die Ravellenflue – ihre Fortsetzung auf der Ostseite der Klus – zu den wichtigsten bisher noch unerforschten archäologischen Fundplätzen am Jurasüdfuss. Oberflächlich sind heute auf der Lehnflue noch Mauerreste von vier mittelalterlichen Burganlagen zu erkennen. Altfunde belegen ausserdem eine Besiedlung oder zumindest eine Begehung des Felsgrates vom Neolithikum bis in die römische Zeit. Christoph Reding bestätigte und erweiterte das vorhandene Wissen ab den späten 1990er Jahren mit systematisch durchgeführten Oberflächenprospektionen. Die schon vor langer Zeit aufgeworfene Frage,¹ ob das auf der Südseite gelegene und als Unterschlupf bestens geeignete «Hohlloch» Menschen in prähistorischer Zeit als Zuflucht diente, ist bis heute ungeklärt (Abb. 2).

Eine Bestandesaufnahme in Form eines topographischen Plans, in dem auch alle archäologisch relevanten Spuren eingezeichnet sind, drängte sich ausserdem auf, weil die unerlaubten Eingriffe von Schwarzgräbern

Abb. 1: Burgen und prähistorische Höhensiedlungen in der Klus zwischen Oensingen und Balsthal

Prähistorische Höhensiedlungen:

- 1 Lehnflue
- 2 Ravellenflue
- 3 Holzflue

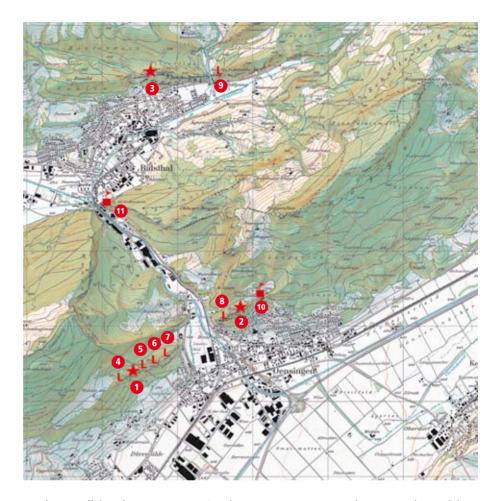
Burgruinen:

- 4 Vordere Erlinsburg
- 5 Mittlere Erlinsburg
- 6 Hintere Erlinsburg
- 7 «Hinterste» Erlinsburg
- 8 Ravellenfluh
- 9 Neu-Falkenstein

Burgen

- 10 Neu-Bechburg
- 11 Alt-Falkenstein

Abbildung: Kartengrundlage reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA071521). Darstellung Jakob Obrecht



und Metalldetektorgängern in den vergangenen Jahren unübersehbar geworden sind (Abb. 3). Die andauernden Raubgrabungen führen zu einem bedeutsamen, nicht quantifizierbaren Verlust an archäologischem Fundmaterial. Gleichzeitig zerstören die Schatzsucher unwiederbringlich die Befundsituationen, die den Fachleuten Hinweise auf die Art und Dauer der Besiedlung geben würden.

Das wohl wichtigste Argument dafür, die Planaufnahme rasch an die Hand zu nehmen, war, dass mit dem damals wenige Jahre vor seiner Pensionierung stehenden Geometer dipl. Ing. ETHZ Rudolf Glutz, Solothurn, ein unbestrittener Spezialist für derartige Aufgaben gewonnen werden konnte. Da er die Aufnahmen im Rahmen seiner Anstellung am Institut für Denkmalpflege und Bauforschung (IDB) an der ETH Zürich

Abb. 2: Lehnflue BE/SO. Hohlloch, von Süden. Foto Giorgio Nogara



ausführte und dem Projekt nur gerade seine Spesen in Rechnung stellte, wurde dieses von vorneherein finanziell massgeblich entlastet.

Das Projekt samt Kostenvoranschlag wurde 2001 der Berner Kantonsarchäologin Cynthia Dunning und dem damaligen Solothurner Kantonsarchäologen Hanspeter Spycher vorgestellt. Beide liessen sich von der Idee einer Kartierung der Lehnflue überzeugen und waren angesichts des grosszügigen Angebots des IDB auch sofort bereit, die dafür benötigten Mittel im Rahmen ihrer jährlichen Budgets zur Verfügung zu stellen. Der Entscheid wurde ihnen zusätzlich erleichtert, indem aus arbeitstechnischen Gründen von Anfang an vorgesehen war, die Arbeiten und somit auch die Kosten auf drei Jahre zu verteilen. Namhafte Beiträge an die Arbeit leisteten neben den bereits aufgeführten Institutionen der Bund, die Gemeinden Oensingen und Niederbipp, die Burgergemeinde Niederbipp und drei private Sponsoren.

Dank des nun vorliegenden Plans der Lehnflue können jetzt sämtliche greifbaren und nachträglich noch lokalisierbaren Fundgegenstände kartiert werden. Erstmals lässt sich dank dieser Arbeit ansatzweise eine Besiedlungsgeschichte der Lehnflue rekonstruieren.

Abb. 3: Lehnflue BE/SO. Raubgräberlöcher in einem Schutthang am Fusse der Lehnflue. Foto Giorgio Nogara



Gleichzeitig ist der Plan eine wichtige Grundlage für zukünftige weiterführende Forschungen.

Nicht zuletzt ist es die Absicht, die Leserschaft mit diesem Beitrag auf das grosse ungelöste Problem der verbotenen und strafbaren Raub- oder Schwarzgräberei auf der Lehnflue und anderen archäologischen Stätten aufmerksam zu machen.

Die archäologisch-topographische Kartierung

Allgemeines

Die Aufnahme eines topographischen Planes über den ganzen Felsgrat der Lehnflue stellte eine besondere Herausforderung dar, wie schon Beschreibungen und Fotos von Jakob Obrecht und Christoph Reding zeigen. Rudolf Glutz hatte sich seit 30 Jahren am Institut für Denkmalpflege der ETH Zürich auf die Kartierung archäologischer Stätten spezialisiert und verfügte somit über das Rüstzeug und die nötige Erfahrung für eine solche Aufgabe. Aufgrund ähnlicher Aufträge kam nur der Mass-

stab 1:500 in Frage – in 1:1000 wäre es nicht möglich gewesen, eine derartig feingegliederte Felstopographie darzustellen. Eine Äguidistanz von zwei Metern hat sich für alle derartigen Kartierungen als richtig erwiesen. Auch die Schutthalden zu beiden Seiten des Grates mussten einbezogen werden, und zwar so weit hinunter wie möglich. Um die Zugänge von Norden her zu zeigen, war das Gelände auf dieser Seite bis zum Forstweg und zum Bach im Leuentäli aufzunehmen. Während die Plangrenze im Süden noch offen bleiben konnte, durften der flache Boden im Westen der Vorderen und der Felsaufschwung östlich der Hintersten Erlinsburg auf keinen Fall fehlen, was schliesslich eine Aufnahme von 950 auf 294 Meter ergab. Das sind 28 Hektaren. Für die gesamte Aufnahmearbeit wurden drei Winter (2003–2006) benötigt, das heisst insbesondere jeweils der Spätherbst und Vorfrühling, wenn kein Schnee liegt und kein Laub die Sichten beeinträchtigt. Als geeignete Methode für die Planaufnahme bot sich die vom Verfasser aus Bayern übernommene und für die Schweiz weiterentwickelte Bussolentachymetrie an, deren Vorzüge umso mehr zum Tragen kommen, je schwieriger das Gelände ist.

Das Fixpunktnetz

Die ganze Aufnahme stützt sich auf ein umfassendes Netz von Fixpunkten, welche vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern (Geometer D. von Rütte) angelegt wurde. Während sich auf dem Grat selbstverständlich alle Punkte mit GPS (Globales Positionierungssystem = Vermessung mit Satelliten) bestimmen liessen, waren am Fusse der Felswände zu wenig Satelliten über dem Horizont sichtbar, so dass auf klassische Vermessungsmethoden wie Polygonzug, Freie Stationierung und Polaraufnahme zurückgegriffen werden musste. Ein Grossteil dieser Punkte ist im Gelände dauerhaft versichert und ihre Lage zentimetergenau mit Landeskoordinaten und Meereshöhe bestimmt.

Die Aufnahme

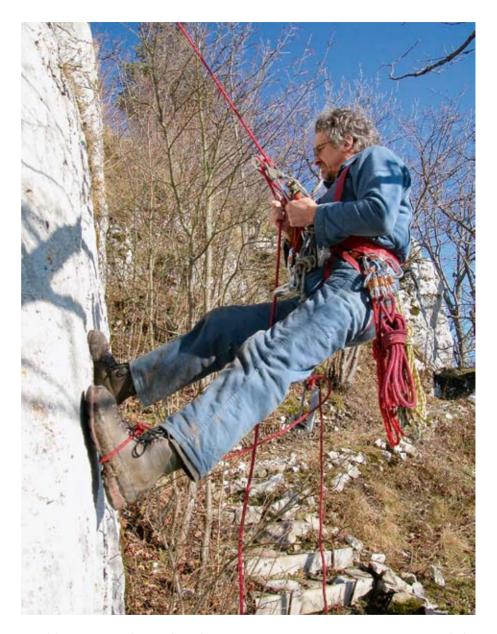
Ein sehr einfacher und leichter Theodolit kann an beliebigen Orten aufgestellt und seine Position durch Zielungen auf die erwähnten Fixpunkte festgelegt werden. Die eingebaute Bussole erlaubt die Orientierung des Instrumentes nach magnetisch Nord, was eine grosse Vereinfachung der Messarbeit bedeutet. Rund um den Theodoliten steckt der Topograph

an ausgewählten Geländepunkten Jalons (Fluchtstäbe) in den Boden, misst mit dem Theodoliten Distanz und Winkel (Polaraufnahme) und trägt die berechnete Position der Punkte auf dem Plan 1:500 auf. Mit Hilfe dieses Gerüstes von Messpunkten, die im Gelände signalisiert und auf dem Plan mit Meereshöhen angeschrieben sind, lässt sich hierauf der Entwurf der Karte im Gelände zeichnen, welches der Topograph auf diese Weise fast Meter für Meter kennenlernt und damit auch sämtliche Spuren von archäologischem Interesse findet: Mauern, Sondierlöcher, künstliche Felsabarbeitungen usw. Die ganze Arbeit ist somit nicht einfach eine Kartierung, sondern im Grunde genommen eine archäologische Prospektion mit integrierter Vermessung (Abb. 5).

Topographieren in Felsen

Während eine solche Aufnahme normalerweise im Zentrum, beim archäologischen Objekt beginnt, war hier wegen der gewaltigen Felsen ein anderes Vorgehen angezeigt: Zuerst wurde das Gelände im Norden wie im Süden dem Fuss der Felswände entlang aufgenommen, und zwar überall so hoch hinauf wie nur irgendwie möglich; dann wurde der ganze Grat mit all seinen archäologischen Relikten kartiert. Auf diese Weise liess sich an manchen Stellen das bereits topographierte Gelände wiedererkennen und der dazwischenliegende Streifen Steilfels mit Blick von oben erfassen. Die meisten südseitigen Felswände sind senkrecht bis überhängend, weshalb die Aufnahme von Ober- und Unterkante nahezu genügt. Die Nordflanke hingegen ist nicht ganz vertikal und weist deshalb zahlreiche Terrassen und begehbare Bänder auf, was auch die von Christoph Reding beschriebenen Zugangswege ermöglicht. Die wochenlange Arbeit ergibt eine zunehmende Gewöhnung an dieses schwierige Gelände, so dass alle Hänge bis etwa 45° in der üblichen, soeben beschriebenen Weise kartiert werden können. Wo jedoch Absturzgefahr besteht, muss sich der Geometer zusätzlich mit Seil sichern, was selbstverständlich auch die entsprechende Ausrüstung voraussetzt (Klettergurt, Abseilgerät, Seilklemmen für den Aufstieg, vgl. Abb. 4). Zielungen steiler als ±45° können mit dem Theodoliten nicht mehr erfasst werden, so dass – bei gleichbleibendem Vorgehen – entsprechende Handmessgeräte zum Einsatz gelangen: Handkompass für die (magnetischen) Richtungen, Klinometer für die Neigung (Höhe) und optischer Telemeter (ähnlich wie bei einem Fotoapparat) für die Distanz. Mit die-

Abb. 4: Lehnflue BE/SO. Rudolf Glutz bei der Aufnahme einer lotrechten Felspartie. Foto Giorgio Nogara



sen kleinen, um den Hals gehängten Instrumenten ist es sogar möglich, in den Rinnen und Schluchten der Felswände bis gegen 100 Meter abzuseilen, dann beim Hinaufsteigen eine zusammenhängende Reihe von Punkten zu messen und auf diese Weise auch solche weitgehend unzugänglichen Felspartien zu skizzieren.

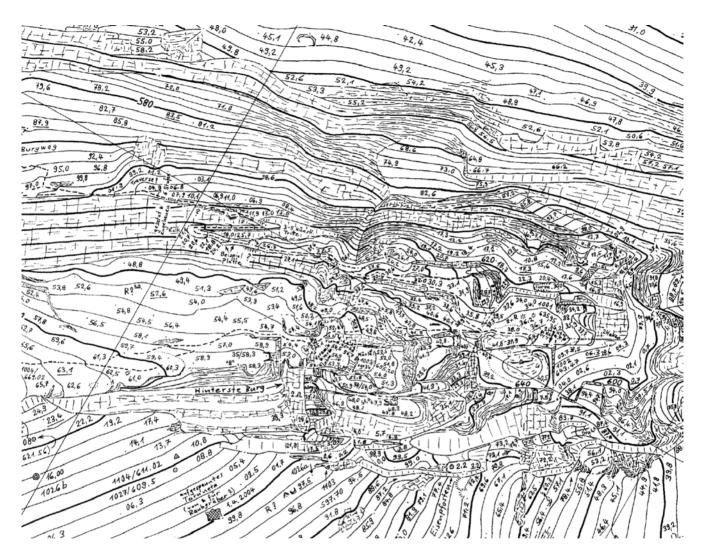
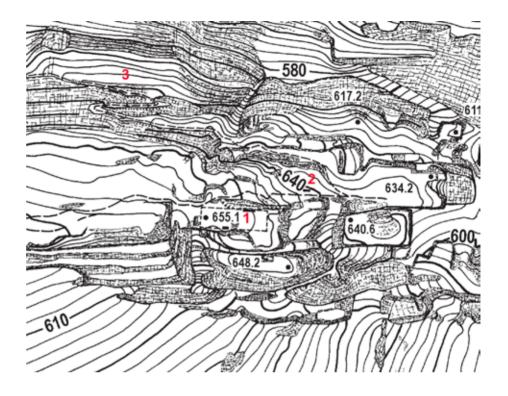


Abb. 5: Lehnflue BE/SO. Ausschnitt aus dem Handriss im Massstab 1:725 (Originalmassstab 1:500): der grosse Felsaufschwung im Nordosten mit der «Hintersten» Erlinsburg und dem aus dem Leuental hochführenden Burgweg, eine der schwierigsten Stellen zum Messen und Zeichnen. Zeichnung Rudolf Glutz

Da all diese Tätigkeiten nicht nur sehr zeitraubend sind, sondern häufig auch Steinschlag auslösen, ist es weitaus am günstigsten, allein zu arbeiten; damit entfällt die juristische Verantwortung bei einem Unfall des Gehilfen, und der Steinschlag findet sozusagen immer unter den Fusssohlen des Topographen statt. Noch wichtiger aber ist, dass nur die einzige, gleiche Person das Gelände aus allen Blickwinkeln wiedererkennen und somit die nicht überall begangenen Steilflanken zuverlässig kartieren kann.

Abb. 6: Lehnflue BE/SO. Ausschnitt aus dem Reinplan (1:830) mit der «Hintersten» Erlinsburg im Zentrum. 1 Burgareal 2 Stützmauer 3 Burgweg ins Leuental Zeichnung Giorgio Nogara



Planzeichnung

Da es heute immer noch enorm schwierig ist, derartige Pläne rein digital am Computer zu zeichnen, muss das Kernstück einer solchen Kartierung, die Topographie mit den Höhenlinien und den Felsen, von einem versierten Zeichner von Hand mit Tusche angefertigt werden (wofür dem Ausgrabungstechniker Giorgio Nogara sehr zu danken ist). Alles Übrige, Titel, Rahmen, Koordinaten, Höhenkoten, Farben etc. lassen sich dann problemlos auf dem eingescannten Tuschplan eintragen. Damit aber der ganze Informationsgehalt einer derartigen Aufnahme erhalten bleibt, insbesondere auch alle Messpunkte mit ihren Koten, lohnt es sich, von dem mit Bleistift gezeichneten Feldoriginal zuerst einen sogenannten Handriss herzustellen (Abb. 5), welcher zwar schwierig lesbar ist, als Arbeits- und Archivplan aber sämtliche Informationen zu späterer Verwendung enthält, so auch alle oben erwähnten Fixpunkte, mit denen in späteren Jahren Funde oder wissenschaftlich angelegte Sondierungen eingemessen werden können.



Abb. 7: Lehnflue BE/SO. Die Lehnflue und das Leuental, von Norden. Foto Christoph Reding

Der archäologische Wissensstand

Die Forschungsgeschichte

Die umfangreichen archäologischen Überreste auf der Lehnflue sind wissenschaftlich wenig erforscht. Konkrete und gut dokumentierte archäologische Ausgrabungen haben nie stattgefunden. Lesefunde (römische Münzen) sind hingegen schon seit dem 18. Jahrhundert bekannt.² Zwischen 1895 und 1905 liess der Fabrikant Robert Schweizer aus Wangen a. A. auf der Hinteren Erlinsburg Grabungen vornehmen. Dabei traten römische Münzen sowie der Beschreibung nach auch bronzezeitliche, latènezeitliche und mittelalterliche Funde zu Tage.³ Römische Münzen und wohl mittelalterliche Funde werden 1904 auch von der Vorderen Erlinsburg vermeldet.⁴ 1893 bearbeitete K. Meisterhans die wenigen zu Amt und Burg Erlinsburg bekannten Schriftquellen und beschrieb die Überreste der Vorderen und der Hinteren Erlinsburg.⁵

In den 1950er Jahren hatte sich der Heimatforscher Theodor Schweizer intensiver mit der Lehnflue befasst. Anhand seiner Prospektionen und kleineren Schürfungen verwies er auf deren umfangreiche bronzezeitliche und hallstattzeitliche Besiedlung.⁶ Ausserdem entdeckte er nebst römischer Keramik die bisher unbekannte Mittlere Erlinsburg.⁷ In der Folge wurden seine Funde in den Arbeiten von Sabine Deschler-Erb (Bronzezeit/Hallstattzeit)⁸, Paul Gutzwiller (Bronzezeit/Hallstattzeit)⁹ und Bernd Zimmermann (Mittelalter)¹⁰ behandelt. Gutzwiller präzisierte das Datierungsspektrum der bis damals von der Lehnflue bekannten Funde mit möglicherweise neolithisch, sicher aber mittel- und spätbronzezeitlich, hallstattzeitlich, latènezeitlich, gallorömisch sowie mittelalterlich. Mit den Erlinsburgen befasste sich auch Werner Meyer.¹¹ Er beschrieb 1981 die wichtigsten Baureste und brachte erste Datierungsansätze.

Prospektionen 1997-2007

Ab 1997 führte Christoph Reding auf der Lehnflue als Privatperson in Absprache mit der Kantonsarchäologie Solothurn regelmässige Prospektionsgänge durch. Es wurden nur Lesefunde geborgen – Grabungen oder Schürfungen wurden keine durchgeführt.

Im Jahre 2003 konnte mit einem Metalldetektorgänger Kontakt hergestellt werden, der sich gegenüber den zuständigen archäologischen Instanzen als sehr kooperativ zeigte. Durch das Wissen von Kurt Christen, der am Fusse der Lehnflue aufwuchs, wurden die Ergebnisse der konventionellen Prospektion beträchtlich erweitert. Gleichzeitig wurde dadurch auch das Ausmass der Raubgräberei an der Lehnflue offenbar (Abb. 3). Verschiedene Detektorgänger hatten während der letzten Jahre die fundreichen Zonen der Flue regelrecht «abgegrast». Neuerdings waren auch Sondierlöcher zu beobachten, die bis zu 1,5 Meter in die archäologischen Schichten reichen.

Im neuen Vermessungsplan konnten die in den vergangenen Jahren prospektierten Fundzonen, bestimmte Einzelfunde sowie die Grundrisse der vier Erlinsburgen eingetragen werden.

Die prähistorische, keltische und römische Belegung

Einer der vielleicht ältesten Funde von der Lehnflue ist eine rund sechs Zentimeter lange Silexklinge, die vermutlich aus dem Neolithikum stammt. Der Schwerpunkt der prähistorischen Besiedlung liegt aber eindeutig in der Bronze- und der Hallstattzeit. Praktisch alle Funde führenden Zonen auf der Lehnflue weisen entsprechendes Fundmaterial auf. Die Fundkombination aus Gefässkeramik, Spinnwirteln, Webgewichten und Hitzesteinen weist deutlich auf Siedlungsbelegung hin. Die schon von Theodor Schweizer geäusserte Ansicht, dass in prähistorischer Zeit praktisch jede nutzbare Fläche auf dem gesamten Grat besiedelt zu sein schien, kann durch die neuesten Prospektionen bestätigt werden. 12 So konnten vom Sattel südwestlich der Vorderen Erlinsburg bis hin zum nordöstlichen Ende der Hinteren Erlinsburg prähistorische Keramikfragmente geborgen oder zumindest beobachtet werden. Die einstigen Gebäude scheinen die Abtreppung des Grates nach der klimatisch angenehmeren Südostseite ausgenutzt, stellenweise aber auch zuoberst auf dem Felsgrat gestanden zu haben. Möglicherweise wurden bestimmte Flächen von Felsen freigeräumt oder Absätze aus dem Fels gearbeitet. Im Sattel zwischen der Mittleren und der Hinteren Erlinsburg sind gemäss der Detektorfunde auch keltische Spuren nachgewiesen: Die zahlreichen Münzen bezeugen die Begehung, aber noch nicht die Besiedlung des Grates in dieser Zeit.

Deutlich und umfangreich sind die römischen Funde. Nach Ausweis der oben genannten Literatur sowie mittels des Metalldetektors sind römische Münzen aus dem Umfeld aller mittelalterlichen Burgruinen (ausser der «Hintersten» Erlinsburg) nachgewiesen. Die grossen Fundzahlen an römischen Münzen, die in die Hunderte gehen dürften, sowie deren weite Streuung fast über den ganzen Grat, könnten ihren Ursprung in volkstümlich bis rituellen Handlungen haben. Möglicherweise hat auch ein Teil der Unmengen an prähistorischer Keramik einen entsprechenden Hintergrund.

Die Prospektionen konnten aber aus römischer Zeit auch eindeutige Besiedlungsspuren nachweisen: Zahlreiche Keramikfunde des 2./3. Jahrhunderts n. Chr. stammen vom Sattel zwischen der Mittleren und der Hinteren Erlinsburg. 13 Der Sattel weist ohnehin Funde aller auf der Lehnflue bekannten Epochen auf und ist die klimatisch am besten geschützte Siedlungsstelle auf dem Grat. Obschon er geringer exponiert ist, liess sich aber im Notfall auch dieser Bereich des Grates mit einfachen Mitteln absperren.

Ein silbertauschiertes Beschläg sowie eine Geschossspitze könnten aus-

serdem frühmittelalterlich sein.¹⁴ Im Fundmaterial von Kurt Christen liegt zudem ein frühmittelalterlicher Sporen vor.

Die mittelalterlichen Burgruinen

Auf der Lehnflue finden sich die Ruinen von vier Burgen.¹⁵ Die hohe Burgendichte ist im Bereich der Klus nicht ungewöhnlich. In der näheren Umgebung finden sich fünf weitere Burgen bzw. Burgruinen (Abb. 1).¹⁶ 2001 konnten die Prospektionen auch auf der benachbarten Ravellenflue geringfügige Mauerspuren nachweisen, deren Datierung aber noch nicht gesichert ist.

Nach Ausweis der Lesefunde scheinen alle vier Burgen im Zeitraum des 11./12. Jahrhunderts bestanden zu haben. Ob und wie lange die Benutzung der Anlagen in das 13. Jahrhundert reicht, ist unklar. Nur die Vordere Erlinsburg erfuhr zumindest mit dem Bau der Schildmauer im 13. Jahrhundert eine Modernisierung und war nach Ausweis der schriftlichen Quellen sowie der Lesefunde bis in das 14. Jahrhundert bewohnt.

Eine südlich der Mittleren Erlinsburg gelegene Sperrmauer, die den Zugang auf die Flue Richtung Nordosten verwehrte, weist auf eine mögliche Besiedlung ausserhalb der Burgareale hin.¹⁷ Entsprechend stammen vom Sattel zwischen der Mittleren und der Hinteren Erlinsburg, aber auch vom Grat südwestlich der Mittleren Erlinsburg mittelalterliche Funde. Ausserdem belegen eine grosse Anzahl von Wellenbandhufeisen und Hufnägeln aus diesen Flächen die Anwesenheit von Last- und Reittieren auf den exponiertesten Lagen. Ob diese Spuren auf eine eigentliche Burgsiedlung zurückzuführen sind, ist zu überprüfen.

Die mittelalterlichen Reste auf der Lehnflue bezeugen möglicherweise ein frühes Herrschaftszentrum. Dessen Gründer sind vielleicht in den Kreisen der Frohburger oder Bechburger zu suchen. Die weit einsehbare und abgesetzte, bisweilen entrückte Lage scheint den bevorzugten Burgenstandorten sowie dem landesherrlichen Anspruch früher Hochadelsfamilien zu entsprechen.¹⁸

Vordere Erlinsburg (Niederbipp)

Die Burgruine besetzt den höchsten Punkt der Lehnflue (Abb. 8, 10 und 11). Das Areal dürfte ca. 70 auf 25 Meter betragen. Zahlreiche Mauerreste sowie die von Felsabstufungen geprägte Innenfläche, die durch



Abb. 8: Lehnflue BE/SO. Vordere Erlinsburg. Blick an die Schildmauer, von Südwesten. Aufnahme: vermutlich frühes 20. Jahrhundert. Aus: Führer durch das Bipperamt: Die Solothurn Niederbipp Bahn, Bern Kümmerly & Frey, 1917, Seite 20

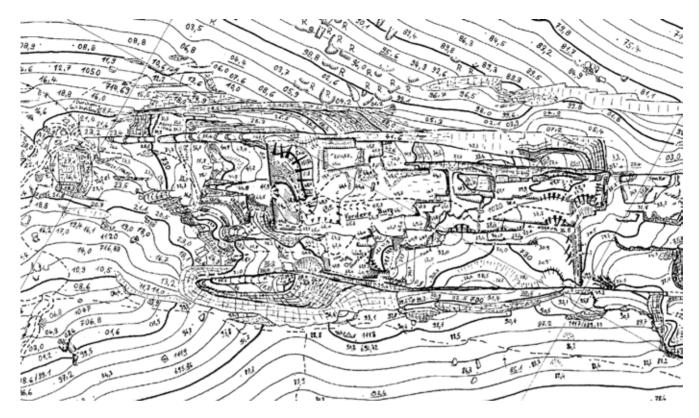


Abb. 9: Lehnflue BE/SO. Ausschnitt aus dem Handriss 1:770 (Originalmassstab 1:500) mit dem Grundriss der Vorderen Erlinsburg. Zeichnung Giorgio Nogara

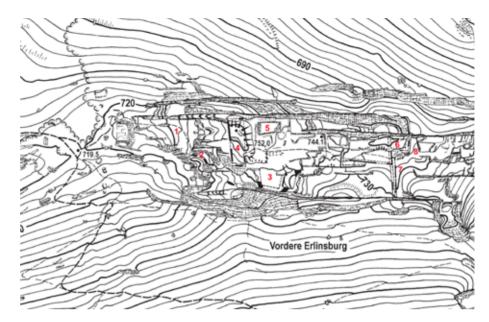
den Menschen stark bearbeitet worden zu sein scheint, lassen die einstige Bebauung erahnen.

Die Frontseite wird durch eine ca. 18 Meter lange und noch mehrere Meter hoch erhaltene Schildmauer aus grobschlächtigen Bruchsteinen abgeriegelt (Abb. 8 und 11). Ihre für den mittelalterlichen Burgenbau ausserordentliche Mauerdicke beträgt ca. 6 Meter! Der gemauerte Klotz trug wohl ehemals eine Wehrplattform oder gar einen grossen Obergaden. Der ehemalige Burgweg führte durch einen Zwinger von Nordwesten durch das steile, mit Felsrippen durchsetzte Vorgelände der Burg an den Fuss der Schildmauer hoch. Das Tor dürfte sich kaum in diesem mächtigen Baukörper befunden haben, sondern lag wohl im zweiteiligen Bau südlich der Schildmauer.¹⁹

Weitere Mauerreste liegen im Nordosten und bilden den Abschluss der Burg in dieser Richtung. Die Sperrmauer ist zweiphasig und wurde nachträglich auf eine an diesem rückwärtigen Standort bemerkenswerte Stärke von 2 Metern verbreitert. Am oberen Abschluss der Mauer sitzt

Abb. 10: Lehnflue BE/SO. Ausschnitt aus dem Reinplan 1:1440 mit dem teilweise ergänzten Grundriss der Vorderen Erlinsburg.

- 1 Zugang
- 2 Zwinger
- 3 Nebengebäude, Tor?
- 4 Schildmauer
- 5 Keller
- 6 Turm
- 7 Sperrmauer
- 8 Halsgraben
- Zeichnung Giorgio Nogara



auf dem Grat ein turmartiger Bau, abgetrennt durch einen kleinen Halsgraben. Stossfugen zeigen auch hier, dass der nordöstliche Abschluss der Anlage nicht in einem Zug entstanden ist. Auf den Terrassen im zentralen Burgbereich lassen sich kaum Mauerspuren und praktisch kein Mauerschutt beobachten. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lagen hier Burggebäude, die im Schutze der mächtigen Schildmauer lediglich aus Holz oder Fachwerk auf Schwellbalkenfundamenten errichtet worden waren. Der riesige rechteckige, aus dem Fels gearbeitete Schacht hinter der Schildmauer dürfte als Keller gedient haben und weist zusätzlich auf die «steinlose» Innenbebauung der Burg hin.

Lesefunde und schriftliche Hinweise datieren die Anlage in das 13./ 14. Jahrhundert. Einzelne Objekte gehören gar schon in das 11./ 12. Jahrhundert. Die Burg wird den Grafen von Frohburg zugewiesen.

Mittlere Erlinsburg (Oensingen)

Die kleine, topographisch wenig abgesetzte Anlage misst ca. 15 auf 15 Meter. Gemäss den spärlichen Mauerspuren handelte es sich vielleicht um einen grossen, turmartigen Bau, der durch zwei kleine Halsgräben geschützt wurde. Die Lesefunde weisen auch bei dieser Anlage in das 11./12. Jahrhundert. Schriftliche Hinweise bestehen keine.

Abb. 11: Lehnflue BE/SO. Schildmauer der Vorderen Erlinsburg, von Süden. Foto Christoph Reding



Abb. 12: Lehnflue BE/SO. Reste von Mauerwerk der Hinteren Erlinsburg, von Südwesten. Foto Christoph Reding



Hintere Erlinsburg (Oensingen)

Die Anlage umfasst eine Fläche von ca. 65 auf 25 Meter. Wie heute noch führte der Zugang von Südwesten über einen gewunden ansteigenden Pfad zur Burg. Im Vorgelände passiert der Weg ein wohl polygonales Gebäude (Abb. 12), um nördlich davon, nach einer in den Fels gearbeiteten S-Kurve die Burganlage zu erreichen. Im Frontbereich, an der Kante des Burgplateaus, findet sich ein über Eck gestellter, wohl turmartiger Bau. An ihn vorgelagert liegen verschiedene Mauerzüge, die wohl als Umfassungsmauern zu deuten sind. Schuttanhäufungen sowie Mauerspuren entlang der Südostkante des Plateaus bezeugen mehrere aneinandergereihte kleinere Räume. Auch im Nordosten finden sich Gebäudereste, die einst den nordöstlichen Abschluss der Burg bildeten. Da auch ein Weg aus dieser Richtung auf die Burg führte und zudem gratabwärts die Reste einer weiteren Ruine liegen, muss sich auch hier ein Tor befunden haben. Im Nordostteil der Anlage liegt ein trocken gemauerter Rundschacht. Vermutlich diente er der Wasserversorgung der Burg. Im Norden liegen an der Felskante mehrere Vertiefungen, die als Kellerbauten zu deuten sind. Zentral dürfte ein Innenhof gelegen haben. Die zahlreichen, nicht immer in einen Zusammenhang zu bringenden Mauerreste lassen vermuten, dass die Burganlage in verschiedenen Etappen entstanden ist.

Die tiefer gelegene Terrasse südlich des Burgplateaus konnte nur vom Sattel zwischen der Mittleren und Hinteren Erlinsburg erreicht werden und scheint dort mittels einer Traversenmauer abgesichert worden zu sein. Die windgeschützte und besonnte Terrasse eignete sich als Pferch oder Siedlungsfläche.

Der Grundriss der Anlage mit peripher an den Felskanten gelegenen Bauten sowie das kleine Quadermauerwerk könnten die Burg schon in das 11. Jahrhundert datieren. Wenige Lesefunde bezeugen bis jetzt den Zeitraum des 11./12. Jahrhunderts. Schriftliche Belege bestehen keine. Die Burg ist möglicherweise ein früher Sitz der Grafen von Bechburg.

«Hinterste» Erlinsburg (Oensingen)

1999 konnten durch die Prospektionen am Nordostende des Grates der Lehnflue noch unbekannte Mauerspuren entdeckt werden, die möglicherweise zu einer zusätzlichen Burganlage gehören könnten (Abb. 5 und 6). Die spärlichen Reste erstrecken sich auf einem Felskopf von ca. 15 auf 5 Meter. Die geringen Mauerspuren, die praktisch nicht vorhandene Überdeckung des Areals mit Schutt sowie Spuren von gebranntem Lehm dürften auf einen Holz- oder Fachwerkbau auf gemauertem Sockel hinweisen. Lesefunde datieren diese «Hinterste» Erlinsburg in das 11./12. Jahrhundert.²⁰

Ein spektakulärer Burgweg

1999 erbrachten die Prospektionen die aufregendste Entdeckung: Einen streckenweise aus dem Fels gearbeiteten Burgweg. Der Pfad war Einheimischen bekannt, aber offenbar nicht der archäologischen Fachwelt (Abb. 5 und 6). Er führt durch die Nordwand der Lehnflue auf die «Hinterste» und weiter auf die Hintere Erlinsburg. Er durchquert die nahezu lotrechte Felswand mittels ausgehauener Stufen sowie ausgebrochener Galerien und Spitzkehren. Im oberen Bereich ist eine gemörtelte Stützmauer fassbar. Es ist naheliegend, dass der Weg burgenzeitlich ist. Der definitive Beweis steht aber noch aus. Offenbar überwog der Wunsch der Bewohner der Lehnflue, über eine möglichst direkte Verbindung in die Klus hinunter zu verfügen, den beträchtlichen Aufwand zur Erstellung eines solchen Weges.

Ein kürzerer und weniger aufwendiger Weg wurde im Zuge der Vermessungsarbeiten durch Rudolf Glutz entdeckt. Er führt vom mittleren Teil der Lehnflue, zwischen der Mittleren Erlinsburg und dem sogenannten Geissrücken, in das Leuental hinunter.

Die archäologische Bedeutung der Lehnflue

Die Bedeutung der Lehnflue liegt in ihrer umfangreichen, mehrere Epochen umfassenden archäologischen Substanz, in deren Unerforschtheit sowie in der topographisch/geographisch bemerkenswerten Lage. Sie ist vergleichbar mit der naheliegenden Frohburg (Trimbach). Der Vorzug des Ortes hat im Wesentlichen drei Gründe:

- Die Klus von Oensingen/Balsthal bildet die Eingangspforte zur direktesten Nord-Süd-Passage durch den Jura. Sie zog daher seit Jahrtausenden viel Durchgangsverkehr auf sich, welcher auch einen entsprechenden archäologischen Niederschlag hinterlassen hat. Nebst der Lehnflue finden sich im Bereich der Klus auf diversen Felshöhen archäologische Überreste aus verschiedenen Epochen. Hinzu kommen weitere Fundmeldungen aus den Niederungen.
- Der topographisch ungemein exponierte Grat bot Schutzsuchenden aller Epochen ideale Voraussetzungen. Die Lage der mittelalterlichen Burgen ist als sturmfrei zu bezeichnen. Dafür scheint man die rauen klimatischen Einflüsse in Kauf genommen zu haben, was bei der Bauweise der prähistorischen Bewohner erstaunt.
- Der Standort auf dem felsbetonten, abgesetzten Grat mit weitem Ausblick auf das Mittelland war sehr repräsentativ. Er entsprach insbesondere den Bedürfnissen der Erbauer der mittelalterlichen Burgen. Dass die topographisch eindrückliche Erhebung Menschen verschiedener Epochen auch Platz für volkstümliche oder rituelle Handlungen bot, darf vermutet werden.

Befunde auf exponierten Siedlungslagen, wie sie auf der Lehnflue im besonderen Masse vorliegen, werden erst richtig verständlich, wenn sie mit denjenigen in der Umgebung und vor allem in den Niederungen verglichen werden können. Die grosse Bautätigkeit im Bereich Oensingen/Niederbipp, verbunden mit einer Fortführung bzw. Intensivierung der Oberflächen- und Baugrubenprospektion, würde die Klärung dieser Fragestellungen sehr begünstigen.

Jakob Obrecht verfasste die Einleitung des Beitrages, Rudolf Glutz das Kapitel über die archäologisch-topographische Kartierung, Christoph Reding dasjenige über den archäologischen Wissensstand.

Der Beitrag erscheint ebenfalls in «Archäologie und Denkmalpflege des Kantons Solothurn» 12, 2007, S, 13–22.

Anmerkungen

- 1 Hans Freudiger: Die politisch wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp, Balsthal 1912, 4.
- 2 Leuenberger, J., Chronik des Amtes Bipp, Bern 1904.
- 3 Leuenberger 1904; Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 7 (1927), 51
- 4 Leuenberger 1904.
- 5 Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 7 (1895), 186 ff.
- 6 Jahrbuch für Solothurnische Geschichte 26 (1953), 351 f. JbSolG 27 (1954), 226 f.
- 7 Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins 5/6 (1956), 133 f. Die Funde von Theodor Schweizer von der Lehnflue befinden sich im Historischen Museum Olten und im Lager der Kantonsarchäologie Solothurn.
- 8 Deschler-Erb, Sabine, Die prähistorischen Funde der Holzfluh bei Balsthal SO. In: Archäologie des Kantons Solothurn 6 (1989), 7–100.
- 9 Gutzwiller, Paul, Die bronze- und hallstattzeitlichen Fundstellen des Kantons Solothurn, Antiqua 38, Basel 2004.
- 10 Zimmermann, Bernd, Mittelalterliche Geschossspitzen. In: Schweizerische Beiträge zur Archäologie und Kulturgeschichte des Mittelalters 26 (2000), 36, 62, 158 und 173.
- 11 Meyer, Werner, Burgen von A–Z, Basel 1981, 159 und 199f.
- 12 Hingegen sind Theodor Schweizers «Hangsiedlungen» an den Südhängen am Fusse der Felsformation abzulehnen, da alle Funde von dort aus dem Hangschutt geborgen wurden und daher vom Grat stammen.
- 13 Es handelt sich um Keramik der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts und der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts, Datierung freundlicherweise durch Georg Matter, Rheinfelden, und Sandra Ammann, Basel.
- 14 Bezüglich des Beschlägs freundliche Mitteilung von Martin Schindler, Kantonsarchäologie St. Gallen. Eine Geschossspitze mit flachem Blattquerschnitt wird von Bernd Zimmermann in das 11./12. Jahrhundert datiert. Er verweist gleichzeitig aber auch auf eine mögliche Datierung in die römische und frühmittelalterliche Zeit, Zimmermann 2000, 36, 62, 158 und 173.
- 15 Die herkömmliche Unterscheidung in Obere und Untere Erlinsburg (nach 1956 durch eine Mittlere ergänzt) wurde im Zuge der neuesten Arbeiten zugunsten der Bezeichnung gemäss der Schweizerischen Burgenkarte 1 (1978) (Vordere, Mittlere und Hintere Erlinsburg) fallengelassen.
- 16 Neu-Bechburg (Oensingen SO), Alt- und Neu-Falkenstein (Balsthal SO), Bipp (Oberbipp BE) und Alt-Bechburg (Holderbank SO).

- 17 Die Datierung der Mauer ist nicht gesichert sie könnte auch römischen Ursprungs sein.
- 18 So z.B. Frohburg (Trimbach SO), Habsburg (Habsburg AG), Alt-Homberg (Witt-nau AG) oder Uetliburg (Stallikon ZH).
- 19 Der Zugangsweg führte unterhalb der Schildmauer durch eine wohl künstlich durchbrochene Felsrippe in einen Schrund hinaus, wo er vermutlich auf einer Holzbrücke nach einer 90-Grad-Drehung nach Nordosten in den Torbau führte.
- 20 Die Bezeichnung «Hinterste» Erlinsburg wurde von Christoph Reding definiert und ist nicht verbürgt.

Das Nachschlagewerk für die Region

In der Wohnwand von Hedy und Peter Bögli-Trachsel in Willershäusern, Ochlenberg, steht eine beträchtliche Reihe Jahrbücher; seit Anfang der 1980er Jahre sind sie praktisch vollständig. «Sie haben mich mit vielem aus meiner neuen Heimat bekannt gemacht», sagt Hedy, die in Wattenwil im Amtsbezirk Seftigen aufgewachsen ist.

«Hier in Ochlenberg hat Lehrer Ruedi Flückiger den Verkauf der Jahrbücher von Beginn weg mit seinen Schülern organisiert», ergänzt Peter. So kamen auch die ersten Jahrbücher in ihr Bauernhaus. Als Siebt-, Achtund Neuntklässler hat Peter selbst Bücher verkauft. «Wir erhielten von Lehrer Flückiger einen Zettel mit den regelmässigen Käufern, bei denen wir unbedingt anklopfen mussten.» Später kam das Buch dann jahrelang als Neujahrsgeschenk der Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen ins Haus. Heute besorgt sich Hedy das Buch jeweils im Lädeli in Leimiswil. Einen besonderen Bezug haben Böglis zum Jahrbuch 1991: Im Beitrag.

Einen besonderen Bezug haben Böglis zum Jahrbuch 1991: Im Beitrag über Brunnenstollen im Oberaargau ist auch derjenige beschrieben, der ihrem Hof noch heute als Wasserversorgung dient. «Wir lernten ihn erst dadurch vollständig kennen», erklärt Peter. «Wir haben nur den vorderen, trockenen Teil selbst begangen.» Wie es im Reservoir und dahinter aussieht, hat ihnen erst die im Jahrbuch veröffentlichte Dokumentation der Geologen aus Bern verraten.

Es sind vor allem geschichtliche Beiträge, die Hedy und Peter Bögli interessieren, dann aber auch Porträts von Menschen aus dem Oberaargau. Zwei, drei Monate liegt das neue Buch jeweils auf dem Stubentisch, hie und da wird in einer freien Stunde darin gestöbert und gelesen. Dann kommt es ins Bücherregal und wird zum Nachschlagewerk. «Wenn ich etwas über den Oberaargau wissen will», erklärt Hedy, «dann weiss ich, wo ich dort etwas finde.»

Hedy und Peter Bögli-Trachsel, Ochlenberg (aufgezeichnet von Jürg Rettenmund)

... nienen böser, dann zu Rockwyl ...

Die Anfänge des Täufertums im Oberaargau 1527–1542

Hans Rudolf Lavater

Karl Stettler, Lotzwil (1915–1998), zum Gedenken

1. Einleitende Bemerkungen

1.1. Forschungsstand

Ernst Müllers «Geschichte der Bernischen Täufer» von 1895 ist nach wie vor die einzige epochenübergreifende Täufergeschichte eines schweizerischen Standes. Der grossräumigen Anlage seines Werkes entsprechend, musste der Langnauer Pfarrer auf eine einlässliche Darstellung einzelner Landschaftsteile verzichten. Für den alten Unteraargau, wo das Täufertum – von Zürich, Waldshut und Basel herkommend – erstmals bernischen Boden betreten hatte, gab der Othmarsinger Pfarrer Jakob Heiz mit dem umfangreichen Aufsatz «Täufer im Aargau» von 1902 eine erste willkommene Übersicht. Das Emmental, das seit den späten 1520er Jahren ein neuer und fortwährender Schwerpunkt der Täuferbewegung werden sollte, erhielt 1928 mit «Chorgericht und Landvogt in Behandlung der Täufergeschäfte» des Walterswiler Schulmeisters Hans Käser eine ansehnliche Quellensammlung für das Amt Trachselwald bis 1800, aus welcher der Autor für die besser bekannte Broschüre «Täuferverfolgungen im Emmental» von 1949 schöpfen konnte.¹ Seither ist es um die Täufergeschichtsschreibung in Berns Regionen seltsam still geworden.

Dieses Schweigen soll mit der vorliegenden Studie, die die Anfänge des Täufertums im Oberaargau zum Thema hat, gebrochen werden. Ein erster, kürzerer, Teil beschreibt die Dynamik der Bewegung in der Region als ganzes, ein zweiter, längerer, die Ereignisse in den Gemeinden der einzelnen Verwaltungsbezirke.

Abb. 1: Täufer im Oberaargau 1527–1542 (Aktenvorgänge). Quelle QGTS III

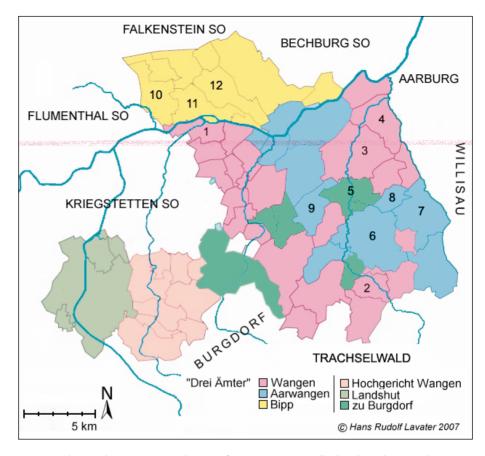
		1525		ı	ı	ı	1530		ı		ı	1535		ı	ı	I	1540		ı	Summe
Vog	Vogtei Wangen					1	3	1	7	4	2		1	2			1			22
1	Wangen		2 ?			1	1													2
2	Rohrbach			2 ?		6			5		1		1		1					14
3	Langenthal							1												1
4	Roggwil														1					1
5	Lotzwil														1					1
Vog	tei Aarwangen						3		11	6	4		2		1		1			28
6	Madiswil					2		1	3		2		1		1					10
7	Melchnau								1	1					1	3				6
8	Busswil									3	3				3					9
9	Bleienbach												1							1
Vog	tei Bipp		<u> </u>				7	•	3	1			•		2				•	13
10	Attiswil		Ì				2	1					•			1				4
11	Wiedlisbach						1?	•					•			1				1
12	Oberbipp																		1	1
	Summe	0	0	0	0	10	16	4	30	15	12	0	6	2	11	5	2	0	1	114

1.2. Quellenlage

Unser Vorhaben stützt der günstige Umstand, dass der Schreibende am Prozess der Sammlung und Kommentierung der von Martin Haas herausgegebenen «Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz: Kantone Aargau, Bern, Solothurn, Quellen bis 1560» beteiligt war und sich daher einen Überblick über die Berner Täuferakten noch vor deren Drucklegung verschaffen konnte.

Trotz der Gunstlage, in der sich die meisten öffentlichen Archive der Schweiz bezüglich Unversehrtheit und Vollständigkeit ihrer Akten befinden, ist der Überlieferungsgrad gerade auch der frühneuzeitlichen Quellen des Bernischen Staatsarchivs kein kontinuierlicher. So fehlen etwa die Staatsrechnungen der täufergeschichtlich relevanten Jahre 1528–1533 oder die noch wichtigeren Verhörprotokolle (Turmbücher), die mit einem Torso von 1545/46 einsetzen und erst ab 1551 eine nicht lückenlose Reihe bilden. Auch die regionalen Quellen fliessen bisweilen nur intermittierend. Im Falle des Oberaargaus ist im zweiten Semester 1531 und ersten Semester 1532 ein deutlicher Rückgang der Informationsdichte festzustellen, der sich damit erklären lässt, dass die Amtleute, deren Verwaltung ohnehin bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts weitgehend mündlich funktionierte, mit dem Täufermandat vom 31. Juli 1531² genaue Richtlinien hatten, die ein selbständiges Handeln ermöglichten.

Abb. 2: Der «Drei Ämter»-Oberaargau um 1530. Die Ziffern entsprechen der Zählung in Abb. 1. Quellen Walder 1980, 580 f./Dubler 2001, 83/Studer 2006, 245



Dennoch erscheint es uns heute fast unverständlich, dass beispielsweise für den Rohrbacher Täufer Christian Brügger, den die Obrigkeit für einen der fürnåmpsten töuffern und rådlifürern hält,³ bis zum Zeitpunkt dieser Feststellung jeder Beleg fehlt. Oder dass jene acht Roggwiler Täufer, mit denen der Landvogt von Wangen im Jahre 1538 nachweislich zu tun hatte,⁴ in keiner anderen Quelle nachzuweisen sind.

1.3. «Täufer»

Unter dem Begriff «Täufer» verstehen wir jene erste auf Freiwilligkeit basierende Bekenntnisgemeinde der Neuzeit, die als komplexes Gebilde aus spätmittelalterlicher Frömmigkeit, zwinglischer Busspredigt, humanistischer Zeitkritik, politisch-sozial ausgerichteter Bauernbewegung und allgegenwärtigem Antiklerikalismus im Januar 1525 in Zollikon nach urkirchlichem Vorbild eine erste Gemeinde gründet. Ihre Kennzei-

chen sind «persönliche Bekehrung, Gemeinschaft, Glaubenstaufe, missionarische Verpflichtung, Kirchenzucht, Freikirchentum und Martyriumsbereitschaft» – so die Charakterisierung durch meinen Lehrer Gottfried W. Locher,⁵ objektiv und respektvoll, und stets präzise auch der zeitgenössische Berner Stadtarzt und Historiker Valerius Anshelm um 1536: Die töuferisch sect [...] haltet das wesen der sacrament widern bapst und Luther mit Zwinglin, aber iren bruch wider si al, stift [stiff?] bekennende, dass im bapstům nieman recht touft, und dass der kinder touf nůt, ja unrecht sîe; item dass zům nachtmal des hern kein banwirdiger sölle zůgelassen werden. Bannet streng, lert ernstlich glowen, lieben und liden, ouch marter und tod; will nit schweren [schwören] noch waffen bruchen, machet unbillich [erklärt für ungerecht] zins, zechenden, lib- und alle eigenschaft.⁶

1.4. «Oberaargau»

Nach Raum und Zeit ist der Begriff «Oberaargau» kaum je eine fest umrissene Grösse gewesen, sondern, wie Max Jufer treffend formuliert, vielmehr eine «Zugehörigkeitsbezeichnung mit subjektiv und emotional wechselndem Inhalt». ⁷ Seit den 1640er Jahren verstand die zivile Landesverwaltung darunter «den Grossraum von Aarburg bis Burgdorf und bis ans Emmental»,8 während die obrigkeitlichen Täufererlasse und Aktenvorgänge, gerade auch jene unseres Untersuchungszeitraums, häufig die sogenannten «Drei Ämter» Wangen, Aarwangen und Bipp betrafen. Der allenthalben nur rudimentär vorhandene Polizeiapparat ermöglichte über die durchlässigen Amts- und Kantonsgrenzen hinweg eine hohe täuferische Mobilität im Sinne der Infiltrations- wie der Fluchtmöglichkeiten. Den Oberaargau durchquerten überdies zwei der drei wichtigsten Strassentangenten der alten Stadt und Republik Bern: die West-Ost-Verbindung von Murten über Aarberg und Solothurn nach Oensingen, sowie die Nord-Süd-Tangente Balsthal-Wangen-Herzogenbuchsee-Affoltern-Sumiswald-Trachselwald-Signau in den Raum Thun-Oberland.9

Die *Vogtei Wangen* grenzte im Norden an die Vogtei Bipp; zur Vogtei Aarwangen, über die sie ein hochgerichtliches Aufsichtsrecht besass, hatte sie vielfache Schnittstellen. Im Süden schloss das Schultheissenamt Burgdorf an, wo erste Täufer im Sommer 1532 auftauchen.¹⁰

Die Vogtei Aarwangen stiess im Norden an die solothurnische Vogtei

Bechburg, wo sich der erfolgreiche Aarauer Täuferlehrer Hans Pfistermeyer seit Mai 1527 aufhielt,¹¹ Im Nordosten berührte Aarwangen die bernische Vogtei Aarburg, in deren Dörfchen Brittnau der bedeutende Waldshuter Täuferlehrer Jakob Gross im ersten Halbjahr 1527 wirken sollte.¹² Im Osten lag die täuferisch nicht unbeschriebene luzernische Vogtei Willisau, im Süden die bernische Vogtei Trachselwald, wo das Täufertum im Herbst 1529 aus einer seit März 1527 bestehenden radikal-reformatorischen Zelle heraus gewachsen war.¹³

Die südlich an die Vogteien Wangen und Aarwangen stossende *Vogtei Bipp* war an drei Seiten von solothurnischem Herrschaftsgebiet umgeben: Im Westen grenzte sie an die Vogtei Flumenthal, wo sich erste täuferische Spuren um 1530 abzeichnen,¹⁴ im Norden an die Vogtei Falkenstein und im Osten an die Vogtei Bechburg; beide gehörten zu Pfistermeyers Missionsgebiet.

Aus der exponierten *Vogtei Landshut* wirkte mancher täuferische Impuls ins Kerngebiet des Oberaargaus, weshalb sie hier zu erwähnen ist: Die Vogtei berührte im Norden die solothurnische Vogtei Kriegstetten – in Aeschi predigten im Spätjahr 1534 die Oberaargauer Täuferlehrer Ryff und Zingg bei grossem Zulauf aus der ganzen Region.¹⁵ Im Osten stiess die Vogtei Landshut an Teile der Vogtei Thorberg, wo die Vogtei Wangen hochgerichtliche Kompetenz besass, im Süden an die Vogtei Fraubrunnen (als Teil des Hochgerichts Zollikofen), im Westen an die solothurnische Vogtei Bucheggberg, wo sowohl die zwinglische als auch die täuferische Bewegung die notorischen Kompetenzkonflikte zwischen Bern und Solothurn zu nutzen wusste. In und um Aetingen scheint seit Frühherbst 1537 das Aktionszentrum des Utzenstorfer Täuferlehrers Jost Gugger gelegen zu haben.¹⁶

2. Täufer im Oberaargau 1526–1540 im Überblick

2.1. Radikal-reformatorische Anfänge

Bis zum Wirksamwerden der «Brüderlichen Vereinbarung» von Schleitheim vom Februar 1527¹⁷ sind Täufertum, radikale Reformation («Hyperzwinglianismus») und sozialkritische Untertanenbewegungen («Bauernkrieg») kaum voneinander zu unterscheiden. Die sieben Artikel von Schleitheim betonen, was die Täufer von der Amtskirche unterscheidet:

Kirchenbegriff, christliche Obrigkeit, Gewaltlosigkeit und Gewissensfreiheit. Sie wurden als Gemeinde- und Lebensordnung für die «Schweizer Brüder» und für die Mehrzahl der süddeutschen Täufer verpflichtend. Am 12. März 1526 wird der Vogt von Wangen angewiesen, einen Ulrich Mohr abzuschieben, falls dieser heimlich versamlung mache unnd winckelpredige. ¹⁸ Welcher Art diese Zusammenkünfte waren, ob bereits täuferisch oder noch «gut» reformatorisch, war von Bern aus nicht auszumachen und letztlich auch unerheblich. Mittlerweile scheint man jedoch erfahren zu haben, dass Mohr bis Oktober 1525 Pfarrer im solothurnischen Deitingen gewesen und dort wegen reformatorischer Aktivitäten abgesetzt worden war. ¹⁹ Am 27. April 1526 verfügt Bern seine Verbannung. ²⁰

Aus dem Magma radikal-reformatorischer Agitation war reines Täufertum im Frühherbst 1525 erstmals in der Person des Aarauer Bäckers Hans Meyer (Pfistermeyer) an die Oberfläche getreten.²¹ Als Vorsteher einer grösseren Gemeinde mit regen Beziehungen zu den Zürcher und St. Galler Täufern entfaltete Pfistermeyer bis 1531 eine überaus erfolgreiche Lehrtätigkeit im Solothurnbiet (Lostorf), in Basel, im Baselland und im Freiamt. Von ersten täuferischen Aktivitäten in der Stadt Bern weiss Berchtold Haller Anfang Oktober 1525,²² eine kleine, unter dem Einfluss von Basler Lehrern stehende Gemeinde wird jedoch erst Ende April 1527 entdeckt.²³ Zu dieser Zeit hatte radikal-reformatorisches Gedankengut, das jederzeit ins Täuferische wechseln konnte, in Huttwil bereits die hinterste Provinz erreicht.²⁴

2.2. Infiltration aus Basel und innere Bewegung

Mit Blick auf den Oberaargau fällt der Begriff «Täufer» erstmals am 7. Oktober 1529, als Bauern aus Rohrbach und Madiswil gefangen zum Verhör nach Bern beschieden werden: disputatz, töufer. ²⁵ Alarmierende Nachrichten kommen am 4. Januar 1530 aus Basel, das Anlass hat, Solothurn und Bern vor einer geplanten, wenn nicht bereits angelaufenen breitflächigen Infiltration dringlich zu warnen. ²⁶ Mit Schreiben vom 10. Januar befiehlt Bern seinen Ämtern und Munizipalstädten, die an Solothurn grenzen – auf den Raum unserer Untersuchung bezogen: Wangen, Aarwangen, Bipp und Landshut –, ihre Personenkontrollen zu verschärfen: wo sy dann argwänig [Argwohn erregend] und widertöufisch befunden, das lichtlich an ir art ze spüren ist, sy vencklich in-

leggen [verhaften] und uns des berichten, damit sölichs unkrut usgrütet werden mog.²⁷ Als Kriterien für widertöufisch art hatte die Basler Missive genannt: Die Bestreitung einer christlichen Obrigkeit, das Prinzip der Gewalt- und Wehrlosigkeit, die Betonung des Neuen vor dem Alten Testament und die Ablehnung der Kindertaufe. Damit erweisen sich die Basler Täufer als treue Gefolgsleute der Schleitheimer Vereinbarung.²⁸ Vermutlich in den letzten Januartagen 1530 war es dem Bipper Vogt gelungen, vier Basler Täufer, die Vorhut der angekündigten Invasion, festzunehmen.²⁹ Von diesen wurden Anfang März zwei Leute höchstwahrscheinlich ertränkt.³⁰

Bewegung kam indessen auch aus den eigenen Reihen. Laut Berchtold Hallers Bericht vom 26. Januar 1530 hatten die Wiedlisbacher Bauern die Kommunalisierung des Zehnten beschlossen und den obrigkeitstreuen Prädikanten schikaniert; in Wangen hatten die Täufer ins gleiche Horn gestossen.³¹ Am 2. Februar 1530 wurden die Vögte der Dreiämter angewiesen, die praticierung [das Ränkespiel] der puren zů Wietlisbach und Wangen im Auge zu behalten und die Rädelsführer (?) Gerwer und Urs Ülly nach Bern zu bringen.³² Weiteres darüber ist den Akten nicht zu entnehmen.

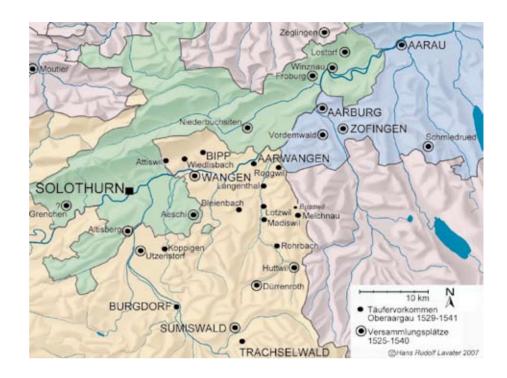
2.3. Zofinger Disputation 1532

Weitaus die grösste Zahl der Aktenvorgänge unseres Untersuchungszeitraums fällt ins Jahr 1532 (Abb. 1), wobei die Mehrzahl in das Umfeld der Zofinger Disputation vom 1. bis 9. Juli gehört. Diese weitum beachtete und mit einigem Werbeaufwand in Gang gesetzte Grossveranstaltung war der untaugliche Versuch, die Täufer mit dem gesammelten Arsenal Zwingli'scher Polemik, Apologetik und Argumentationstechnik für immer mundtot zu machen. Das schien umso nötiger, als die frommen Dissidenten bald in jedem Winkel gesichtet worden waren, im bernischen Unteraargau (Vogtei Aarburg, Grafschaft Lenzburg), in den Eggen und Gräben des Napfgebiets und in den Dreiämtern. Ebenso aber auch in den benachbarten Territorien: Im Solothurnischen, wo die konfessionelle Zerrissenheit der Obrigkeit und die steten Impulse aus dem Baselbiet den Täufern besonders günstige Entwicklungsmöglichkeiten boten, seit spätestens 1530 im Luzernbiet (Beromünster³³) sowie in den nach allen Seiten durchlässigen Grenzgebieten, wo die Täufer mit Vorliebe ihre Versammlungen abhielten (Abb. 3) oder Unterschlupf suchten. Vor diesem Hintergrund ist die Missive vom 2. Mai 1532 nach Aarwangen und Wangen zu lesen, worin die säumigen Vögte aufgefordert werden, das Mandat vom 31. Juli 1531 anzuwenden und jene, welich zur bredig [Täuferversammlung] «gehen» und sy beherbergen, mit 10 Pfund Busse zu belegen.³⁴

Die Einladung zum Zofinger Gespräch erfolgte am 31. Mai 1532³⁵ gezielt in die Gebiete mit hohem Täuferaufkommen. Angeschrieben wurden die amptlüt im Argöuw, Lentzburg, Wangen, Arwangen, Arburg, Zoffingen, Bipp und Solothurn.³⁶ Am 14. Juni erging an sie die Aufforderung, ihrerseits fremde und einheimische Täufer aufzubieten.³⁷ Am 21. Juni standen die Namen der Verordneten fest. Aus dem Oberaargau waren dies: die Vögte von Wangen (Matthäus Knecht) und Aarwangen (Jakob Koch), der Dekan des Kapitels Thunstetten (Hans Schneuwli, Herzogenbuchsee), die Prädikanten der täuferisch kontaminierten Kirchgemeinden Huttwil (Johannes Knechtenhofer, gen. Schwab?), Rohrbach (Johannes Goeppel) und Madiswil (Meinrad Wyssmann)³⁸ und nicht zuletzt etlich der landlüten von Madiswil, Wangen und Rorbach.39 Von diesen beteiligten sich am Gespräch nur der fürstender (Vorsteher) Christian Brugger (Brügger) aus Rohrbach, 40 während Hans Ryf gen. Kaderli von Madiswil erst im Zusammenhang mit der Bereinigung des Drucktextes eine Rolle spielen sollte. 41 Da die Disputationsvoten nicht personalisiert protokolliert wurden, lassen sich weitere Oberaargauer Täufer leider nicht identifizieren.

Zofingen bescherte der Amtskirche einen Pyrrhussieg. Denn schon am 22. Juli 1532 musste die Missive an die Amtleute im Unteraargau und im Oberaargau konstatieren, dass die Täufer *uf irem fürnämen [Absicht] verharren und mit usspreitung irer verfürischen ler fürfarend.* Gegen alle Vorsteher, die sich *heimlichen oder offenlichen darstellen und predigen*, erging ein Haftbefehl.⁴² Die Weisung musste am 17. August⁴³ und am 10. Oktober⁴⁴ wiederholt werden, sie ging neu auch ins Emmental (Trachselwald, Sumiswald, Huttwil).⁴⁵ «Über alle Massen», schreibt Berchtold Haller am 12. September bekümmert nach Zürich, «und mehr noch als früher stecken [infestant] die Täufer unsere Gebiete an. Im Solothurnischen kommen sie unbehelligt und offen zusammen, bei uns werden die Leute vielleicht mehr im Geheimen, dafür aber umso wirkungsvoller zu den Versammlungen gelockt.»⁴⁶

Abb. 3: Täufervorkommen im Oberaargau 1529–1542 und täuferische Versammlungsplätze 1525–1540. Quellen QGTS II und III



2.4. Täuferversammlungen

Der Berner Missive vom 23. Oktober 1533 nach Solothurn zufolge besassen die zumeist nächtlichen Täuferversammlungen, über deren Inhalte nur wenig bekannt ist, eine starke Anziehungskraft: Wir hören, wie zů Wintznouw, in üwer oberkeit, der widertoufern versamlung sich halte und da fürgange, das üch nit minder dann uns zůwider. Dwyl ir nun den pass [Übergang] zů Olten, wie uns angezöugt ist, den töufern abgestrickt [gesperrt] und aber dieselbigen by Wintznouw in weidlinen [Weidlingen] überfaren, pittend wir üch, sölichs ouch ze versächen [an die Hand zu nehmen].⁴⁷ Diese Weisung ging ausser nach Aarau, Aarburg, Lenzburg und Zofingen⁴⁸ auch nach Aarwangen, Wangen, Trachselwald und Sumiswald,⁴⁹ woraus sich das bemerkenswert grosse Einzugsgebiet der Winznauer Täuferversammlung mit einem Radius von bis zu 10 Wegstunden (Sumiswald–Winznau) ermessen lässt (Abb. 3).

Am 14. Dezember 1534 wird Bern von Solothurn über massierte Täuferaktivität im Grenzgebiet der Vogteien Kriegstetten und Wangen ins Bild

gesetzt: das<s> jetz zů ettlichen malen by Äsche [Aeschi] in dem wallde und uff der undermarche zwuschen uwer und unser lanndtschafft sich ein grosse anzale personen der uwern und unsern, uff zweyhundert unnd mer, versamlott, und zwar unter der Leitung des [Hans] Ryff und eines Sohnes des Klaus [Zingg] von Busswil. Diese machen sich das schlecht [einfache] landtvollcke zů zůchen und anhängig. Angesichts der beeindruckenden Grösse dieser Täuferversammlung schlägt Solothurn konzertierte Gegenmassnahmen vor.⁵⁰

Am 1. März 1535 werden alle *amptlüt, wo töufer sind,* nach Bern einberufen. Es betrifft dies die Vögte von Aarburg, Aarwangen, Bipp, Wangen und Landshut sowie Trachselwald, Signau und Sumiswald. Die Namensverzeichnisse, die sie mitzubringen hatten, ⁵¹ haben sich leider nicht erhalten. Diese Adressierung ist ein erneuter Hinweis darauf, dass der Oberaargau in den 1530er Jahren bezüglich Täuferdichte mit dem Emmental durchaus konkurrieren konnte.

Das gewonnene Bild wird durch die langatmige Denkschrift vom November 1537 des Prädikanten Jörg Binder von Aetingen abgerundet, wo Bern sowohl die hohe Gerichtsbarkeit als auch den Kirchensatz innehatte. Im Bucheggberg, berichtet der sichtlich entnervte Pfarrer, gibt es seit drei Jahren unangefochten aufrührerische Täufer. Ihre Versammlungen halten sie nit on grossen nachteil göttlichs worts und gmeines wolstandts der kilchen Christi [...] in hüseren oder wälden ab. Es sind jeweils ieren fil, wie sy selbs riemen [prahlen], allenthalben us dem Emmental, Utzistorff [Utzenstorf], aus Seeberger kilcheri [Kirchgemeinde], von Rorbach, es sy us Sollothurner oder erweren gepiett. So ist doch ier louff so still und heimlichen, das sy niemant kann beträtten [fassen], [...] dan sy enderent yetz da, dan dortt etc. Letzthin fand eine solche Versammlung auf dem Altisberg [bewaldeter Höhenzug bei Biberist] statt.⁵²

2.5. Statistik

Aufschlussreichen Einblick in das territoriale Täufervorkommen um 1538 gewährt eine Konferenz der deutsch-bernischen Amtleute vom 6. September, die eine Statistik und einen Massnahmenkatalog vorzubringen hatten. Leider ist das stark gekürzte Protokoll des Stadtschreibers Peter Cyro an manchen Stellen nur schwer verständlich, auch wecken die Angaben der Amtleute hin und wieder Zweifel.

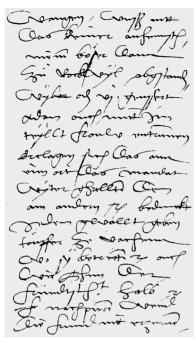


Abb. 4: Votum des Landvogts von Wangen an der Berner Konferenz der Amtleute vom 6. September 1538. StABE A II 134 (RM 264) S. 199

Wiederholt nehmen sie Bezug auf die Ausführungen des Thuner Kollegen: obglich woll harabschickend [d.h. vor das Oberchorgericht in Bern] und sy abstand, halltend sys nitt. Dem Ansinnen der Obrigkeit, das der Wangener Vogt teilt, es sei bei der Täuferbekämpfung vermehrt die Bevölkerung zu verpflichten, stehen die interessanten Beobachtungen des Vogts von Lenzburg entgegen: nachpuren nüt tun, hallten wachten etc., werchen inen, schälten predicanten, das heisst: Die Täufer hatten oft wirksamen Rückhalt bei der Nachbarschaft und im Sippenverband (fründschaft). Letzterem gehörten als Vollzugsorgane der Landvögte nicht selten die einheimischen Weibel an, was die Erfüllung ihrer täuferpolizeilichen Pflichten erschwerte.

Aus den Dreiämtern erschienen nur die Vögte von Wangen und Bipp, der Aarwangener (Gilgian Burri) weilte in Genf. Vogt Konrad Dübi von Wangen rapportiert: Wuß nitt, das keiner anhemsch [vorhanden; doppelte Negation]; nienen böser, dann zů Rockwÿl: abgstanden wyb, oder 6 geussert [dem Gottesdienst fern geblieben]; Adam [?] ouch mitt im teÿllt; frouw entrunnen. Erclagen [beklagt] sich, das ann eim ort das mandat wÿter ghallten [ausgelegt], denn am andern etc.; bedunkt, jedem gwallt [Kompetenz] geben, töuffer ze vachenn, wo sy betretten [gefasst werden] etc.; ouch wie Thun [Schultheiss von Thunn] der fründtsch<af>t halb etc.: nachpuren wend die fründ nit erzernen [!], fründen nitt anm<å>ten [zumuten] ze vachen, aber abzewysen und nit bhusen [Unterschlupf gewähren] etc. by der straff; niemand wyl sy vachen.

Der Vogt von Bipp (Niklaus Schorren) hat mit drei Frauen und einem Mann *ghandlet nach der ordnung*. Als Druckmittel gegen die Täufer empfiehlt er die Konfiskation ihrer Häuser, als mögliche Ansatzpunkte bei der Täuferbekehrung sieht er die *wyber, die man ghorsam machen* kann, auch sei mit den Prädikanten zu reden, *das [sie] die schäffly, so entloffen, wider zur weid triben, besücht und die schäffly den hirten nitt nachgan, nitt unchristenlich das erbermb<d> [Erbarmen] mit inen.⁵³ Der seltene Anflug einer menschlichen Regung überrascht und berührt.⁵⁴ Diese spärlichen Angaben erlauben gewiss keine «Täuferstatistik». Will man eine solche denn durchaus anstellen, so ergibt eine Näherungsrechnung für Roggwil⁵⁵ einen Täuferanteil von 39 ‰. Falls es im September 1538 Täufer tatsächlich nur noch in Roggwil gegeben hat, so würde sich deren Anteil an der Bevölkerung des Amtes Wangen (2016 Einwoh-*

ner) 1538 auf 3,9% belaufen haben. Im Bipperamt (729 Einwohner) betrug er 5,5%. – Sind 3,9% oder 5,5% viel oder wenig? Der Vogt von Signau bezeichnete jene 30 Personen, die er 1536–1538 nach Bern geführt hatte, als *vyl töuffer*. ⁵⁶ Bezogen auf die Gesamtpopulation seiner Verwaltung machten sie 5,7% aus. ⁵⁷

3. Täufer in der Landvogtei Wangen

3.1. Rohrbach

Ein gutes Drittel aller die Vogtei Wangen betreffenden Aktenvorgänge betrifft das stolze Rohrbach.

3.1.1. Radikal-reformatorische Gemeinde

Mit Johannes Goeppel hatte hier im Sommer 1526 (?) ein reformatorisch gesinnter Pfarrer sein Amt angetreten,⁵⁸ der schon im Frühjahr 1527 die Messe, wie sie in Huttwil noch lange im Schwange war, als eine *kätzery und abgöttery* titulierte.⁵⁹ Die Spitze richtete sich hier gegen den romtreuen Dekan und Kirchherrn Melchior Brunner,⁶⁰ mit welchem sich Rudolf Schärer, der nachmalige Täufer Uli Flückiger und der aus Brugg stammende Küfer Hemmann Haberer in Sachen Fegefeuer und Heiligenverehrung und Transsubstantiation im Mai 1527 ebenfalls überworfen hatten.⁶¹ Zusammen mit dem Schmied und dem Weibel von Rohrbach hatte der kampflustige Haberer Ende Juni 1527 auch noch den Pfarrer von Sumiswald aufs Korn genommen. Bern schlug den Handel so nieder, wie es kurz vor der reformatorischen Wende die meisten Händel niederschlug, nämlich so, *das sy allersydt rüwig sin und den costen [Verfahrenskosten] an in selbs haben* sollten.⁶²

Eben zu dieser Zeit scheint man in Rohrbach die Messe eingestellt zu haben. Der ungnädigen obrigkeitlichen Aufforderung, mäss zů halten, oder aber von der pfrůnd zů stan, 63 begegnete die kilch und gemeint zů Rorbach am 13. Juli 1527 mit einer nach Form und Inhalt bemerkenswerten Eingabe: Dem Jesuswort Matthäus 15:13 gehorchend, alle die pflantzung, so min himlischer vater nit gepflantzer hat, soll usgerütet werden, haben wir uns vereinbaret, von allem zů stan, das nit grund mag [kann] han in göttlicher geschrift. Deshalb ersuchen wir Euer Gnaden, unseren Prädikanten auf dieser Grundlage zu verhören. 64

Dreierlei fällt ins Auge. Zum einen: Matthäus 15:13 ist der biblizistische Leitspruch aller Radikalen – Zwinglis wie der Täufer.⁶⁵ Zum andern: Worum die Rohrbacher hier bitten, ist nichts weniger als eine Zwinglische Disputation in ihrer klassischen Ausprägung: Übernahme der Kirchengewalt durch die Gemeinde, Erlaubnis fortgesetzter evangelischer Predigt, konkrete Massnahmen.⁶⁶ Und drittens: Die Rohrbacher setzen hier der religiösen Autorität im fernen Bern ihr eigenes kongregationalistisches, von der Gemeinde her strukturiertes Kirchenbild in aller Klarheit entgegen, allerdings hoffen sie auf bessere Belehrung durch die Schrift auch der *gnedigen*, *lieben herren*. Auf diese Weise rücken die Verfasstheit und das Selbstbewusstsein der *kilch und gemeint zů Rorbach* in grosse Nähe zu den Äusserungen des «vorsektiererischen» schweizerischen Täufertums vor 1527, das die sozialgeschichtlich orientierte Täuferforschung mit der Begrifflichkeit des «non-separating congregationalism» beschreibt.⁶⁷

Auf die Rohrbacher Eingabe reagierte der Rat am 15. Juli 1527 mit einer Verfügung, von der er sich auch schon andernorts Erfolg versprochen hatte: das der predicant woll predigen mog, und daby ouch ein caplan da sye, der mäss halte.⁶⁸ In Rohrbach verfing diese Strategie jedoch nicht. Deshalb musste die Obrigkeit den renitenten Prädikanten am 19. Juli erneut mit Amtsenthebung bedrohen.⁶⁹ Am 19. August lenkte der Magistrat ein, indem er auf sein Angebot vom 15. Juli zurückkam.⁷⁰

Zwei Lichter fallen Jahre später auf den einstmals radikal-reformatorischen Rohrbacher Prädikanten. Johannes Goeppel scheint sich nach 1528 zur grossen Enttäuschung seiner alten Huttwiler Kampfgenossen mit dem zentralistischen Berner Staatskirchentum arrangiert zu haben: Am 6. Mai 1534 meldet der Vogt von Wangen nach Bern, Heini Weber von Huttwil sei vor dem Weibel von Rohrbach und seinen Helfern Jost Stalder und Durs Mosser, als diese im luzernischen Hüswil das Nachtessen einnehmen wollten, in die Worte ausgebrochen, ewer pcfsefly von Rorbach predet nümen mer als vor [nicht mehr wie früher] und bestat nümen by dem vordrygen [steht nicht mehr zu seiner früheren Meinung]; das wyl ich in [ihm] bewysen.⁷¹ Am 31. Mai 1534 zieht Goeppel den täuferisch infizierten Konrad Flückiger von Huttwil, den Vetter des besser bekannten Uli Flückiger, vor das Berner Oberchorgericht. Flückiger habe zu ihm gesagt, er lasse es gelten, das die predi-

canten ir narung haben, aber wib und kind sollent nit darvon essen. Ouch habe er gret, er, der predicant, sye von der warheit abgefallen. Im Verhör redet Flückiger Klartext: Der predicant von Rorbach habe zum ersten [früher] glert, man solle nit hoche roß riten und vor einmal <a href="https://www.naten.com/linearity.com/li

3.1.2. Frste Rohrbacher Täufer

Ein eigentlicher Täuferschub lässt sich in Rohrbach in der zweiten Jahreshälfte 1529 konstatieren: Dass es sich bei jenem Brüchy, dem die typisch täuferische Kritik untergeschoben wird, dass *die predicanten nüdt [keine Pfründen] söllint han*, 73 um einen Rohrbacher handelt, ist nicht unwahrscheinlich. 74

Am 7. Oktober 1529 befiehlt der Rat dem Vogt von Wangen: die puren und pfaffen zu Rorbach und Madiswil harwysen, sontag znacht [10. Oktober] hie zů sin; disputatz töufer.75 Zu identifizieren sind hier nur die pfaffen Johannes Goeppel und Meinrad Wyssmann. Nähere Einzelheiten bringt das Ratsmanual vom 14. Oktober: Die vier von Wangen (tatsächlich sind es nur drei) wollen anfänglich weder gestehen noch beharren, sie bitten nur, sy von ir conscientz [Gewissen] nit ze gweltigen [mit Gewalt abzubringen], sonder der gnad gottes erwarten lassen, bis sy zû rechter bekantnis kommen mogint. Auf die lakonische Antwort des grossrätlichen Gerichtsausschusses, min hern nit gewalt [Kompetenz], sy von irn conscientzen ze tringen, aber des gwalt, vor heimlichen versamlungen ze sin, leisten zwei Täufer den Widerruf.⁷⁶ Anschliessend wird der ehemalige Täufer Thöny Meyer⁷⁷ verhört, weil er im Wirtshaus zu Rohrbach den Pfarrer gefragt hat, wo es geschriben stat, das ein priester ein pfrund sölle han. Hier in Bern soll er überdies geäussert haben, das ine geruwen, das er den eyd tan.⁷⁸ Am nächsten Tag lehnt der dritte Täufer den Verzichteid ab; lieber nimmt er die Verbannung bei Strafe des Ertränkens in Kauf. Die Vögte von Wangen und Aarwangen erhalten den Befehl, sich erkunden der übrigen; welcher nit abstan, harwysen; welcher nit gehorsam, venklich [gefangen] harwysen. 79 Als Folge davon wird am 28. Oktober der Müller von Rorbach mit dem Knecht des alt Schultheissen von Huttwil an die Grenze gestellt.80 Von all diesen

Menschen treffen wir später nur noch Thöny Meyer an. Dieser und sein Rohrbacher Bruder in Christo Durs Messer (Mosser?) werden am 17. November 1532 endgültig dem Täufertum absagen und ihre Kinder zur Taufe tragen.⁸¹

3.2. Täufer mit überregionaler Ausstrahlung

3.2.1. Christian Brügger, Rohrbach

a) Mit der hochgemuten Absicht, dass mencklichem [jedermann] gnüg beschäche und sich niemand klagen möchte, das man die warheit versperren wolle, war die Zofinger Disputation 1532 lanciert worden. 82 Aus der Tatsache, dass die Amtleute von Wangen und Aarwangen, die Pfarrer von Huttwil, Rohrbach und Madiswil sowie etlich der landlüten von Madiswil, Wangen und Rorbach unter den Adressaten figurierten,83 geht die hohe Stellung des oberaargauischen Kernlandes im bernischen Täufertum der 1530er Jahre genügend klar hervor. Dass unter den genannten landlüten der wohl seit 153184 als Täuferlehrer wirkende Christian Brugger oder Brügger von Rohrbach ausersehen worden war, Schulter an Schulter mit den fürnåmpsten touffern und rådlifurern Martin Linki und Hans Hotz den predicanten ze antwurten, 85 ist ein unübersehbarer Hinweis auf die Bedeutung Brüggers mindestens für das regionale Täufertum. Da die Gesprächsakten die Redner durchweg nur als predicanten bzw. touffer rubrizieren, lassen sich die Aussagen so gut wie nie einer bestimmten Person zuweisen. Berchtold Haller zufolge redeten nur Linki, Hotz und ein Hottinger aus Zollikon.86

Das Zofinger Gespräch hatte der täuferischen Sache mehr Publizität beschert, als der Obrigkeit lieb sein mochte. Mancherorts ging die Mär, die widertöufer syend obgelegen [hätten gesiegt] und habind ir sach erhalten. Da manche Täufer ihre Evangelisationen heimlich oder offenlich fortzusetzen gedachten, erliess der Rat am 26. Juli 1532 in Stadt und Land die Ermahnung, wo sölich verfürisch, sectisch und ufrürisch lüt zu üch kämend oder under üch wärind, denen nit ze losen noch zu glimpfen [Nachsicht zu üben], sonders vorhin grund der warheit ze erkundigen und demnach tun, was christenlicher liebe gemäss, damitt zerrüttung christenlichen wäsens, so darus volgen möcht, verhut werde.⁸⁷ b) Den Anlass zu dieser Missive hatte nicht zuletzt⁸⁸ der im Emmental agitierende Christian Brügger gegeben. In Dürrenroth scheint er – was



Abb. 5: Titelblatt der von Christian Brügger und Hans Ryff beglaubigten Zofinger Täuferakten Zürich (Froschauer) 1532, von denen Bern 200 Exemplare für sich bestellte. Privathesitz

an Hochverrat grenzte – ein gmeind ghebt und nach der Predigt gefragt zu haben, ob jemands sye, jung oder alt, der ab im der ler halb klage. Das plebiszitäre Verfahren erinnert an die Predigten von der Zofinger Stadtkanzel, deren sich die Täufer bedient hatten, um die Sympathien des Gemeinen Mannes zu gewinnen.⁸⁹ In Dürrenroth hatte Brüggers Auftritt Animositäten gegen den Ortspfarrer zur Folge.⁹⁰ Am 22. und 23. Juli 1532 predigte Brügger in Sumiswald, für den 25. Juli war ein Einsatz am Wochenmarkt in Huttwil vor der mengi geplant.⁹¹ Im Städtchen wurde Brügger jedoch vom Landvogt von Trachselwald verhaftet und am 27. Juli zum Verhör nach Bern gefertigt.⁹²

Zur Überprüfung der für den Druck vorgesehenen Zofinger Akten (Abb. 4)⁹³ war am 29. Juli *unnser lieber und güter fründ* Martin Linki brieflich nach Aarau eingeladen worden.⁹⁴ Da Linki indessen plötzlich *niendert vorhanden* war und der Druck eilte – Berchtold Haller schrieb nach Zürich: *Die Leute auf dem Land schreien alle Tage, eine Verzögerung sei der sicherste Beweis dafür, dass die Wahrheit auf Seiten der Täufer sei ⁹⁵ –*, musste der Rat am 3. August Aarau davon in Kenntnis setzen, dass man *Christan Brügger von Rorbach, so wir diser tagen vencklich enthalten, ledig glassen, mit bevelch, das er hinab kere und die acta verhöre, und im zügeordnet Hans Riffen, genannt Kaderly, von Madiswyl.* Anschliessend sollte man Brügger fragen, *ob er von sinem fürnemen und seckt stan und lassen welle*, oder aber ihn ausweisen.⁹⁶

Bezüglich der Beglaubigung der Disputationsakten durch die Täufer widersprechen sich die Quellen diametral. So stellt das obrigkeitliche Vorwort vom 4. August 1532 die Dinge so dar, als hätte sich Brügger entgegen sinem züsagen [Versprechen] abgesetzt, während Ryff zwar nach Aarau gekommen, jedoch nicht bis zum Abschluss der Arbeiten geblieben sei. Gemäss Fahndungszettel vom 19. August nach Wangen, Aarwangen und Aarburg war Brügger jedoch nach der Vidimierung in Aarau verbannt worden, dann wieder über die Grenze gekommen, um mit siner leer fürzefaren. 98

c) Wann Christian Brügger den Täuferjägern in die Hände fiel, lässt sich nicht mehr feststellen. Am 18. Juli 1533 wurden zwei Männer, so dem töufer Brügger us der gefengnus geholfen, begnadigt.⁹⁹ Im Frühjahr 1535 beförderten zwei Gesellen von Huttwil Brüggern und sin frouwen nach Bern.¹⁰⁰ Kurz nach dem 8. April wurde Brügger an die Sensen geführt,¹⁰¹ das heisst wohl nach Neuenegg.¹⁰²



Abb. 6: Akten der Berner Täuferdisputation vom 11. bis 17. März 1538, Titelblatt. StABE A V 1453 (UP 80 bis)

d) Aus dem Emmental, wo das bernische Täufertum für immer Fuss gefasst hatte, kam Anfang 1538 die Anregung zu einer erneuten Disputation. Der Rat versprach sich nicht viel von erneuten Verhandlungen, war doch eigentlich in Zofingen alles gesagt worden. Er lenkte jedoch ein, weil sich diesmal vor allem die *lanndsinnerbornen* [einheimischen] Täufer zu Wort melden wollten.¹⁰³ Aus dem Oberaargau waren dies Christian Brügger von Rohrbach, Hans Ryff (Kaderli) von Madiswil, Michel, Niklaus und Peter Zingg von Busswil bei Melchnau und Uli Flückiger von Huttwil.¹⁰⁴ Diesen Täufern standen aus dem Kapitel Thunstetten der Dekan Johannes Kannengiesser und der Kammerer (Aktuar) Johannes Goeppel von Rohrbach gegenüber.¹⁰⁵

Christan Brugger von Rorbach hett ouch «ein» wennig geredtt, notiert der Schreiber. 106 Am Abend des 12. März 1538, es war der zweite Disputationstag, hatte Brügger auf die Frage, wie die Täufer den Anspruch, sie allein seien die wahre Kirche, mit einem bemerkenswert kurzen [sie] syent allein [nur] sünder der erbsünd halb, geantwortet. Hans Hotz, der prominente Täuferlehrer aus Grüningen, sah sich veranlasst, das vielleicht missverständliche Votum in dem Sinne zu verdeutlichen, dass die Täufer sich im Unterschied zu den Kirchenchristen wenigstens bemühten, nicht mehr zu sündigen. 107

Am Morgen des 13. März begannen die Prädikanten folgerichtig mit einem Exkurs über die Lehre, dass der aus dem Geist Gottes Wiedergeborene nicht mehr sündigen könne. Ein gewisser Gorius (Gregorius?), den die Täufer nicht als einen der ihren anerkannten, hatte im Emmental diese Ansicht verbreitet. Hierzu wurden die anwesenden Täufer einzeln befragt. Brüggers eher dürftig protokollierte Antwort lässt sich wie folgt paraphrasieren: «Ich lehre seit sieben Jahren, dass der Wiedergeborene vor erneuter Sünde bewahrt wird (1. Johannes 3:9). Ein solcher weiss, dass er nicht mehr sündigen soll, er wird aber immer wieder in die Sünde fallen. Die unvergebbare Sünde wider den Heiligen Geist (1. Johannes 5:16) wird er jedoch nicht begehen.» 108 Die Behauptung der Theologen, die Täufer würden aber doch gerade den Abfall von ihrer Gemeinde als Todsünde bezeichnen, weisen diese zurück, Brügger als Erster mit den Worten: Wenn einer schon von der warheit abfalle unnd er dennocht gott umb gnad pätten möge [könne], dem werde verzigen [verziehen] und vergäben. 109 Gegen Abend schaltet sich Brügger in einer Verfahrensfrage ein. Während Hans Hotz nach dem Traktandum *Von der kilch* täuferisch folgerichtig den Bann behandelt haben möchte, schwenken die einheimischen Lehrer Hans Lüthi von Eggiwil und Brügger widerstrebend auf den von den Prädikanten vorgezeichneten Kurs ein. Der nächste Tagesordnungspunkt wird der Tauffrage gelten.¹¹⁰

e) Mit der Teilnahme am Täufergespräch 1538 endet Christian Brüggers dokumentierte Tätigkeit als Täuferlehrer im Oberaargau. Das letzte ihn betreffende Dokument bezieht sich auf seinen am 1. März 1545 erfolgten Widerruf: *Cristan Brucker der töuffery abstannden*.¹¹¹

3.2.2. Andreas Rappenstein

Eine weitere interessante Gestalt mit grossen biographischen Lücken ist der Schneider und spätere Pfarrer Andreas Rappenstein. 112 Der gebürtige Luzerner musste wegen reformatorischer Propaganda in der Heimatstadt¹¹³ fliehen. Er hielt sich 1525/26 in Basel auf. Wieder nach Luzern zurückgekehrt, entwickelte er spätestens 1529 deutliche Sympathien zum Täufertum.¹¹⁴ Diese legte er 1531 nach seiner erneuten Flucht nach Zürich ab. An der Zofinger Disputation 1532, zu welcher er zusammen mit dem ehemaligen Aarauer Täuferlehrer Hans Pfistermeyer eingeladen worden war,¹¹⁵ bemühte er sich um Ausgleich. In den Vorberatungen über ein neues Täufermandat schlug der friedliebende Berner Stadtprädikant Franz Kolb am 24. Januar 1533 vor, die Täufer nicht zu verfolgen, sondern vielmehr zu gewinnen. Zu diesem Zweck sollten Rappenstein und Uli (?) Hemmann von Lenzburg den touffern nachzüchen; dann sie geschickt sind in der sach. 116 Es ist nicht bekannt, dass der interessante Ansatz höheren Orts weiterverfolgt worden wäre. Immerhin verdient die Tatsache, dass der potentielle Täuferbekehrer Rappenstein zeitweilig in Rohrbach gelebt hat, unser Interesse. Am 23. Februar 1538 werden die Amtleute von Wangen und Aarau angewiesen, zum Täufergespräch Rappenstein und Pfistermeyer aufzubieten. 117 Auf der Teilnehmerliste figuriert Anndres Rappensteinn zů Rorbach, 118 nach der Disputation erhält er nebst einem Taggeld von 1 Pfund¹¹⁹ die überaus grosszügige Gratifikation von 20 pfund und 5 mütt [840,65 Liter] dinckels Bern måß ann sin buw z'stür. 120 Vor 1545 scheint Rappenstein das Berner Bürgerrecht erlangt zu haben, 1550 wurde er Pfarrer von Frutigen, und als solcher starb er 1565.

3.3 Langenthal

Täuferische Aktivitäten in Langenthal referiert nur gerade das schwer verständliche Konzept einer nicht mehr erhaltenen Missive im Ratsmanual vom 15. Februar 1531: Wangen. Arny Meyers, Frantz Zuber, wo er übel husete, Sattler Langenthal dorfrecht, zil brief zreichen [Termin, den Brief zu holen?] bis pfingsten, landrecht abgnon, toufergsellen. 121 Vom Ende her gelesen könnte der Satz bedeuten, dass mindestens zwei der drei genannten Personen (gsellen) landesfremde Täufer waren, denen der Vogt von Wangen das Niederlassungsrecht (landrecht) entziehen sollte. Vor dem Hintergrund, dass der künftige Langenthaler Twingrodel des Abts Sebastian Seemann von St. Urban (1535–1551) die Niederlassung von Zuzügern massiv erschwerte, gewinnt unsere Interpretation eine gewisse Plausibilität. 122

3.4. Roggwil

Über die vom Landvogt von Wangen an der Amtleutekonferenz vom 6. September 1538 hinaus genannten sieben oder acht Täuferinnen und Täufer, die ihn zum Urteil *nienen böser, dann zů Rockwÿl* bewogen (Kapitel 2.5), lassen sich hier bis 1560 keine Täufer mehr nachweisen.

3.5. Lotzwil

Bis 1798 gehörte Lotzwil zur Burgdorfer Vogtei gleichen Namens, hochgerichtlich unterstand das Dorf dem Amt Wangen. Am 9. Oktober 1538 erscheint der Prädikant von Melchnau (Jörg Zürn)¹²³ in Bern zum Rapport. *Und unter manch anderen Aussagen über die Täufer [et item alia plurima etc. de anabaptistis dicta]* erwähnte er, wie [als] er zum fryweibel von Lotzwyl khomen, sye Hans Miescher zu Burgdorff gsin, wüsse aber nit, was gemeldt fryweibel von Lotzwyl von dem Miescher ghört. Jetzt wird der Schultheiss von Burgdorf beauftragt, diese Heimlichkeit aufzuklären.¹²⁴

Die Obrigkeit war gut beraten, Nachforschungen zu beauftragen, denn falls wirklich alle auf einen Hans Miescher bezüglichen Akten ein und dieselbe Person betreffen, so war dieser Hans Miescher ein rückfälliger Täufer mit einer fast klassisch zu nennenden Karriere: Am 3. März 1525 klagt Luzern über einen «lutherischen» Schneidermeister Miescher von Kirchberg, der die mutter gots nit anbeten will, got allein anrüffen und

nüt uf dem fegfür halte. ¹²⁵ Im Februar 1526 hat Miescher ein Heiligenbild by nacht ußtragen unnd ann die straß gesetzt. ¹²⁶ Im Januar 1533 ist Miescher in Burgdorfer Gefangenschaft zusammen mit dem 1535 hingerichteten Täuferlehrer Moritz Kessler, ¹²⁷ um eine Busse von 10 Pfund abzusitzen. ¹²⁸ Am 22. Februar müssen sich die (nachlässigen?) Chorrichter von Burgdorf *Mieschers frouwen und knaben halb* in Bern verantworten. ¹²⁹ Auf den 9. Juli 1534 werden *Miescher und die andern, so nit zum tisch gots gangen*, nach Bern beordert. ¹³⁰ Diesem Verhör kann der tapfere Schneider offenbar entgehen, ¹³¹ doch am 3. April 1535 wird der Schultheiss von Burgdorf erneut angewiesen, *Miescher von Kilchsperg [zu] beschicken*. ¹³² Am 18. September 1536 endlich: *Gan Burgdorf von Mieschers wegen: von der töufery gstanden, gschworen; begnadet, sollen in lassen wider z'hus komen*. ¹³³

4. Täufer in der Landvogtei Aarwangen

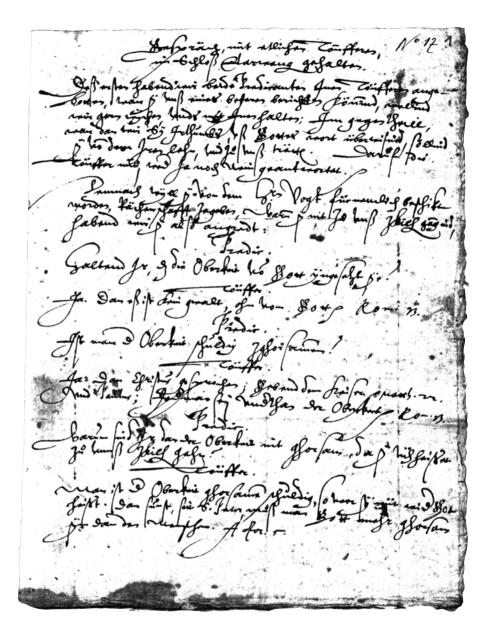
4.1 Aarwangener Täufergespräch

a) Am 17. Januar 1533 hat der Vogt von Aarwangen Befehl, die töufer, so sich erpieten [anerbieten], ir fürnemen ze erhallten [ihre Meinung mit Gründen zu vertreten], nach Bern zu schicken. Wo mer ingeleitt [gefangen genommen] werden, so vor ußem land gewyßen worden, min herren berichten; den nachrichter [Henker] hinabschicken etc.¹³⁴ Der Henker, der auch peinliche Verhöre durchzuführen hatte, war am 29. Januar in Aarburg und hatte anschliessend in Burgdorf zu tun.¹³⁵

Ein grösseres Gespräch mit Oberaargauer Täufern lässt sich in Bern nicht nachweisen, wohl aber ein solches *mit etlichen töufferen im schloß Aarwangen*.¹³⁶ Leider trägt die entsprechende Akte, die in der Lade des alten Pfarrkapitels Bern als Nummer 39 der Archivgruppe «Miscellanea historico-ecclesiastica» geführt wurde, kein Datum. In der Handschrift glaubten Hermann Specker und Hans Schmocker Elemente sowohl der Jahre 1530 bis 1550 als auch der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erkennen zu können¹³⁷ (Abb. 7) – das Dokument ist wohl eine Abschrift aus späterer Zeit. Dem referierenden Anfang ist zu entnehmen, dass es sich um den Rechenschaftsbericht eines beteiligten Prädikanten handelt.

Für eine frühe Datierung des Gesprächs spricht der erwähnte Eintrag ins

Abb. 7: Protokoll des Aarwangener Gesprächs von 1533 (?). StABE B III 68, Nr. 17



Ratsmanual vom 17. Januar 1533, der freilich von einem Gespräch in Bern ausgeht, ferner die Tatsache, dass die Täuferaktivität in der Region gerade im Zeitraum 1532/34 einen ersten Zenit erreicht hatte (Abb. 1). Ein inhaltliches Argument für eine frühe Datierung ist vor allem die Diskussion über die Glaubens- und Gewissensfreiheit. Diese Thematik ist fast nur in der «milden» Phase der bernischen Täuferpolitik anzusiedeln, die mit dem Berner Synodus¹³⁸ von 1532 und mit Berchtold Hallers am 22. September 1532 geäusserten Zweifeln an der Berechtigung der Todesstrafe einsetzt,¹³⁹ im vergleichsweise humanen Mandat vom 1. März 1533¹⁴⁰ wirksam wird und erst endet, als Zürich am 3. September 1533 in Bern wegen besorgniserregenden Unterlaufens der vereinbarten Strafnormen interveniert.¹⁴¹

b) Die Prädikanten eröffnen das Gespräch, indem sie die Täufer und sich selbst auf die bessere Belehrung durch die Schrift verpflichten. Die Täufer wissen aus eigener Erfahrung, wie gefährlich das reformatorische Formalprinzip in den Händen der Theologen sein kann: Daruf die töuffer nüt, weder ja noch nein geantwortet. Weil die Täufer von dem hern vogt fürnemlech [vor allem] beschikt worden, rächenschafft ze geben, warum sy nit ze unß z'kilchen gangind, 142 bestimmen die Prädikanten die Traktandenfolge.

Als Erstes fragen sie: Anerkennt Ihr die göttliche Legitimität der Obrigkeit und deren Recht auf Gehorsam? Die Täufer bestätigen beides nach Römer 13:1 und Matthäus 22:21. Konsequent lautet die nächste Frage: Warum sind ir dan der oberkeit nit ghorsam, da sy üch heißen zu unnß z'kilchen gahn? Darauf kann die Antwort der Täufer nur lauten: Man ist der oberkeit ghorsamen schuldig, so veer sy nüt wider got heißt. Andernfalls gilt Apostelgeschichte 5:29: muß man gott mehr ghorsam syn dan den menschen.

Nach einer Belehrung über den historischen Kontext der Belegstelle führt der Prädikant den Täufern vor Augen, dass ihr Widerstand nicht legitim, sondern höchst strafwürdig sei, denn eine christliche Obrigkeit zu Bern verpflichte heute keinen mehr auf Messe und Bilderverehrung, sondern zu sölhen versamlungen, in denen anders nüt [...] dan daß lutre wort goteß geprediget, Taufe und Abendmahl nach Christi, deß herren, ynsetzung gehalten wirt. Die Aarwangener Täufer kontern: Wie von einer «christenlichen» oberkeit gestrafft werden?! Mag [kann] dan ein christ den andren verfolgen und von siner haab tryben, wie man unß vor

jaren gethan? Damit liegen sie auf der Linie der Schleitheimer Vereinbarung von 1527, die die Obrigkeit als *ein gottes ordnung usserthalb der volkumenheit Christi* qualifiziert hatte.¹⁴³

Der Prädikant antwortet mit einer logischen Arabeske: Römer 13:3 f hat die Obrigkeit das Schwert von Gott zur Strafe des Bösen empfangen, Euer Ungehorsam ist böse, also muss er bestraft werden. Jetzt bleibt den Täufern nur noch der Rekurs auf die Glaubensfreiheit: Mag und soll dan ein oberkeit ire underthanen zum glouben zwingen? Sy soll einem jeden den glouben frystellen! Der Prädikant will zwischen dem innerlichen glouben deß hertzens unnd der ußerlichen übung der religion unterschieden haben. Für die Rahmenbedingungen ist die christliche Obrigkeit zuständig, den Glauben selber muss sie als freie Gabe des Geistes (Römer 10:17) frylaßen. 144 Die Täufer zeigen sich von so viel Dialektik nicht beeindruckt: Noch [dennoch] kan man keinen zum glouben zwingen! Da es ohnehin nicht möglich sei, wendet der Prädikant ein, jemand auf der Stelle umzustimmen, gehe es vielmehr darum, ihn an die Orte besserer Erkenntnis – den kirchlichen Gottesdienst! – zu weisen. Damit ist dieses Traktandum für die Prädikanten erledigt.

Auf die Frage, Waß irrt üch burken wyther, das ir nit zu uns z'kilchen gahn wellend?, kommen diese zum Kern und Stern aller täuferischen Absonderung. Toüffer: Das ir den ban in üweren kikc>hen nit habend und übend, die bösen uß üweren gemeinden nit schließend etc. Müßtend also mit hurern und süfferen etc. zum tisch des herren, dardurch wir schuldig wurden an sinem lyb und blüt [1. Korinther 11:27]. 145 Der Prädikant zählt sämtliche Elemente bernischer Kirchenzucht auf: Strafpredigt, Vorladung vor Chorgericht, Landesverweisung für notorisch Rückfällige, Gewissensprüfung vor dem Abendmahl. Wer nun über das [trotzdem] kumpt, kan man nit woll verstoßen, wyl [weil] man niemandt ins hertz sehen kann [Apostelgeschichte 1:24]. Nach einer theologischen Belehrung über 1. Korinther 11 werden die Täufer einmal mehr gewahr, dass die Prädikanten der Schrift nicht nur glauben, sondern dass sie sie auch noch interpretieren. Also brechen sie das Gespräch ab: Wir sind nit so geschikt und wyß [weise] wie ir. Lieber laßend unß by unser einfalte blyben. Sind hiemit ufgstanden und nit mehr losen wellen, etc.

Welche Konsequenzen dieses Verhalten für die Täufer hatte, ist nicht dokumentiert. Vielleicht hat der Rüffel, den der Landvogt Jakob Koch am 18. Juni 1533 einsteckt, damit zu tun: *Min hern (haben) ein be-*

duren, <dass er> die töufer verwarloset [vernachlässigt], hinfür des besser sorg; wo er sy ankommen [ihnen begegnet], inleggen [ins Gefängnis stecken], sy wellind dann von irm fürnemen [Meinung] stan. 146

4.2. Madiswil

Neben dem nur 3,5 km Luftlinie entfernten Rohrbach war Madiswil ein zweiter Brennpunkt des frühen Oberaargauer Täufertums. Bei so viel geographischer und wohl auch verwandtschaftlicher Nähe wundert es nicht, dass die täuferischen puren zu Rorbach und Madiswil, wie öfter festzustellen war, gemeinsam agierten. Neben zwei Gestalten, die noch näher zu betrachten sind, gibt es wie immer Einzelfälle, die es wohl nur deswegen sind, weil die Quellen nicht kontinuierlich fliessen: Am 30. Juni 1531 wird einem nicht weiter bestimmbaren töuffer von Madißwil zugemutet, seinen Kollegen zu denunzieren, 147 am 9. Februar 1532 soll Wäber zů Wyssbach in Bern zum Verhör antreten. 148 Dass die vom 21. Juni 1532 datierende Liste der zum Zofinger Gespräch Aufgebotenen die Landleute von Madiswil, Wangen und Rohrbach gesondert nennt, 149 ist ein Indiz für ein hohes Täuferaufkommen auch in Madiswil, was durch ein nicht in allen Teilen klares Missiv-Konzept vom 21. Januar 1534 bestätigt wird. Der Aarwangener möge demnach erkunden, der pfaff von Sant Urban sol sin mezen [Konkubine] zů Madiswil han; vil töufer, da trybt niemant das. 150 Am 22. April 1536 wird der Weibel von Madiswil verdächtigt, dass er die töufer behuse und beherbrige. Wenn dies zutreffe, soll er entsetzt [abgsesetzt] sin und gestraft werden lut der ordnung wie ander. 151 Die Weibel waren die rechte Hand der Vögte. Da sie zumeist der lokalen Bevölkerung entstammten, kamen sie in der Ausübung ihrer Funktionen oft in Loyalitätskonflikte.

4.3. Täuferlehrer Hans Ryff genannt Kaderli, Madiswil

Hans Ryff war uns im August 1532 begegnet, als er die Beglaubigung der Zofinger Disputationsakten (Kapitel 3.2.1 c) vorzeitig mit der Begründung verlassen hatte, dass er doch under inen [den Täufern], besonder uff dem gespråch, keyn fürstender [Vorsteher] gesin. 152 Daneben scheint Ryff mindestens in der Region leitende Funktionen inne gehabt zu haben. Es sei an die grossen Predigtveranstaltungen von 1534 erinnert, die er zusammen mit Michel (?) Zingg von Busswil im Aeschiwald (Kapitel 2.4) abgehalten hatte. 153 Konsequenterweise bezeichnet der

Abb. 8: Entdeckung einer nächtlichen Täuferversammlung durch die Obrigkeit bei Birmenstorf (1574). Aquarellierte Federzeichnung des zeitgenössischen Monogrammisten HRS. Zentralbibliothek Zürich, Ms F 23, fol. 394 (Wickiana)



Fahndungszettel vom 19. Dezember nach Wangen und Aarwangen beide Täuferprediger als *recht redlingsfürer*.¹⁵⁴

Auf der Disputation von 1538 vertrat Ryff in der Frage der Sündlosigkeit einen ähnlichen Standpunkt wie Brügger, was im bereinigten Protokoll zur Streichung seines Votums führte. Gemäss den flüchtigen Notizen des Chorgerichtsschreibers Glaner wollte Ryff alles der göttlichen Gnade anheim stellen. Wir paraphrasieren: Solange der Same [die Anlage] und die Gnade Gottes bei uns bleiben, werden wir davor bewahrt, weiterhin zu sündigen: das ist der Zustand der Wiedergeburt [1. Johannes 3:9]. Andernfalls stehen wir nicht mehr in der Wiedergeburt: das ist die Sünde zum Tode [1. Johannes 5:16].

Von da fällt vielleicht etwas Licht auf einen Eintrag im Berner Chorgerichtsmanual vom 25. September 1532. In Madiswil war es zu einer massiven Predigtstörung gekommen, eine für die radikal-reformatorische Bewegung typische Form der Agitation. Ein Unbekannter hatte den Pfarrer (Meinrad Wyssmann) geschuldiget, er hab lågnen predigt, deß well er inn besezen [überführen], darumb, das er prediget, all mönschen syenn sünder, ad Romanos 3 [Römer 3:23].

Die Notiz im Ratsmanual vom 25. Januar 1543, wonach ein Hans Kaderli eine Busse von 10 Pfund erlegen soll,¹⁵⁶ ist wohl die letzte Nachricht über unseren Hans Ryf. Jene 4 Pfund, die es 1575/1576 kostete, um den Täufer Kaderli unter Beizug der Unteramtleute von Herzogenbuchsee zwei Nächte lang zu suchen,¹⁵⁷ betreffen wohl bereits die nächste Generation.

4.4. Melchnau

Die an das Luzernbiet grenzende Gemeinde erscheint bis 1560 täufergeschichtlich nicht besonders auffällig: Am 28. August 1532 soll ein Ungenannter aus dem Berner Stadtgefängnis freigelassen werden, wenn er sich von den Prädikanten überzeugen lässt, das er nit an der täufern predig gan und sy nit mer reichen [holen] welle. Am 13. März 1533 erwähnt das Ratsmanual, leider ohne besondere Spezifikation, die von Melchnouw, so töufer sind. 159

4.5. Busswil bei Melchnau

Bis 1560 scheint Busswil neben Rohrbach und Madiswil die dritte Hochburg der Täufer im Oberaargau gewesen zu sein. Carl Durheims Ort-

Abb. 9: Busswil mit seinen Hofgruppen, um 1838. Durheim 1838 I, 13

(Fortsehung.) Cannon von der vom Bern Bern Gungal St. M. St. M. St. M.	Rirdgemeinde Meldnau	einde Meldnau. 10 adnisi						Entfernung						
Buswyl, und Buswyl, und Buswylgraben, Dörfchen (Bon Melchnan nordwestlich:) Breitader, mehrere Höfe und Häuser Bübberg, 1 Hof						bom Umtsfit								
Bu fim plgraben, Dörfchen (Bon Melchnan nordwentlich :) Breitader, mehrere höfe und häuser Bübberg, 1 Hof Ginth 1 Sof	海 海 海 海州 流山 5		Council	Gt.	M.	St.	m.	St.	m					
(Bon Melchnan nordwestlich:) Breitader, mehrere Höfe und Häuser Bügberg, 1 Hof Bügberg, 1 Sof			* 2	. 6	300	1	HIDE	1336						
Breitader, mehrere höfe und häuser	Bugwolgraben, Dörfchen .		37111	9-	30	5.6	Milita Soluti	HG.						
Büsberg, 1 Sof	Breitader, mebrere Sofe und Saufer		Totalida	100	40	31	Sil							
Guar clicke Souter	Bupberg, 1 Sof			100	25	60	TH	17						
	Guer efficie Sanfer	milán.	1110	ing.		77 D	U.S.	AUX.						
	Schattloch, etliche Saufer	anima?	C Hart	1	25 40	juto	18	:3						
Solen, auf der, etliche Saufer . wirde . 40	Druderloch, 1 Saus	* 1	STORY CO.	1.5	35	P 3	000	174						

schaftenverzeichnis von 1838 gibt eine Ahnung von Umfang und Gestalt des damaligen Dorfs. Täuferisch besonders auffällig waren hier die Zingg (vom Breitacker?).

4.5.1. Klaus Zingg

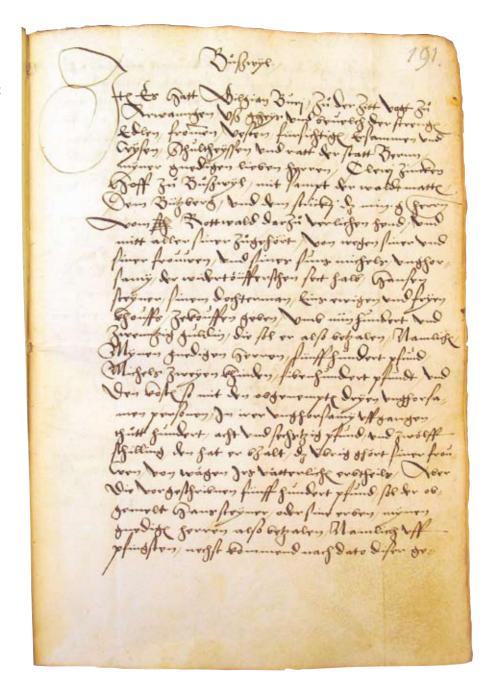
Am 13. März 1533 erhält der Vogt von Aarwangen die Weisung, bei Clöuwi Zing von Bůsswil, der soeben aus dem Berner Gefängnis entlassen worden ist, die Verfahrenskosten einzuziehen. Falls Zingg rückfällig werde, sei dieser erneut gefangen zu nehmen, sodann soll man hand über sin gåt schlachen [seinen Besitz mit Arrest belegen], in darus eßen <lassen> zů můs und brot. 160 Klaus Zingg war der erste Täufer, auf den das abgeänderte Mandat vom 2. März¹⁶¹ angewendet worden war, das sich wegen des nach wie vor aufrecht erhaltenen Gottesdienstzwangs freilich nicht als praktikabel erweisen sollte. Dessen Bestimmungen lauteten: (1) Täufer sollen nicht mehr verbannt, geschwemmt oder ertränkt (Abb. 10), sondern durch die Prädikanten unterwiesen werden. (2) Hartnäckige Personen und solche, die nicht geloben wollten, iren glouben by inen selbs ze behalltenn, darvon man sy ouch, wo sy still schwigennt, nitt trängen will, sollen auf ihre Kosten in Beugehaft genommen werden. (3) Sind die Eigenmittel aufgebracht, so sollen die Täufer auf Staatskosten mit Wasser und Brot verköstigt werden biß sy absterbenn oder irs irthumbs abstanndind. 162

Erstaunlich milde zeigte sich der Rat, als er am 6. Mai 1533 gegen Cleuwi Zing und sin husgsind, umb das sy die töufer beherbriget und das gesind



Abb. 10: Ertränkungs- oder Schwemmszene. 1535 bis 1571 wurden in Bern Täufer enthauptet und Täuferinnen ertränkt. Holzschnitt aus der Stumpf-Chronik 1548, Bd. II fol. 282b

Abb. 11: Die Täufer Cleuwi und Michel Zingg von Busswil verlieren ihr Erblehen. Notariatsakte des Aarwangener Landschreibers Andreas Gottfried vom 12. August 1539. StABE Urbarien Aarwangen 1.1, S. 191



ir predig gehört, eine Busse von 40 Pfund verhängte, jedoch auf Erlegung der Verfahrenskosten *us gnaden* verzichtete. Am 16. September 1533 wurde erneut ins Auge gefasst, Zingg nach Bern vorzuladen, er wurde dann aber am 25. Oktober 1533 im Abwesenheitsverfahren zu 10 Pfund Busse verurteilt wegen Beherbergung von Täufern. Unter diesen hatte sich sein eigener Sohn befunden. Die Notiz vom 23. März 1534, *Cleuwy Zinck ein müdt rocken [168.13 Liter Roggen] geschenkt, das übrig soll er bezalen*, sie ist wohl so zu lesen, dass er einen Widerruf geleistet hatte. Das hindert nicht, dass er bereits 1538 wieder zusammen mit zwei weiteren *Zinck von Bůßwyll* auf der Teilnehmerliste des Berner Gesprächs von 1538 geführt wird.

Den härteren Kurs der Regierung bekam Klaus Zingg ein gutes Jahr später in voller Schärfe zu spüren: Am 8. Juli 1539 gab der Vogt von Aarwangen Befehl, die Güter des flüchtigen *Cleuwi von Bůswil* zu beschlagnahmen. Die diesbezügliche Notariatsakte (Abb. 11) illustriert die seit Ende der 1530er Jahre gegen die Täufer immer häufiger eingeleitete Massnahme der Güterkonfiskation mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit: Es konfisziert am 12. August 1539 Gilgian Burri, Vogt zu Aarwangen, auf obrigkeitlichen Befehl *Clewj Zinken hoff zů Bůßwyl mit sampt der Waldmatten* dem Bützberg und dem stückj, dz min g[nedig] herren vom Rottwald darzů verlichen hend, 171 und mitt aller siner zůgehôrt, von wegen siner und siner frouwen und sines suns Michels ungehorsamy der widertôufferschen sect halb.

Der gesamte Besitz soll dem Schwiegersohn Hans Steiner unter Wahrung aller Rechtstitel um 920 Gulden verkauft werden. Vom Erlös beansprucht der Staat 500 Pfund (27,17 %), zahlbar an Pfingsten in Jahresraten zu 100 Pfund.¹⁷² Michels beiden Kindern sollen je 350 Pfund zufallen (38,04 %). Nach Abzug der Gerichtskosten von 168 Pfund 12 Schilling (9,16 %) wird die Restanz von 471 Pfund 8 Schilling Michels Frau als väterliches Erbe überlassen. Die Teilung wird in Anwesenheit des Weibels von Melchnau, von vier Zeugen, des Vormunds von Michel Zinggs Kindern samt *irer früntschafft [Sippe]* vorgenommen.¹⁷³

4.5.2. Michel und Peter Zingg

Die Teilnehmerliste des Berner Gesprächs von 1538 nennt nacheinander drei Busswiler Zingg: *Michell, Clöuwy, Peter.* ¹⁷⁴ Von keinem einzigen hat sich indessen ein Votum erhalten. Peter wird nur gerade an dieser Stelle

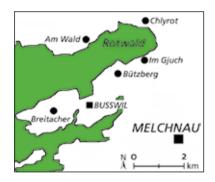


Abb. 12: Auf der aktuellen Landeskarte 1:50 000 lassen sich die meisten Flur- und Hofnamen des Besitzes von Niklaus Zingg um 1539 finden.

erwähnt. Gemäss Teilungsbrief von 1539 ist Michel der ungehorsame Sohn des ungehorsamen Niklaus. Frühere Dokumente, in denen von Cläwis sone von Bůsßwyl die Rede ist, beziehen sich somit sehr wahrscheinlich auf Michel.

Am 16. September 1533 wird dem Vogt befohlen, *den töufer von Arwangen haruf und den vater angentz [bald] haruf* zu bringen.¹⁷⁵ Offenbar hatte sich der auf der Flucht befindliche Michel Zingg auf dem väterlichen Hof in Busswil vor den Häschern versteckt.¹⁷⁶ Mit Hans Ryff von Madiswil zusammen hielt er 1534 im solothurnischen Aeschi grosse Versammlungen mit überregionalem Zuzug ab.¹⁷⁷ Dementsprechend titulierte der Fahndungszettel vom 19. Dezember 1534 beide als *recht redlingsfürer.*¹⁷⁸ Nach 1539 verschwindet Michel Zingg aus den Akten. Es würde nicht verwundern, wenn er – wie so viele nach ihm – ins gelobte Mähren ausgewandert wäre, von wo her seit 1536/37 in immer kürzer werdenden Abständen hutterische Sendboten und Anwerber den Weg ins *Schweitzerland* machten.¹⁷⁹

4.5.3. Täuferische Zingg nach 1560

Dass die obrigkeitlichen Massnahmen den religiösen Widerstand auch der Busswiler Zingg nicht zu brechen vermochten, können die folgenden unsystematisch gepflückten Lesefrüchte aus dem Bernischen Staatsarchiv belegen: Am 6. Januar 1585 ist der Täufer Christian Zingg in Wangen abgestanden. 180 – 1596/97 sind die ungehorsamen töuffer Hans und Peter Zingg vom Breitacker, Niklaus Zingg und einige Frauen aus Busswil gefangen worden. Die Güter der drei Zingg werden konfisziert.¹⁸¹ – Am 21. Januar 1630 hat der Freiweibel von Koppigen Peter Zingg vom Breitacker aus dem Solothurnbiet nach Kriegstetten befördert, wo ein Landtag den Täufer mit dem Eid aus dem bernischen Territorium weist. Am 11. Februar 1632 wird Peter Zingg in Wangen zum Galgen verurteilt, jedoch zum Tod durch das Schwert begnadigt und hingerichtet.¹⁸² – Am 19. Februar 1634 wird die Hinterlassenschaft des verstorbenen Täufers Klaus Zingg konfisziert. Weil die Erben – offenbar die Rechtsnachfolger des (hingerichteten?) Peter Zingg – 600 Gulden nicht deklariert haben, soll der Landvogt von Aarwangen diesen Betrag und die Hälfte der Eichmatte zuhanden der Obrigkeit beziehen und den Fehlbaren die Nutzung einer Korngülte halbieren. 183

4.6 Bleienbach

Im ersten Halbjahr 1536 notiert die Staatsrechnung folgende Ausgaben: Dem weibel von Bleichenbach und sinen gesellen, brachten ein töufer: 6 pfund. Des töufers zerung: 8 schilling 4 pfennig. 184

5. Täufer in der Landvogtei Bipp

5.1. Hinrichtung von Täufern

Am 10. Januar 1530 warnte Bern alle an Solothurn grenzenden Vogteien und Munizipalstädte vor einer Täuferinvasion aus dem Raum Basel. 185 Dem Bipper Landvogt Jakob Vogt gelang die Verhaftung einiger verdächtiger Subjekte. Bern befahl ihm am 1. Februar an, er möge sie woll bewaren und erkunden, ob nit ein satler darunder, so zů Solothurn gewesen. 186 Wenig später wurden die Inhaftierten von Oberbipp nach Bern geführt: Usgäbenn dän weiblen, das sy die töuffer gann Bern fürtenn 2 pfund und 9 bätzen zerung. – Usgäbenn dänn fier töfferenn mitt dår frowenn 60 mal [d.h. je 12 Mahlzeiten]. 187 In einem Schreiben nach Basel meldete Bern am 18. Februar die Verhaftung von vier Täufern, deren Namen man jetzt kannte: Uli Merkli von Rothenfluh, Heini Flutbacher von Lampenberg, Hans Heid von Niederdorf, Klaus Schweizer von Lausen. Mit diesen hätten die Prädikanten ein Gespräch geführt, da sy sich aber, als solicher eingenköpfigen luten art ist, mit warheit und heiliger schrift nit wellen lassen irs irtumbs berichten, haben wir sy widerumb ingeleit [ins Gefängnis gesteckt]. Basel möge mitteilen, ob gegen diese Personen etwas vorliege, so wider gott und gemein naturlich recht ist. 188 Basel antwortete am 21. Februar, Hans Heid und Klaus Schweizer seien bei ihnen registriert. 189

Am 4. März notiert das Ratsmanual: *Morn den widertöufern, wo sy nit darvon stan, ir recht ergan lassen*.¹⁹⁰ Tags darauf leisteten Klaus Schweizer und Hans Heid Urfehde und wurden aus bernischem Territorium verbannt. Im Sinne einer Ehrenstrafe sollten sie *dhein gwer [Seitenwaffe], dann ein abbrochen messer tragen*.¹⁹¹ Die ehemals ritterliche Strafe war im Fall der wehrlosen Täufer besonders symbolträchtig. Nicht erwähnt und möglicherweise noch am 5. März 1530 ertränkt wurden Merkli und Flutbacher, die in den Basler Akten nicht mehr vorkommen, auf die sich aber mit einiger Wahrscheinlichkeit die seit der ersten deut-

Abb. 13: Die Liste mit vierzig bernischen Täuferhinrichtungen von 1528 bis 1571 wurde erstmals in der deutschen Ausgabe des Märtyrerspiegels von Ephrata (Pennsylvanien) 1748 gedruckt, dort allerdings noch ohne den Verschrieb für Bipp. Quelle: T[ieleman] J[ansz] v. Braght, Der Blutige Schau-Platz oder Martyrer-Spiegel der Taufs-Gesinnten oder Wehrlosen Christen [etc.] Pirmasens 1780, S.812

ewartet, bis sie 4. Eunrat Eicher von staffisren könten.

19aß noch zu die nach wurs den zween getödtet aus der ienen, dennoch Herrschaft den die da hil- Bir.

schen Ausgabe des Märtyrerspiegels des Tieleman van Braght von 1748/49 abgedruckte Liste der Bernischen Täuferhinrichtungen 1529/71 bezieht (Abb. 13): *5. 6. Darnach wurden zween getödtet aus der Herrschafft Bipp*. ¹⁹²

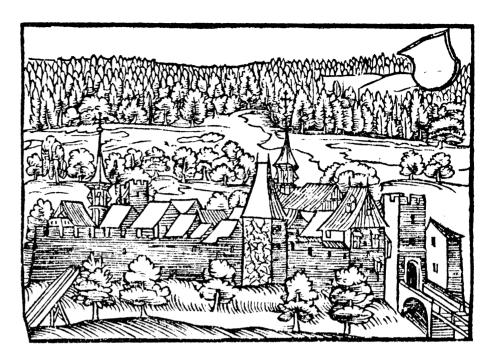
Der Märtyrerspiegel weiss noch von einer weiteren Hinrichtung: 35. Den 1. Tag May 1542 ward einer getödtet, von Oberbip. Darauf mag sich eine Weisung vom 29. April 1544 beziehen: Des gerichten thöuffers geschwüster; den en vonn sinem gåt 50 pfund nachgelassen. 193

5.2. Weitere Verrichtungen des Landvogts

An der Zofinger Disputation 1532 war der Amtmann von Bipp ursprünglich als Verordneter vorgesehen,¹⁹⁴ anwesend waren jedoch zuletzt nur die Kollegen von Wangen und Aarwangen, in deren Verwaltung Täufer aufgeboten worden waren.¹⁹⁵ An der anschliessenden Jagd vom 22. Juli 1532 auf die *redlingsfürer und vorständer, die sich heimlichen oder offenlichen darstellen [in Erscheinung treten] und predigen,* musste auch er sich beteiligen,¹⁹⁶ ebenso an der Zusammenkunft vom 1. März 1534 aller *amptlüt, wo [in deren Zuständigkeitsbereich] töufer sind*, d.h. aus dem Emmental und aus den Grenzgebieten zu Solothurn.¹⁹⁷

An der grossen Konferenz vom 6. September 1538, die der Magistrat angeordnet hatte, um sich einen Überblick über das Täuferaufkommen in seinen deutschsprachigen Gebieten zu machen (Kapitel 2.5), wusste

Abb. 14: Das Städtchen Wiedlisbach. Holzschnitt aus der Stumpf-Chronik 1548, Bd. II fol. 235a



Landvogt Niklaus Schorren nur gerade von drei Frauen und einem Mann, mit denen er mandatskonform gehandelt hatte.¹⁹⁸ Eine davon war wohl jene Agnes Roth, deren Bestrafung er gemäss Missive vom 28. Juni 1538 nach form und lut miner herren reformation an die Hand nehmen sollte.¹⁹⁹ Was er über die Täuferversammlungen im jurassischen Münstertal zu berichten wusste, war in Bern längst bekannt.²⁰⁰

5.3. Wiedlisbach

Aus Solothurn, wo er zur Unterstützung der Reformierten eine zeitlich befristete Predigerstelle versah,²⁰¹ machte Berchtold Haller am 26. Januar 1530 den Ratsverordneten Anton Noll auf bäuerliche Zins- und Zehntforderungen und obrigkeitskritische Attitüden in Wiedlisbach aufmerksam. Eine Gemeindeversammlung hatte beschlossen, *by der reformation des kilchengůts halb gar nitz ze beliben,* d.h. den Zehnt wieder seiner ursprünglichen Bestimmung, dem Unterhalt des örtlichen Seelsorgers, zuzuführen. Überdies drangsalieren die Bauern ihren Prädikanten,²⁰² besunders, wenn er prediget von einer oberkeit, derselben ze gehorsamen.²⁰³

Wie weit der Widerstand in Wiedlisbach täuferisch motiviert war, muss

offen bleiben. Hier manifestierte sich jedenfalls eine «Kultur des Widerstandes», ²⁰⁴ die – zumindest in der Wahrnehmung der Obrigkeit – auf soziale und politische Veränderung aus war und die in unterschiedlicher Weise und Intensität im Täufertum einen Ausgang finden konnte.

Hallers Nachricht versetzte Bern in Alarmzustand: Am 2. Februar 1530 wurde den drei Oberaargauer Vögten befohlen, auf die *praticierung* [Schliche, Ränke] der puren zů Wietlisbach und Wangen [...] gůt sorg ze han und min hern by tag und nacht berichten, und Gerwer und Urs Ülly nach Bern zu bringen.²⁰⁵ Erst 1539/40 sollte es dem Weibel von Wiedlisbach vergönnt sein, wieder einen Täufer nach Bern zu führen.²⁰⁶

Ouellen

II [mit Seitenzahl]

Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 2: Ostschweiz, hg.v. Heinold Fast, Zürich 1973.

III [mit Aktennummer]

Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 3: Kantone Aargau, Bern, Solothurn, Quellen bis 1560, unter Verwendung der Materialsammlungen von Leonhard von Muralt † und der Quellenverzeichnisse von Hans Rudolf Lavater, hg.v. Martin Haas (im Druck).

IV [mit Seitenzahl]

Quellen zur Geschichte der Täufer in der Schweiz, Bd. 4: Drei Täufergespräche [Bern 1531, Zofingen 1532, Bern 1538], hg.v. Martin Haas, Zürich 1974.

D+R [mit Aktennummer]

Aktensammlung zur Geschichte der Basler Reformation in den Jahren 1519 bis Anfang 1534, hg.v. Emil Dürr und Paul Roth, 6 Bde., Basel 1921–1950.

S+T [mit Aktennummer]

R[udol] Steck und G[ustav] Tobler [Hg.], Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation, 1521–1532, Bern 1923/1928.

Mehrfach zitierte Literatur und Abkürzungen

AR

Amtsrechnung.

BBBE

Burgerbibliothek Bern.

Dellsperger/Lavater 2007

Rudolf Dellsperger/Hans Rudolf Lavater [Hg.], Die Wahrheit ist untödlich. Berner Täufer in Geschichte und Gegenwart, Bern 2007.

Durheim 1838

[Carl Durheim] Die Ortschaften des eidgenössischen Freistaates Bern, 2 Bde., Bern 1838.

Dubler 2001

Anne-Marie Dubler, Die Region Oberaargau – Entstehung, Begriff und Umfang, in: JBO 44, 2001, 74–115.

Goertz 1975

Hans-Jürgen Goertz [Hgg.], Umstrittenes Täufertum 1525–1975. Neue Forschungen, Göttingen 1975.

Haas 2007

Martin Haas, Die Berner Täufer in ihrem schweizerischen Umfeld I: Gesellschaft und Herrschaft, in: Dellsperger/Lavater 2007, 1–28.

Heiz 1902

Jakob Heiz, Täufer im Aargau (Aargauer historisches Taschenbuch 1902) Aarau 1902.

HIS

Historisches Lexikon der Schweiz.

JBO

Jahrbuch des Oberaargaus. Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde, hg.v. der Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau, Langenthal, 1, 1958 ff.

Lavater 1989

Hans Rudolf Lavater, Berner Täuferdisputation 1538. Funktion, Gesprächsführung, Argumentation, Schriftgebrauch, in: Lebenn nach der ler Jhesu – Das sind aber wir! Berner Täufer und Prädikanten im Gespräch (Informationsblätter des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte 11/12, 1988/89), Bern 1989, 83–124.

Lavater 2007

Hans Rudolf Lavater, Die Berner Täufer in ihrem schweizerischen Umfeld II: Theologie und Bekenntnis, in: Dellsperger/Lavater 2007, 29–70.

Locher 1979

Gottfried W. Locher, Die Zwingli'sche Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte, Göttingen/Zürich 1979.

Lohner 1865

Carl Friedrich Ludwig Lohner, Die reformirten [!] Kirchen und ihre Vorsteher im eidgenössischen Freistaate Bern, Thun 1865.

MH

Mennonitica Helvetica. Bulletin des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte (vormals: Informationsblätter des Schweizerischen Vereins für Täufergeschichte), Gümligen/Bern, 1, 1977 ff.

Schmid 1857

Alexander Schmid, Die Kirchensätze, die Stifts- und Pfarr-Geistlichkeit des Kantons Solothurn, Solothurn 1857.

Studer 2006

Barbara Studer Immenhauser, Verwaltung zwischen Innovation und Tradition. Die Stadt Bern und ihr Untertanengebiet 1250–1550 (Mittelalter-Forschungen 19), Ostfildern 2006.

Walder 1980

Ernst Walder, Reformation und moderner Staat, in: 450 Jahre Berner Reformation (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 64/65, 1980/81, 441–583.

Anmerkungen

- 1 Ernst Müller, Geschichte der bernischen Täufer: nach den Urkunden dargestellt, Frauenfeld ¹1895, Nieuwkoop 1972. Heiz 1902. Hans Käser, Chorgericht und Landvogt in Behandlung der Täufergeschäfte, Bern 1928. Hans Käser, Die Täuferverfolgungen im Emmental (Quellenhefte zur Geschichte und Heimatkunde des Amtes Trachselwald 2), Bern 1949.
- 2 III 478.
- 3 IV S.71. Zitate stehen in kursiver Schrift; Kommentare des Autors stehen in eckigen, Textergänzungen in spitzen Klammern. Diese leichtfüssige Zitierweise etwa bei Arnold Esch, Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, Bern/Stuttgart/Wien 1998.
- 4 III 824.
- 5 Locher 1979, 236-238.
- 6 Die Berner-Chronik des Valerius Anshelm, hg. v. Historischen Verein des Kantons Bern (Emil Bloesch), 6 Bde., 1884–1901, VI 75, 11–18. Zur Datierung dieses Abschnitts vgl. VI 74,5.
- 7 Max Jufer, Wie der Oberaargau vor 600 Jahren bernisch wurde, in: JBO 49, 2006, 36–62.
- 8 Dubler 2001, 87f., neuerdings auch: Studer 2006, 343–361. Nach wie vor unentbehrlich: Walder 1980, 580ff.
- 9 Georges Grosjean [Hg.], Planungsatlas Kanton Bern, Bern 1973, 39.
- 10 III 535b. 11 III 64. 12 III 57. 13 III 329, 410a. 14 III 1152a.
- 15 ||| 1193. 16 ||| 1219. 17 || 27-36. 18 ||| 324.
- 19 Schmid 1857 85. Zur Pfarrei Deitingen gehörte bis zur Reformation auch Wangenried.
- 20 III 325.
- 21 III 13. Zu den Anfängen in Aarau: Lavater 2007, 55–67 (Lit.). Zur Herkunft des bernischen Täufertums: Haas 2007, 3–5.
- 22 III 317, 320. 23 III 330. 24 III 328. 25 III 404. 26 D+R IV 301.
- 27 III 416.
- 28 Lavater 2007, 41–55 (Lit.). 29 III 418. 30 III 1066, Nr. 5 und 6.
- 31 ||| 1122. 32 ||| 419, 454. 33 ||| 135. 34 ||| 489. 35 ||| 492.
- 36 III 500, 499–501 ohne Bipp. 37 III 491.
- 38 Zur Einteilung der reformatorischen bernischen Pfarrkapitel: Hans Rudolf Lavater, Karte der deutsch-bernischen Dekanate 1533 (Beilage zu: Der Berner Synodus von 1532, Bd. II: Studien und Abhandlungen, hg.v. Gottfried W. Locher, Neukirchen 1988), sowie Simon Kuert, Kirchen im Oberaargau, Langenthal 2001, 25–27. Prädikantennamen nach BBBE h.h. XI 39–44, teilweise abweichend von Lohner 1865.
- 39 III 502. 40 IV 72. 41 IV 256. 42 III 185. 43 III 531. 44 III 548.
- 45 ||| 531. 46 ||| 542. 47 ||| 603. 48 ||| 207. 49 ||| 604. 50 ||| 1193.
- 51 III 678.
- 52 III 1223. Vorsteher der Bucheggberger Täufergemeinde war der aus dem bernischen Utzenstorf stammende und nach seiner Ausweisung in Lüsslingen ansässige Jost Gugger (III 1219).

- 53 III 824.
- 54 Vgl. Hermann Rennefahrt, Grausamkeit und Mitleid im Rechtsleben des Mittelalters. Nach bernischen und schweizerischen Quellen, in: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bern 11, 1949, 17–68.
- 55 Leider fehlt Roggwil in der Feuerstättenzählung von 1559. Aus den Eckwerten 1499 und 1559 der Vogtei Wangen ergibt sich in diesem Amt eine Wachstumsrate von 4,16‰, woraus sich für das Jahr 1538 im (nicht unproblematischen!) Dreisatzverfahren 46 Feuerstätten oder 207 Einwohner errechnen lassen (Haushaltziffer 4,5). Demographische Angaben bei August Lauterburg, Die Feuerstätten-Zählung Berns zwischen 1499–1880, in: Mittheilungen des bernischen statistischen Bureau's 1892–2, 80–105.
- 56 III 824.
- 57 Vgl. Hans Rudolf Lavater, Anmerkungen zur historischen Täuferstatistik, in: MH 23, 2000, 77–98, 78.
- 58 Hans Rudolf Lavater, Johannes Goeppel, Prädikant zu Rohrbach und Zofingen 1527–1548, in: JBO 21, 1978, 149–176.
- 59 S+T 1154, 1165.
- 60 Brunners Haltung ging selbst Bern zu weit (S+T 1169). Da er auf der Berner Disputation 1528 römisch-katholisch optierte (S+T 1465 S. 591), wurde er vor dem 7. April 1528 abgesetzt (S+T 1611).
- 61 S+T 1201, III 328, 329, 62 S+T 1238, 1245, 1250, 63 S+T 1242,
- 64 S+T 1254.
- 65 Die *ynnsetzung Christi* ist eine Konstante in Balthasar Hubmaiers Theologie, vgl. Georg Gottfried Gerner, Der Gebrauch der Heiligen Schrift in der oberdeutschen Täuferbewegung, Gondelsheim 1973, 74f.
- 66 Locher 1979, 622 f. Vgl. den Hinweis auf die Disputation als Mittel der Wahrheitsfindung in der Antwort der Vogtei Wangen auf die 2. Ämterbefragung von 1526 (S+T 824, S. 285).
- 67 James M. Stayer, Die Anfänge des schweizerischen Täufertums, in: Goertz 1975, 19–49.
- 68 S+T 1255. 69 S+T 1259. 70 S+T 1285, wie Brittnau. 71 III 626.
- 72 III 724. 73 S+T 2431.
- 74 Ein Hans Brüchi klagt am 7. Dezember 1527 gegen den *priester von Rorbach* (S+T 1394). Ein N. Brüchi von Rohrbach vermeidet unter Berufung auf Apg. 15 jeglichen Blutgenuss (Chronik des Johannes Haller, BBBE Mss.h.h. I 117 fol 17v°). Täuferische Brüchi sind 1592–1596 in den Chorgerichtsmanualen von Ursenbach mehrfach bezeugt.
- 75 III 404. 76 III 406.
- 77 Unsere Konjektur, vgl. III 551. Das Protokoll III 406 legt ihm ironischerweise die Prädikantentitulatur «Herr» bei.
- 78 III 407. 79 III 408. 80 III 410 B. 81 III 551. 82 IV 71. 83 III 502.
- 84 vgl. IV 330! 85 IV 71f. 86 III 516. 87 III 518. 88 III 514.
- 89 ||| 509. 90 ||| 517. 91 ||| 515. 92 ||| 519.
- 93 Bern subskribierte 200 Exemplare, vgl. III 525. 94 III 512, 520, 521.
- 95 III 540. 96 III 524 A. 97 IV S. 255 f. 98 III 532. 99 III 593, vgl. 595.

- 100 III 700h. 101 III 692, 700l.
- 402 «Der Transitverkehr Bern–Freiburg ging seit dem Spätmittelalter über Neuenegg; trotz Sensefurten bzw. Fähre (1318 erwähnt) hatte Thörishaus daran nur geringen Anteil», Annemarie Dubler, Thörishaus, in: HLS (ungedruckte Version vom 18.01.2006).
- 103 IV 261. 104 IV 266. 105 IV 264. 106 IV 266. 107 IV 324.
- 108 IV 324, 330. 109 IV 337, vgl. 338. 110 IV 344. 111 III 950.
- 112 Willy Brändly, Andreas Rappenstein, Bürger von Luzern, gestorben 1565 als Pfarrer von Frutigen, in: Zwingliana 7, 1943, 537–547, 601–631.
- 113 vgl. IV 79. 114 IV 78, III 494. 115 III 502. 116 IV 568, 569.
- 117 III 793, 794. 118 IV 265. 119 III 808 hh. 120 III 801. 121 III 458.
- 122 Landrecht: Anne-Marie Dubler, Landrechte, in: HLS (ungedruckte Version vom 11.02.2005). Geselle: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, 16 Bde. [in 32 Teilbänden], Leipzig 1854–1960, Bd. 5, Sp. 4028, 4032 f. Die Verbindung «Tauffgesell» meint nur eben den «Wiedertäufer», Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld 1881 ff., Bd. 7, Sp. 727. Twingrodel Langenthal: Anne-Marie Dubler, Langenthal, in: HLS (ungedruckte Version vom 20.10.2005).
- 123 BBBE Mss.h.h. XI 39-44, S+T Nr. 1631. 124 III 839. 125 S+T 581.
- 126 III 322. 127 III 571, 575 A. 128 III 579 A. 129 III 579 B.
- 130 III 638. 131 III 642. 132 III 688. 133 III 729. 134 III 565 A.
- 135 III 572. 136 III 565 B.
- 137 Freundlicher Brief von Dr. Hermann Specker † vom 22. April 1991 an den Verfasser.
- 138 Vgl. neuerdings: Rudolf Dellsperger, Der «Berner Synodus»: «... fleissig verlesen, erläutert, ausgelegt und erneuert ...», in: Dellsperger/Lavater 2007, 213–242 (Lit.).
- 139 ||| 542. 140 ||| 581. 141 ||| 597.
- 142 Das schliesst nicht aus, dass die Initiative zu diesem Gespräch von den Täufern ausgegangen war. Es gehörte zu den Disputationsstrategemen, dass die Prädikanten, indem sie die Verhältnisse umkehrten, aus jedem Gespräch ein Verhör machen konnten, vgl. Lavater 1989.
- 143 II 31.
- 144 Die Argumentation der Prädikanten erinnert an das Verhör vom 14. Oktober 1529 (3.1.2).
- Der Bann bzw. die Kirchenzucht, die sie auch gerne als «Regel Christi» bezeichneten, war für die Täufer stets wichtiger gewesen als die Glaubenstaufe. In den reformierten Kirchen der Schweiz wurde die Bannthematik 1530/31 besonders ausführlich diskutiert. Bern wollte jedoch keine rechtlichen Kompetenzen bei der Kirche und intensivierte die Aktivität der lokalen Chorgerichte (III 660, 16. März 1531).
- 146 ||| 588. 147 ||| 475. 148 ||| 484. 149 ||| 502. 150 ||| 611.
- 151 III 720. 152 IV 256. 153 III 1193. 154 III 663.
- 155 Heinold Fast, Reformation durch Provokation. Predigtstörungen in den ersten Jahren der Reformation in der Schweiz, in: Goertz 1975, 79–110.

- 156 StABE A II 53/101. 157 AR Wangen 1575/76. 158 III 535 A.
- 159 ||| 583. 160 ||| 583. 161 ||| 583. 162 ||| 581. 163 ||| 587.
- 164 III 598. 165 III 605. 166 III 623.
- 167 Ann vogt von Brandis. Jacobea Miescher abgstanden. Ira 1 mütt dinckells (III 823, 6. September 1538), vgl. auch III 318, 687, 781 bb.
- 168 IV 266. 169 III 872.
- 170 Vielleicht bei der heutigen Hofgruppe «am Wald» (Abb. 12).
- 171 Vgl. III 874, Anm. 2437: «Bern hatte dem Clewi Zinck am 16. Dezember 1530 angrenzende Staatsbesitzungen als Lehen gegeben. Die Grenze zwischen dem Hof Zincks und dem bernischen Besitz musste neu gezogen werden, weil Zinck damals rechtmässig Wald mit Feuer gerodet hatte, und ihm dabei das Feuer «entrunnen» war.» StABE Urbarien Aarwangen, Nr. 1.1/141ff.
- 172 Von 1540 bis 1542 leistete Steiner drei Zahlungen (StABE Urbarien Aarwangen Nr. 1.1/193). Die Quittungen für die restlichen 200 Pfund fehlen. III 884 (10. März 1540): Von des profugi [flüchtigen] töufers gůt, was sy nach beschechner teilung ime [wem?] zůgen; den zins.
- 173 ||| 874. 174 ||| 266. 175 ||| 598. 176 ||| 605. 177 ||| 1193.
- 178 III 663.
- 179 A[ndreas] J[ohannes] F[riedrich] Zieglschmid [Hg.], Die älteste Chronik der Hutterischen Brüder, Philadelphia 1943, 162 f. 1618 war ein (aargauischer?) Uli Zingg nach Mähren ausgewandert, Heiz 1902, 66 f.
- 180 RM 409/9. 181 AR Aarwangen 1596/97. 182 AR Wangen 1630/31.
- 183 RM 67/5. 184 III 726 h, i. 185 III 416. 186 III 418. 187 III 454.
- 188 III 425.
- 189 Mit Ausnahme von Uli Merkli, der in den Basler Akten nicht auftaucht, waren alle Täufer seit 1528/29 mehrfach aktenkundig. Hans Heid stand mit Jörg Blaurock, einer charismatischen Führergestalt der ersten Stunde, in Verbindung (D+R III und IV, Register).
- 190 | | | | | | 434. | 191 | | | | 435. | 192 | | | | 1066. | 193 | | | | 964. | 194 | | | 500.
- 195 | | | | | 501, 502. | 196 | | | 185. | 197 | | | | 678. | 198 | | | | 824. | 199 | | | 807.
- 200 III 810, 816.
- 201 R[udolf] Steck, Berchtold Hallers Reformationsversuch in Solothurn (1530) nach seinen eigenen und Niklaus Manuels Briefen, Bern 1907.
- 202 Wiedlisbach war nach Oberbipp kirchgenössig. Der Prädikant Urs Tysch wechselte am 15. September 1530 nach Worb (BBBE h.h. XI 39–44, vgl. Schmid 1857, 302).
- 203 III 1122. 204 Haas 2007, 10. 205 III 419. 206 III 882.

Das Jahrbuch begleitet mein Leben

Zum ersten Mal begegnete ich dem Jahrbuch im Seminar Langenthal. Für meinen damaligen Lehrer, Dr. Valentin Binggeli, besuchte ich jeden Samstag das Chipferweidli, eine kleine Alp in der Nähe des Ahorns. Von meinem Geburts- und Elternhaus aus, dem Chüng in Eriswil, war ich jeweils gut eine Stunde unterwegs auf holperiger Naturstrasse. Meine Aufgabe war, den dort stationierten Regenmesser abzulesen und zu leeren. Als Dankeschön erhielt ich, das erste Mal 1962, das Jahrbuch des Oberaargaus.

In Madiswil kam ich durch meinen Schwager, Hansruedi Wymann, der als Kreisleiter amtete, jedes Jahr in den Besitz der neusten Ausgabe. Später besorgte ich mir auch noch die Ausgaben von 1958 bis 1961. So erfreue ich mich nun an den 49 Jahrbüchern des Oberaargaus und stelle immer wieder fest, wie sie sich positiv verändert und der neuen Zeit angepasst haben.

Bald übernahm ich die Aufgaben eines Kreisleiters und verkaufte nun mit meinen Schülern viele Jahre kurz vor Weihnachten das jeweils neu erschienene Buch. Dank des kleinen Lohnes für jedes verkaufte Buch mangelte es mir nie an willigen Schülern. Ich rüstete sie jeweils mit den Adressen der Leute aus, die bereits früher ein Jahrbuch gekauft hatten und die unbedingt besucht werden mussten. Immer wieder erzählten die Kinder von interessanten Begegnungen. Ich freute mich zusätzlich jeden November auf den Kontakt mit meinen Lehrerkolleginnen und -kollegen in den zu meinem Kreis gehörenden Dörfern.

Während den über vierzig Jahren meiner Lehrertätigkeit fand ich immer wieder interessante Beiträge in den Jahrbüchern des Oberaargaus, die ich in den Unterricht einfliessen lassen konnte.

Ernst Zehnder, Madiswil

Mehr als 600 Jahre Kirche Walterswil

Die Geschichte einer kleinen Landkirche

Simon Kuert

Wenn um das Jahr 1000 ein Wanderer im Gebiet des Bistums Konstanz unterwegs gewesen wäre, um die im Land verstreuten Kirchen und Kapellen zu besuchen, was hätte er da wohl angetroffen? – Julius Harro hat jüngst in einer Dissertation untersucht, wie die Landkirchen im Bistum Konstanz in den Urkunden zwischen 700 und 1200 erscheinen. Er versucht eine Antwort: «Er wäre auf kleine und grosse, auf einfach und auch reich ausgestattete Landkirchen gestossen, auf Kirchen, die in der Grundherrschaft des Klosters St. Gallen eine besondere Rolle spielten, auf Kirchen, die grosse Wirtschaftskomplexe mit vielen Hörigen waren, aber auch auf unbedeutende, armselig wirkende, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu einer übergeordneten Kirche standen, vielleicht wäre er auch Zeuge bei der Umwidmung eines schon bestehenden Gebäudes in eine Kirche geworden. Einige ländliche Kirchen machten einen verfallenen Eindruck, manche von diesen mögen wegen Veränderungen der Populationsdichte aufgegeben worden sein, andere wurden instand gesetzt, einige bisherige Holzkirchen wurden gerade durch Steinbauten ersetzt.»1

Ich stelle mir vor, der Wanderer wäre um die Jahrtausendwende auch im Langetental unterwegs gewesen. Welchen Kirchen wäre er bei seiner Wanderung begegnet? – Da hätte ihn das früh bezeugte Kirchlein auf dem Geissberg in Langenthal gegrüsst, das auf den Fundamenten einer römischen Villa entstand.² In Lotzwil wäre ihm aus der Johannes dem Täufer geweihten Kirche ein Geistlicher entgegengetreten,³ in Madiswil hätte er Handwerker getroffen, die daran waren, die früh bezeugte Holzkirche in eine Steinkirche umzuwandeln,⁴ und in Rohrbach hätte er eine kleine Priesterschar angetroffen, die sich mit Büchern aus dem Kloster St. Gallen weiterbildete und sich für den Sa-

kramentsdienst im weiten Ausbaugebiet des oberen Langetentals vorbereitete.⁵

Was nun wäre ihm vor Augen gestanden, nachdem er in Rohrbach abgezweigt, Sossau und den Rohrbachgraben durchwandert, den Ganzenberg hinaufgestiegen und vom Berg über das Tal hinüber zur Egg geblickt hätte? – Einzelne Höfe vielleicht, Bauern, die daran waren, durch Holzen Land urbar zu machen... aber eine Kirche? – Wir lassen die Frage vorerst stehen und wenden uns der Urkunde aus dem Jahr 1407 zu, in der die Walterswiler Kirche als «Kirche, die der Heiligen Cäcilia geweiht ist» erwähnt wird. Es ist das Dokument, welches den Kirchgemeinderat von Walterswil veranlasste, 2007 das Jubiläum «600 Jahre Kirche Walterswil» zu feiern.

Die Urkunde von 14076

In diesem Dokument bezeugt die reiche Gutsbesitzerin Elsa Gasser von Waltrigen, dass sie dem Hensli Frauenknecht von Schmidigen einen Teil des Widemgutes verkauft hat. Das Widemgut war das zur Kirche gehörige Pfrundgut. Bei der Gründung einer Kirche versah der Stifter die Kirche mit Gütern, aus deren Ertrag die Kirche zu unterhalten und der Geistliche zu besolden war. Deshalb lesen wir in der Urkunde von der Verpflichtung des neuen Besitzers, der Kirche «Sant Cecilien ze Walterswyl» einen Zins von jährlich 2 Viertel Dinkel und 5 Schilling zu zahlen. Viele ähnliche Urkunden zeigen, wie im Spätmittelalter das Pfrundgut Kapitalcharakter angenommen hatte. Das heisst, die Inhaber konnten die mit dem Pfrundgut zusammenhängenden Rechte und Pflichten nach freiem Willen durch Erbschaft oder Verkauf ganz oder zu Teilen weitergeben, ja sie konnten sie gar verpfänden. Es wurde gehandelt, weil die Einnahmen aus dem Kirchengut die Ausgaben meistens übertrafen.⁷ Das wird nun auch beim Widemgut der Elsa Gasser der Fall gewesen sein. Es umfasste unter anderem «stege und wege, holtz und velde, hus und hof mit wunn und weid, mit erdwerck». Der Verkauf hat Elsa Gasser 20 Pfund Stebler⁸ eingebracht.⁹

Frauenknecht verkaufte das erworbene Gut einige Jahre später an Cuni von Otterbach weiter, und dieser wiederum übergab es am 8. Januar 1439 mit einem Gewinn von 5 Schilling dem Kirchmeier von Walterswil, Elsa Gasser verkauft einen Teil des Kirchengutes. Urkunde vom 13. März 1407. Staatsarchiv Bern



Klewi im Wiggisberg.¹⁰ Aus dieser Urkunde vernehmen wir, dass die andere Hälfte des Kirchengutes bereits von den Kirchmeiern verwaltet wurde. Bern, seit 1438 Patronatsherr der Kirche,¹¹ verpachtete das gesamte Pfrundgut 1531 gegen einen Jahreszins von 8 Pfund an Hans Christen von Gründen.¹²

Kirche und Pfarrer vor 1407

Um 1400 bestand also in Walterswil eine mit einem Pfrundgut ausgestattete Kirche. Am Altar der Heiligen Cäcilia verwaltete ein Seelsorger die Sakramente. Er taufte, firmte, las die Messe, beging die Jahrzeiten für die Verstorbenen, hörte die Beichte, salbte Kranke und segnete bei Begräbnissen die Verstorbenen. Unklar ist, ob damals in Walterswil bereits ein Seelsorger residierte oder ob der Seelsorgedienst in der kleinen

Kirche von einem Priester aus Rohrbach, Ursenbach oder Dürrenroth geleistet wurde!

Hans Käser, der Verfasser der Walterswiler Chronik, glaubt, dass in Walterswil erst ab 1450 ein vollamtlicher Priester residierte. 13 Nun gibt es in früheren Urkunden Hinweise, dass die Pfarrkirche Walterswil bereits im 13. und 14. Jahrhundert von einem ständigen Priester betreut wurde. 14. Da lässt eine päpstliche Notiz vom 1. August 1324 aufhorchen. Sie stammt aus der Zeit, da die Päpste in Avignon residierten. 15 Johannes XXII. bescheinigt in einer Urkunde dem Kleriker der Diözese Konstanz, Johannes von Alterswil, dass er fähig sei, Pfründen zu erlangen. Allerdings unter der Bedingung, dass er die Pfarrei Walterswil und die Vikariatsstelle in Rota (Dürrenroth)¹⁶ aufgebe und die bezogenen Einkünfte zur Bekämpfung der Feinde des Papstes abgebe. 17 Die Notiz ist interessant und wirft neben der Erwähnung der Pfarrei Walterswil auch ein Licht auf die kirchlichen Verhältnisse unter den Päpsten in Frankreich. Diese suchten immer nach neuen Möglichkeiten, den einfachen Landklerus mit Abgaben zu belasten, um das aufwendige Leben im mächtigen Papstpalast zu finanzieren. 18 Johannes von Alterswil gab die Pfarrei Walterswil auf und wurde Chorherr im St. Ursenstift zu Solothurn mit einer Pfrund, die ihm über 14 Mark Silber-Einkünfte einbrachte. 19 Am 17. September 1324 bestätigte die päpstliche Kanzlei in Avignon diesen Handel nochmals und betonte dabei erneut, dass Johannes von Rode²⁰ Rektor der Kirche Walterswil gewesen sei.

Was bedeutet das in Bezug auf die Pfarrei Walterswil? – Doch das, dass schon um 1324 eine Kirche stand und ein Geistlicher aus ihrer Pfrund Einkünfte bezog: Johannes von Alterswil, der spätere Solothurner Chorherr. Damit noch nicht genug! – Die erste schriftliche Spur einer Walterswiler Kirche führt noch weiter zurück. Ins Jahr 1275. In diesem Jahr wurde von allen Pfarreien im Gebiet der Diözese Konstanz für einen geplanten Kreuzzug in den Orient eine Gebühr erhoben.²¹ Sämtliche Pfarrkirchen im Bistum wurden in einem Buch (Liber decimationis) mit dem einbezahlten Betrag aufgezeichnet.²² Als Pfarrkirche in «Burgundia Achidiaconatu. In decanatu Rote» wird zusammen mit Wynau, Madiswil, Dietwil,²³ Rohrbach, Dürrenroth, Bleienbach, Langenthal, Ursenbach, Eriswil und Huttwil auch Walterswil erwähnt: «Plebanus in Waltriswile juravit VI libras communium».²⁴ Der Eintrag macht deutlich: Bereits 1275 war Walterswil eine Pfarrkirche, eine kleine zwar (die Steuer aus

Die Diözese Konstanz mit ihren Archidiakonaten um 1275. Zeichnung aus: Gerlinde Person-Weber, Der Liber decimationis des Bistums Konstanz, 2001



Walterswil war im Dekanat Rote die kleinste), aber doch eine, die von einem Plebanus verwaltet wurde. Ein Plebanus war in der Regel ein vollamtlicher Priester, der in einer rechtlich voll ausgebildeten Pfarrei die Sakramente verwaltete und alle seelsorgerlichen Dienste leistete. Walterswil war also bereits um 1275 eine rechtlich voll ausgebildete Pfarrei mit einem Priester!

Julius Harro hat festgestellt, dass die meisten Kirchen, die in der Diözese Konstanz bereits im 13. Jahrhundert als Pfarrkirchen erwähnt werden, schon um das Jahr 1000 bestanden haben. Wäre dem so, so hätte unser Wanderer, der vom Berg ins Tal des Walterswilbachs hinunterstieg, drüben auf der Anhöhe über dem Tal tatsächlich bereits ein Kirchlein entdeckt!

Die Entstehung der Walterswiler Kirche

Wie nun ist das Kirchlein in Walterswil, das 1275 bereits bestand, entstanden? Karl Flatt meint: «Die kleine Kirche – Cäcilia, Gangolf²6 und Maria geweiht – war wohl eine Tochtergründung von Rohrbach.»²7 Die dem heiligen Martin geweihte Rohrbacher Kirche war im Frühmittelalter neben Herzogenbuchsee die bedeutendste der Region. Sie wird bereits 795 als Eigenkirche eines «custos Adalgoz»²8 erwähnt. Der Name verweist auf die alemannische Adelsfamilie der Adalgozzinger, welche im Frühmittelalter im Oberaargau über grossen Besitz verfügte und ihren Stammsitz in Herzogenbuchsee hatte.²9 Die Familie stammte aus der Ostschweiz und war vermutlich über den iroschottischen Mönch Gallus oder dessen Nachfolger mit dem christlichen Glauben vertraut gemacht worden. Um 795 wirkte in Rohrbach mit Priester Starcho bereits ein namentlich bekannter Geistlicher, und vielleicht wurde Rohrbach bald zu einem kleinen Kloster ausgebaut.³0

Geistlich und wirtschaftlich standen die Adalgozzinger unter dem Einfluss des Klosters St. Gallen, und die ersten Siedler in unserer Region dürften über Mönche des Klosters St. Gallen mit dem christlichen Glauben in Berührung gekommen sein.³¹ Im Skriptorium des Klosters St. Gallen entstanden Evangelien, Liturgien, Messbücher, aber auch Handzettel mit den wichtigsten christlichen Texten. Die Schriften fanden bald den Weg in die Pfarreien. Auch nach Rohrbach³² und von da in die umlie-

genden Kirchen, die bald als Eigenkirchen von lokalen Adelsfamilien entstanden. Bis in Walterswil eine Kapelle entstand, verging nach der Gründung von Rohrbach noch einige Zeit. Urkunden schweigen über einen Kirchenbau, und nur eine Grabung würde Erkenntnisse bringen. Immerhin helfen uns spätere Quellen zu einer Vermutung: Von 1257-1298³³ taucht immer wieder ein Hugo von Walterswil als Zeuge von Verträgen, Schenkungen etc. auf. Es ist ein Angehöriger der Familie «von Walterswil», welche als Dienstleute der Freiherren von Balm³⁴ vielleicht dem niederen Adel angehörte. Die Freiherren von Balm verwalteten im 13. Jahrhundert die Oberaargauer Güter des Klosters St. Gallen auf dem Meierhof in Rohrbach.³⁵ Als 1458 das Kloster die Reichslehen über den Meierhof von Rohrbach aufgab, fand sich im Besitzverzeichnis auch eine Hube und der Zehnt von Walterswil. Das ist ein Hinweis dafür, dass die ersten Siedler auf dem heutigen Walterswiler Gemeindegebiet tatsächlich nach Rohrbach kirchgenössig waren. Bald aber war ihnen der Weg zu weit, um drüben im Langetental die Messe zu besuchen, und so kam, wie damals üblich, ein Priester aus Rohrbach herüber, taufte und spendete die Sakramente, bis das Bedürfnis nach einer eigenen kleinen Kapelle entstand. So ist es möglich, dass um 1200 die Herren von Walterswil oder die Freiherren von Balm ein Kirchlein bauen liessen, die kleine Pfrund mit Gütern ausstatteten und einen Priester anstellten. Vielleicht jenen Plebanus, der 1275 im Liber decimationis auftaucht. Nachdem sich der bekannteste Spross der Herren von Balm, Rudolf, 1308 am habsburgischen Königsmord beteiligt hatte, fielen deren Güter an das Reich zurück. Der Meierhof von Rohrbach mit dem Walterswiler Zehnt kam im Laufe des 14. Jahrhunderts an die Adelsfamilie der Kriech, die als habsburgische Dienstleute auf der mächtigen Aarburg sassen. Damit verwalteten die Kriech auch das Kirchengut und setzten den Priester ein.³⁶ Wahrscheinlich aus Geldmangel sahen sich die Aarburger Adeligen aber gezwungen, Besitz und Rechte zu verpfänden.³⁷ Auch Teile des Walterswiler Kirchensatzes.³⁸ So ist möglicherweise die eine Hälfte des Kirchengutes in die Hände der in der Urkunde von 1407 erwähnten Elsa Gasser gelangt. Die komplizierten Verhältnisse um die Walterswiler Kirche vereinfachten sich, als der neue Landesherr Bern ordnend eingriff. Die Stadt Bern hatte 1406 von den Kyburgern die Landeshoheit über den Oberaargau erkauft und begann anschliessend, im Oberaargau mit der Grafschaft Wangen eine erste Verwaltungsstruktur aufzubauen.

Walterswil wird bernisch

«Auf unbekanntem Wege gelangte Walterswil Anfang des 15. Jahrhunderts in die Hand des in Solothurn zu grosser Bedeutung aufgestiegenen jurassischen Edelgeschlechtes von Spiegelberg.»³⁹ Die Herren von Spiegelberg übten allerdings ihre Herrschaft über Walterswil nicht lange aus. Schon am 18. Oktober 1438 traten Henmann von Spiegelberg, Schultheiss von Solothurn, und seine Gattin Margreth von Spins Twing und Bann und alle damit im Dorf Walterswil verbundenen Rechte⁴⁰ an Bern ab. Sie erhielten dafür Twing und Bann des Hofes Winistorf im Wasseramt und 100 Gulden Aufgeld. 41 Die Tauschurkunde erwähnt, dass auch der «Kilchensatz da selbs» an Bern kam, samt den Wechseln, die von der Verpfändung von Teilen des Kirchengutes durch Claws und Hans Georg Kriechen von Rorberg stammten. Die Walterswiler Kirche gelangte also mit allen zu ihr gehörigen Gütern an Bern. 42 Auch wenn ein Jahr später die Höfe Gründen, Schmidigen und Wiggisberg politisch zum Gericht Affoltern in der Landvogtei Trachselwald geschlagen wurden, 43 blieben deren Bewohner nach Walterswil kirchgenössig. Das hatten sie Ueli Meyer von Gründen zu verdanken. Dieser kaufte Bern den Heu- und den kleinen Zehnten⁴⁴ von Walterswil, Gründen, Schmidigen und Wiggisberg ab. So sicherte Meyer den Leuten ausserhalb der neuen Marchen das Recht, weiterhin von Walterswil kirchlich «versorgt» zu werden. Damit stand der Umfang der heutigen Kirchgemeinde schon im Spätmittelalter weitgehend fest.

Die Menschen auf den Höfen gestalteten fortan ihr Leben bezogen auf das ewige Seelenheil, 45 das ihnen der Priester durch das Spenden der Sakramente sicherte. Sie liessen sich taufen und firmen, besuchten von Zeit zu Zeit die Messe, begingen die «Jahrzeiten» für die verstorbenen Familienglieder mit einer Messe an deren Todestag. Wenn sie glaubten, gesündigt zu haben, suchten sie den Priester zur Beichte auf. Dieser sprach sie von der Sünde los, indem er ihnen ein heiliges Werk zu tun auferlegte. Am ehesten wurden die Kirchgenossen über die Beichte mit den Inhalten des Glaubens vertraut, dann nämlich, wenn ihnen das Sprechen des «Unser Vaters» oder des Glaubensbekenntnisses als Bussleistung auferlegt wurde. Auch die Heiligen legten für die Walterswiler Fürsprache ein. Wie die Urkunde von 1407 belegt, verehrten sie die heilige Cäcilia. Cäcilia soll der Legende nach im 2. Jahrhundert viele

Henmann von Spiegelberg tritt seine Rechte in Walterswil Bern ab. Urkunde vom 18. Oktober 1438. Staatsarchiv Bern

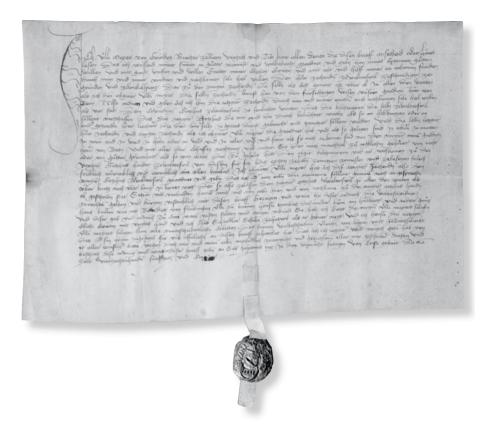


Menschen zum christlichen Glauben bekehrt haben, bis sie von einem Römer in ein kochendes Bad gesetzt wurde, das ihr nichts anhaben konnte. Als darauf Henker versuchten, ihr den Kopf abzutrennen, gelang es ihnen nicht – noch lebte Cäcilia drei Tage und hatte Gelegenheit, allen Besitz den Armen zu geben. Cäcilia gilt als Patronin der Musik. Noch heute nennen sich zahlreiche Chöre nach der römischen Märtyrerin. Warum gerade Cäcilia hier in der abgelegenen Gegend verehrt wurde? – Wir wissen es nicht. Neben der heiligen Cäcilia betete man hier auch den Heiligen Wolfgang an. Ein Stampach von Schmidigen spendete um 1450 Geld, damit in der Kirche ein Altar für den im Spätmittelalter auf dem Land beliebten Heiligen gebaut werden konnte. Wolfgang war um das Jahr 1000 ein bedeutender Bischof und wurde bereits 1052 von Papst Leo heiliggesprochen. Er war der Patron der Holzfäller und Hirten. Dass Wolfgang in Walterswil verehrt wurde, ist schon besser nachvollziehbar.

Kehren wir noch einmal zurück zu Ueli Meyer von «Rot, gesessen zu Gründen». Wie erwähnt, hat er 1438 von Bern den Heu- und den Klei-

Ueli Meyer «von Rot» schenkt den Zehnten zum Ausbau der Walterswiler Kirche

Urkunde vom 27. Dezember 1450. Staatsarchiv Bern



nen Zehnten von Walterswil, Schmidigen, Gründen und Wiggisberg übernommen.⁴⁸ Schon zwölf Jahre später, 1450, schenkte Meyer diesen Zehnten der Walterswiler Kirche, im Blick «um myn und myner Vorderen und Nachkommen Seele heill willen» und zum Zwecke, dass die Kirchmeier dafür sorgen, dass die Kirche «belüchtet werde es sei an Hebkerzen oder ander Gezierde der Liechteren».⁴⁹ Meyer wollte mehr Feierlichkeit beim Vollzug der Messe. Es scheint allerdings, dass die Walterswiler dies wenig schätzten. Weil sie nun den Zehnten direkt der Kirche abzuliefern hatten, wurden sie mit den Zehntleistungen nachlässig. 1468 musste Priester Anthoni Wipprecht zusammen mit seinen Kirchmeiern um den ihm zustehenden Zehnten kämpfen. Er konnte sich mit den Kirchmeiern nicht darüber einigen, was vom Zehnten dem Pfarrer und was der Kirche zustehe. Claus Schindler, der Huttwiler Schultheiss, musste schlichten.⁵⁰ Vier Jahre später verpflichtete die Obrigkeit die Walterswiler, die zur Kirche gehörenden Güter, Rechte und Zehnten für

den richtigen Zweck zu verwenden. Sie erklärten sich darauf bereit, einen Kirchherrn, «der persönlich hier wohnt und regiert» mit dem grossen und kleinen Zehnten der ganzen Kirchhöri zu unterhalten. In der Urkunde, die Schultheiss Niklaus Schindler von Huttwil siegelte, wird auch das gesamte (bereits beträchtliche!) Einkommen des Walterswiler Geistlichen aufgezählt.⁵¹

1493 verweigerte Andreas Schürch mit andern Gemeindegliedern dem Pfarrer den Zehnten. Sie sahen genug Vermögen im Pfarrhaus. Heinrich Enderli, der Priester, fackelte aber nicht lange und verhängte den Kirchenbann über die Zehntverweigerer. Das heisst, er schloss sie – wie später der Papst Luther – aus der Kirchengemeinschaft aus. Zunächst griff der Bischof von Konstanz in den Streit ein, später der Rat in Bern. Dieser vermittelte und auferlegte Schürch und den Seinen eine Zahlung von 40 Gulden an den Pfarrer. Dieser aber wurde verpflichtet, seine Gegner aus dem Kirchenbann zu befreien, ohne dafür eine Entschädigung zu verlangen.⁵²

Die Reformation

Die Zehntverweigerung Schürchs und seiner Mitbürger kurz vor 1500 zeigt, dass das «Volk» nicht mehr so selbstverständlich bereit war, die Kirche mit Abgaben zu unterstützen. Es brodelte. Die Kirche, für die man viele Opfer zur Rettung des Seelenheils brachte, musste sich immer mehr rechtfertigen. Im fernen Wittenberg hatte Luther den Stein ins Rollen gebracht. Er verlangte in seinen 95 Thesen die Legitimation der Papstkirche, die den Leuten zur Finanzierung ihres Reichtums (Petersdom in Rom) mit Ablassbriefen das Geld aus dem Sack zog. Mit Luther geschah das, was 25 Jahre zuvor in Walterswil einige Bauern erlebt hatten. Er wurde exkommuniziert. Luther liess sich nicht beirren. Er blieb standhaft und beharrte auf seinen Thesen, die allein auf die Autorität des in der Bibel festgelegten Gotteswortes gründeten.

Bald fanden Luthers Gedanken auch den Weg in die Eidgenossenschaft. Hier beschäftigte sich gleichzeitig auch Huldrych Zwingli neu mit der Bibel. Wie Luther fand er darin nichts von Ablass, nichts von Heiligen, nichts von einem Messopfer, auch nichts von einem Papst, der in der Eidgenossenschaft Söldner rekrutierte, die für ihn auf dem Schlachtfeld

das Leben riskierten. Der Feldprediger Zwingli, der die Auswirkungen des Krieges aus eigener Anschauung kannte, begann gegen den Solddienst zu predigen. Weiter rief er in seinen Predigten in Erinnerung, dass sich alles kirchliche und staatliche Leben nach den Normen der Bibel zu entfalten habe und kirchliche Gebote und kirchliche Bräuche, die sich nicht mit der Schrift begründen liessen, bedeutungslos seien. Weder die Ehelosigkeit der Priester noch die Verehrung der Maria und der Heiligen sei nötig. Allein die Schrift und der Glaube an Christus genügen. «Sola scriptura! Solus Christus!» hiessen die Schlagworte.

Die Botschaft wurde auch im Bernbiet gehört. In der Nähe, in Herzogenbuchsee, durchbrach Helfer Küffer schon 1522⁵³ die Fastengebote, und im gleichen Jahr polemisierte in Brittnau der Priester Benedicht Tischmacher gegen das Messopfer und sorgte für Unruhe in der Region.⁵⁴ Am 8. April 1524 ergründete der Rat in Bern wegen der «Luterschen Sache» – wie er die entstandene Bewegung zusammenfassend nannte⁵⁵ –, in einer Anfrage an die Ämter die Stimmung in den Gemeinden. Die Ratsherren wollten wissen, was man auf dem Land dazu sagt, «dass die priester zu der ee grifen, etlich in der vasten und zu andern verbotnen ziten fleisch ässen und zudem die bilder und das anrufen der mutter gotts und der lieben heiligen verachten», weiter «die predicanten und seelsorger an der canzel den gemeinen christglöibigen mönschen mängerlei sachen unterrichten so im zu glouben swär sin wölle und vornacher nit gehört ...» 56 Auch die Walterswiler hatten eine Delegation nach Wangen zu schicken, wo eine gemeinsame Antwort aller Angehörigen der Grafschaft Wangen verfasst wurde. Diese war zurückhaltend. Man wollte bei den früheren Mandaten bleiben, diejenigen, die die Fastengebote gebrochen haben, sollen bestraft werden, im Übrigen sollen die Gelehrten in Bern entscheiden, was das «Lob Gottes und die Ehre seiner Mutter und der lieben Heiligen» fördere.⁵⁷

In der Zwischenzeit war Zürich reformiert geworden und die katholischen Orte warteten gespannt auf eine Entscheidung in Bern. Wiederum liess der Rat die Vertreter der Gemeinden beim Sitz des Landvogtes zusammentreten. Diesmal hiess es in der Antwort aus Wangen, dass der Bund der Eidgenossen keinesfalls gebrochen werden dürfe, allerdings sah man eine mögliche Schuld des Bruchs nicht einfach bei den Neuerern (Zürich). Denn schliesslich hätten diese mehrmals angeboten, die Neuerungen fallen zu lassen, sofern sie einer «eines besseren berichte us dem nüwen

und alten testament».⁵⁸ Das entscheidende Kriterium für die Reform wurde bereits erwähnt: «Sola Scriptura!» – Die Gemeindegenossen des Amtes Wangen konkretisierten das in der Antwort auf eine weitere Anfrage, ein Jahr später: Wir «begerend ou, dass man handhaftige, bewerte und göttliche gschrift, nüwes und altes testamentes, durch die predicanten allenthalben an den canzlen üben und bruchen soll, ouch was darus als mit bewerter helger gschrift erhalten mag werden, das zu fürderen, helfen hanhaften, beschützen und beschirmen ... damit was beptist, mönschtlicher satzung oder dergleichen bisher gebrucht were, in der gemein der kilchen abless gestellt wird ...»⁵⁹

Aufgrund der Antworten der Gemeinden erliess der Rat dann ein verbindliches Mandat. Es war zurückhaltender als die fortschrittliche Antwort aus Wangen. Es half weder den Gemeinden, die beim alten Herkommen bleiben wollten, noch denen, die bereits im Begriffe waren, die Messe abzuschaffen und die Kirchenbräuche, die der Heiligen Schrift widersprachen, aufzugeben. Einerseits forderte es das Schriftprinzip, das heisst die freie Predigt des Evangeliums, andererseits verordnete es, dass niemand selbstherrlich etwas gegen die sieben Sakramente, gegen die Bilder und die Heiligen, gegen die Fastenordnung unternehme, und auch die Priesterehe wird nicht freigegeben. 60 Es scheint, dass dieses Mandat beim Walterswiler Priester Jakob Nützi⁶¹ nicht gut angekommen ist. Dieser war erst kurz im Amt und offenbar ein Priester, welcher der neuen Strömung wohl gesinnt war.⁶² Er erkannte den Widerspruch im Mandat und nannte es einen «fulen brieff». 63 Der Landvogt von Wangen wurde darauf angewiesen, Nützi zu zitieren und ihn zu fragen, was er wohl unter diesem Ausdruck verstanden habe. 64 Wir dürfen annehmen: Einen faulen Kompromiss. Und damit traf Nützi den Nagel auf den Kopf: Denn wenn die Durchsetzung des Schriftprinzips gefordert wurde, dann musste dies Konsequenzen haben. Wie im Nachbardorf Rohrbach, wo sich Johannes Göppel daran machte, die Messe abzuschaffen.⁶⁵ Auch andernorts schritten Pfarrer voran. Es brodelte. Bern musste handeln. Der Rat bot auf den Februar 1528 zu einem grossen Religionsgespräch auf.

Dazu hatten Franz Kolb und Berchtold Haller zehn Thesen verfasst. Die berühmteste:

«Die heilig christenlich kilch, deren einig houpt Christus, ist us dem wort gots geboren, darin blibt sy, und hört nicht auf die Stimme eines fröm-



Denn spricht der diener:

In Gottes nammen / Umen. Unfer hilff ftabt in bem gerren / ber himmel und erben geichaffen bat.

Der Diener fragt.

Wellend je daß das kind getaufft werde in den Couff wnfers herren Jeiu Chrifti? Mntwurt des Göttys und der Gotten: Ja. Go spricht der diener: Temmend das kind. Und so fye genennend spricht der diener: So wellend wir alle mit einander Gott also bitten:

D allmechtiger ewiger Gott / der du haft durch die fundfut / nach dinem frengen vretyl/die vnglöubige welt verdampt / vnd den glöubigen Voe felb acht / viß diner geofenn erbärmbd / erhaltenn / der du den verstocken Pharao mit allen den synen im Roten meer ertrendt / vnnd din vold Israel trodens fuß bindurch gefürt haß / im weltchem dies

Erste Seite des Berner Taufbüchlis von 1528. Kopie der Reproduktion von Adolf Fluri, 1904 den.»⁶⁶ Alles, was an diesem Religionsgespräch besprochen wurde, wurde genau aufgezeichnet und später gedruckt. Alle Pfarrhäuser erhielten die Disputationsakten. An dem Gespräch hat kein Walterswiler Pfarrer im Amt teilgenommen. Der alte, Jakob Nützi, wurde wegen seiner frechen Rede entlassen und der neue, Hans Ernst,⁶⁷ wurde erst nach der Disputation am 30. Januar 1528 eingesetzt. Allerdings hatte der erste reformierte Pfarrer von Walterswil noch als Probst des bernischen Klosters auf der St. Petersinsel alle zehn Thesen unterschrieben und erklärt, dass sie alle in der heiligen Schrift verankert seien.⁶⁸

Pfarrer Ernst hatte in der Gemeinde umzusetzen, was das Reformationsmandat vom 2. Februar 1528 forderte: ⁶⁹ Er las keine Messe mehr. Dafür predigte er jeden Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag! Die Predigten sollten Unterweisungen in der biblischen Botschaft sein. Nicht nur die Messe, auch die übrigen Sakramente wurden abgeschafft. Besonders auch die Beichte. Jeder einzelne Gläubige war sein eigener Priester, er brauchte die Vermittlung des Priesters, der Maria und der Heiligen nicht mehr. Für die Gestaltung der kirchlichen Dienstleistungen, Taufe, Trauung, Krankenbetreuung und Bestattung erhielten die Pfarrer bereits mit dem Mandat eine Dienstanweisung. Es handelte sich um das sogenannte Taufbüchli, um «ein kurtze gemeine form kinder ze touffen, die eh zu bestäten, die predig anzefahen und zu enden, wie es zu Bern gebrucht wirdt». ⁷⁰

Für die Bildung seiner Walterswiler im neuen Glauben war nun Hans Ernst ausgerüstet. Aber was sollte er mit den vielen Stiftungen tun, dem Altar der Cäcilia, dem Altar des Heiligen Wolfgangs, was mit den besondern Geldern, welche für Jahrzeiten aufgewendet wurden? Das Reformationsmandat verordnete, dass die Gelder, welche von Altarstiftungen stammten, den Stiftern oder den nächsten Erben der Stifter zurückbezahlt werden mussten.⁷¹ In Walterswil betraf das vor allem den Wolfgangsaltar. Durch Vermittlung des Vogts von Wangen, Hans Meyer, wurde bereits im Frühjahr ein entsprechender Vertrag mit dem Stifter Hans Stampach, seinen Erben und allen, die Zuwendungen an den Altar gemacht haben, ausgehandelt. Sie wurden entschädigt, und was übrig blieb, kam an die nun reformierte Walterswiler Kirche. Auch die gestifteten Jahrzeiten und Messen, sofern sie nicht zum Unterhalt der Kirche verwendet wurden, wurden genau verzeichnet und an alle Stifter zurückbezahlt.⁷²

Die reformierte Walterswiler Kirche

Die äussern Angelegenheiten

An den äussern Verhältnissen im Kirchspiel Walterswil änderte die Reformation wenig. Sein Umfang lässt sich an den zehntpflichtigen Gütern ablesen. Mit der Schenkung an die Kirche 1451 befanden sich diese Güter in Walterswil, Gründen, Wiggisberg und Schmidigen. Den genauen Marchverlauf beschreibt das Pfrundurbar von 1639.73 Es bezeichnet den Umfang der Kirchgemeinde, wie sie schon im Spätmittelalter feststand. Die heutigen Grenzen wurden in den Jahren 1885–1889 gezogen, als kleinere Grenzbereinigungen mit den Gemeinden Rohrbachgraben, Oeschenbach sowie mit Ursenbach und Dürrenroth erfolgten. Das im Laufe des 15. Jahrhunderts an Bern gekommene Pfrundgut verlieh Bern immer wieder Privaten, die aber dem Pfarrer Bodenzins zu zahlen hatten. Deshalb lesen wir im Pfrundurbar von 1533, welches das Einkommen des Pfarrers umfassend auflistet, von Bauern aus verschiedenen Gemeinden, die dem Walterswiler Pfarrer Zins schuldeten.⁷⁴ Nach dieser Einkunftsliste lebte der Walterswiler Pfarrer bereits gut. 100 Jahre später noch besser, weil der Flachszehnten hinzugekommen war und der Holzertrag aus einem Stück Wald.75 Zwar stimmte der Geistliche zuweilen ein Klaglied über seine Schäfchen an. Vor allem wenn sie ihm den Zehnten zurückhielten, dann ereiferte er sich über die «trüwlose Rebellion der gottvergässenen Bauern, da ein jeder getan, was er gewelt und ihn gedunket.»⁷⁶ – Dennoch, die Walterswiler Pfrund entwickelte sich zu einem Geheimtipp unter den bernischen Pfarrern. Zwar war die Pfrund offziell bloss eine der zweiten Klasse,⁷⁷ allerdings, so schrieb der Pfarrer im Pfarrbericht von 1764, hatte manche Drittklasspfrund ein weit geringeres Einkommen als Walterswil.⁷⁸ 1764 gehörten zum Pfrundhof 15 Jucharten bebautes Land und 15 Jucharten Weideland, hinzu kam eine halbe Jucharte Wald. Nach Käser soll das Jahreseinkommen des Pfarrers damals zwischen 1023 und 1431 Kronen betragen haben. Im Vergleich mit anderen Pfarreien war das ein Spitzeneinkommen.

Das änderte sich allerdings nach der Helvetik, als die Pfarrer nicht mehr von der eigenen Pfrund lebten, vielmehr ab 1804 ein staatliches Einkommen bezogen. Das, nachdem der Staat viele Pfrundgüter eingezogen hatte.⁷⁹

Das stattliche Pfarrhaus von 1726. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern



Das 1726 gebaute mächtige Walterswiler Pfarrhaus, das vor dem Neubau der Kirche entstand, ist ein Spiegel für das grosse Pfrundeinkommen des Walterswiler Geistlichen. Noch heute erstaunt das grosse Pfarrhaus bei der kleinen Kirche. Diese war vor der Reformation eine einfache, 10 Meter lange, 6 Meter breite kleine romanische Kirche. Wann sie genau entstanden ist, ist wie oben dargelegt, unklar. Sicher bestand sie im 14. Jahrhundert mit dem Altar der Heiligen Cäcilia und dem Altar des Heiligen Wolfgang. Immer wieder wurde die alte Kirche ausgebessert. Sicher nach der Reformation. In diesen Jahren musste die Chorschranke weichen, die Altäre mit den Bildern verschwanden und in die Chormitte wurde ein Taufstein gesetzt. Wenn alle Christen Priester sind, müssen auch alle Getauften überall in der Kirche den gleichen Zugang haben. Es kam eine Kanzel in die Kirche. Auf ihr begann der Pfarrer, das Gotteswort neu auszulegen. Die Kirche der Reformation wurde aber immer baufälliger.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist wiederholt davon die Rede, besonders 1683, als berichtet wird, man habe auf der Empore mit aus der Mauer fallenden Backsteinen um sich geworfen. 1687 schritt der Landvogt ein und verlangte eine neue Kirche. Allerdings scheute er zugleich die hohen Kosten und machte den Vorschlag, die Walterswiler könnten

Die Kirche Walterswil von 1744 mit Friedhof. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern



künftig den grösseren Kirchen der Umgebung zugeteilt werden. Konkret: Das Kirchspiel Walterswil sei aufzulösen, oder dann sei ein Kirchenneubau näher ins Zentrum der weitläufigen Gemeinde zu rücken. Doch wo war das Zentrum? – Das Pfarrkapitel Burgdorf sollte die nötigen Abklärungen treffen. Man konnte sich nicht einigen, auch nicht nach einer zehnjährigen Diskussion. Und so entschied der Rat in Bern: An Stelle der alten Kirche soll am gleichen Platz eine neue gebaut werden. Es dauerte noch 48 Jahre, bis der Neubau schliesslich erfolgte. Leider bestand damals noch keine Pflicht, den Boden archäologisch zu untersuchen, um Aufschluss über Vorgängerkirchen und damit auch über die Geschichte der Kirchgemeinde zu erhalten! 1744 wurde die neue Kirche endlich gebaut. Hans Käser hat den Bau ausführlich dokumentiert. Am 18. Mai hielt Pfarrer Neuhaus die letzte Predigt zu den Worten «Brechet diesen Tempel ab», und bereits am 22. November taufte er mit Rosina, dem Töchterlein des Schulmeisters Schär, das erste Kind im neuen Taufstein.80

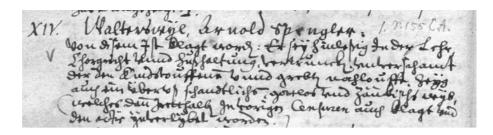
Die innern Angelegenheiten

Kehren wir vom Äussern der Kirchgemeinde zurück zu den Inhalten, für die die Kirche steht. Wir erinnern uns:

«Die christenlich kilch, ist us dem wort gots geboren, darin blibt sie und hört nicht auf die Stimme eines frömden.» Der Fremde damals war der Papst. Er hielt die Gläubigen zu frommen Leistungen an. Nicht nur aus geistlichen Interessen! Er stand an der Spitze einer in den Augen der Reformatoren degenerierten Kirche. Die christenlich Kilch – sie hört doch nicht auf die Stimme eines Fremden! Sie ist aus dem Wort Gottes geboren und ihr Zentrum ist Jesus Christus! Nun hatte der Walterswiler Pfarrer seine noch in katholischen Riten und in katholischen Denk- und Glaubensmustern verwurzelten Kirchgenossen im Wort Gottes zu unterrichten und ihnen die Botschaft von Jesus Christus zu verkünden. Das war ein schwieriges Unterfangen und gelang nicht von heute auf morgen. Man war im Bernbiet damals nicht von einem Tag auf den andern reformiert. Dazu brauchte es Jahre, ja Jahrzehnte.

In Predigten, viermal wöchentlich und in Unterweisungen am Sonntagnachmittag,⁸¹ brachten die Pfarrer die Bibel und die neue reformierte Lehre unter das Volk. Die Grundlage war neben der Bibel der Berner Synodus, die erste Berner Kirchenordnung, die der Berner Reformator

Eintrag in den Akten des Kapitels Langenthal über den Walterswiler Pfarrer Arnold Sprenger, 1626. Kapitelarchiv Langenthal



Berchtold Haller zusammen mit dem Strassburger Wolfgang Capito 1532 in einer Synode den Berner Pfarrern vorstellte. ⁸² Noch heute beruft sich die Berner Kirche auf diesen Synodus, wenn sie sich um die Lehre bemüht. ⁸³ Bald kamen auch Katechismen hinzu, in denen die Grundlagen des Glaubens, die zehn Gebote, das «Unser Vater» und das Glaubensbekenntnis erläutert wurden. Neben dem grossen und kleinen Berner Katechismus war es der Heidelberger Katechismus, das «Gschprächsbüchli», wie Gotthelf sagte. In 129 Fragen und Antworten kommen die christliche Anthropologie (von dem Elend des Menschen), das Zentrum des Glaubens («Von des Menschen Erlösung») und die christliche Ethik («Von des Menschen Dankbarkeit») zur Sprache. Bis ins 19. Jahrhundert bildete der Heidelberger die Lehrgrundlage für viele Pfarrer und Lehrer. Bis Letztere im 18. Jahrhundert langsam unterstützend in der Jugendbildung mitzuwirken begannen, waren die Pfarrer die Einzigen, die das Volk lehrten, bildeten und unterwiesen.

Auch die reformierten Pfarrer wurden bald nach der Reformation in eine kirchliche Hierarchie eingebunden. So war der Walterswiler Pfarrer Teil des Langenthaler Pfarrkapitels. An dessen Spitze stand der Dekan und ihm zur Seite wirkte der Jurat, der Gelehrteste unter den Kapitelsmitgliedern. Letzterer hatte die Visitationen durchzuführen und die Pfarrer alljährlich zu inspizieren. Beim Kapitel, am Mittwoch nach Pfingsten, erhielten die Pfarrer der einzelnen Gemeinden dann die Zensur. Arnold Spengler, der 100 Jahre nach Einführung der Reformation in Walterswil wirkte, erhielt z.B. 1626 ein wenig aufbauendes Zeugnis: «Er sei hinlässig in der Lehr, Chorgericht und Hushaltung, vertrunken und unverschamt, der den Kindstouffenen und grebten nachlouffe. Heig auch ein überaus schändlichs, gottlos und zänkisches weyb.»⁸⁴

Dem Pfarrer zur Seite stand das Chorgericht. Nachdem die geistliche Gerichtsbarkeit mit der Reformation vom Bischof zum Berner Rat gekommen war, schuf dieser zur Ausübung der Kirchen- und Sittenzucht in den Gemeinden das sogenannte Chorgericht.⁸⁵ Zu Chorrichtern wurden angesehene Männer ernannt. Sie hatten nach den obrigkeitlichen Chorgerichtssatzungen, die auf dem Hintergrund der zehn Gebote festlegten, was in einer bernischen Landgemeinde sittlich geboten und verboten sein soll, die Dorfbürger zu beurteilen. Wer gegen die Satzungen verstiess, wurde vor Chorgericht zitiert. Der Pfarrer schrieb die Verhandlungen auf. In Walterswil sind Chorgerichtsprotokolle seit 1615 lückenlos vorhanden.⁸⁶

Besonders viele Eintragungen betreffen die Entheiligung des Sonntags. Käser hat einige zusammengestellt. Hier nur ein kleiner Einblick: Am 26. Juni 1632 wurde Jakob Leuenbergers Frau angeklagt, «weil sie an einem Sonntag im Haber gejättet». Sie hat auf den Vorwurf entgegnet: «Si habe nid gejättet, sondern ihrer Sauw köhlet». 87 Oder am 11. Dezember 1670: «Sint etliche Meytli citiert worden, wegen Lachens am Bättag in der Kilchen zwüschen Lesen und Predigt». 88 Zu einer guten, gottgefälligen Lebensführung gehörte der Verzicht auf Alkohol, auf Tanzen und Spielen. In dieser Beziehung wurde besonders in der abgelegenen Wirtschaft in Schmidigen gesündigt. Schlimm ging es anlässlich einer Musterung im Jahre 1735 zu und her, als «des Abends fünf Spielleut in dem Wirtshaus zu Schmidigen aufspihlten und die ganze Nacht getantzet, gefressen und gesoffen, mit wüstem wilden Wesen» – der Wirt, selber Chorrichter, zeigte die Verfehlungen nicht an, und so musste er sich selber verantworten.⁸⁹ Wahrsagerei, Aberglaube widersprach dem ersten Gebot. Deshalb wurden am 9. Oktober 1631 Hans Schmid und Kaderlis Frau zitiert. Sie liessen sich von einer Landstreicherin wahrsagen und wurden dabei beobachtet. Das Chorgericht büsste beide für diese Unterhaltung mit fünf Batzen. 90

Die Chorgerichtsmanuale geben uns einen wertvollen Einblick nicht nur in die Kirchengeschichte, vielmehr in die ganze Dorfgeschichte. Noch waren ja Kirche und Dorf, Religion und Gesellschaft aufs engste miteinander verflochten. Das änderte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die geistige Bewegung der Aufklärung, welche mit der Helvetik auch in den Berner Gemeinden Einzug hielt, brachte für das kirchliche Leben einschneidende Veränderungen. Die Theoretiker der Aufklärung differenzierten bereits um 1800 zwischen zwei Formen von christlichen Gemeinschaften innerhalb der einen Gemeinde.⁹¹ Auf der einen Seite die Kirche als «ethischer Freistaat». Zu ihr gehören alle Bürger. Sie emp-

Kirche und Pfarrhaus Walterswil. Ansicht von Osten. Foto Denkmalpflege des Kantons Bern



fangen selbstverständlich die «Dienstleistungen» der Kirche, wie die Taufe, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen und sollen rechtschaffen und menschlich miteinander umzugehen versuchen, auch wenn sie sich nicht mehr direkt auf die Bibel und auf Jesus beziehen. Bezugspunkte sind die Vernunft, die Verantwortung gegenüber der Natur, die Menschenrechte und das ethische Handeln Jesu. 92 Dann die eigentliche christliche Gemeinde. Zu ihr gehören die wenigen in einem Dorf, die sich bewusst den biblischen Wahrheiten öffnen und diese durch Glauben. Leben und Handeln verwirklichen. Zwischen den beiden Gemeinden steht der Pfarrer. Man nannte ihn in der Helvetik «Bürger Religionslehrer», und als solcher hatte er in erster Linie zu lehren, zu bilden und einen an der Vernunft geprüften Glauben zu vermitteln, den alle, auch die nicht mit der Tiefe der biblischen Botschaft Vertrauten, verstehen können. Dann aber soll der Pfarrer auch der Diener derjenigen sein, die wahrhaftig Christ sein wollen. Derjenigen, die Jesus nicht nur vom Hörensagen kennen, vielmehr auch aus persönlicher Erfahrung. Diese beiden Aufgaben zu erfüllen, war damals für die meisten Pfarrer eine Überforderung.

1825, einige Jahre nach der Helvetik, berichtete Pfarrer Stämpfli in einem Visitationsbericht über die Situation in seiner Gemeinde. Auch er sah in ihr zwei Gemeinden sich entfalten. Auf der einen Seite die Gemeinde der Mehrheit, die einfach so dahinlebt, rechtschaffen zwar, aber doch oft zu sehr sich der Welt anpassend. Auf der andern Seite die Gemeinde, bestehend aus wenigen Familien und Personen, auf denen «das Auge des strengen Beobachters mit Wohlgefallen ruht». Pie Angehörigen der ersten Gemeinde folgen zwar keinen Irrlehren nach, sind aber weder besonders fromm noch richten sie ihr Handeln bewusst nach christlichen Normen aus. Im Gegenteil. Stämpfli klagt bei diesen Gemeindegliedern besonders die Anpassung an die «Gebrechen seines Zeitalters» an. Die andern, die wenigen, wahren Christen hingegen unterscheiden sich von ihnen nicht nur durch ihr bewusstes Bekenntnis, vielmehr auch durch ihren christlichen Lebenswandel.

Damit sind wir an einem Punkt angelangt, der auch heute die Kirchgemeinden noch beschäftigt. Was ist die Kirche? – Die Kirchgemeinde mit ihren zum grossen Teil «zivilreligiös» orientierten Gemeindegliedern? Die Kulturkirche, wie man die Jedermannskirche auch nennt. Oder ist es die Gemeinschaft derer, die sich der biblischen Wahrheit öffnen, mit ihrem christlichen Bekennen bewusst eine Position in der säkular und multikulturell gewordenen Gesellschaft markieren wollen, auch ausserhalb der Landeskirchen? Oder gibt es in der historisch gewachsenen Kirchgemeinde die Möglichkeit, die beiden Kirchenformen zu verbinden? – Ich glaube, dass die Kirchgemeinden über die Erinnerung an ihre Geschichte am Ort neu einen Zugang gewinnen können, um sich diesen wichtigen ekklesiologischen Fragen zu stellen.

Der Beitrag ist eine leicht überarbeitete Fassung des Vortrages in der Kirche Walterswil vom 3. März 2007 im Rahmen der Feierlichkeiten «600 Jahre Kirche Walterswil».

Anmerkungen

- 1 Julius Harro: Landkirchen und Landklerus im Bistum Konstanz während dem frühen und hohen Mittelalter, Diss. Konstanz, 2003, S. 176 (= Harro, 2003).
- 2 J.R. Meyer: Kirchengeschichte Langenthals, Manuskript, unveröffentlicht.
- 3 Paul Hofer: Ergebnisse der Sondierungen in der Pfarrkirche, 1955, OJB 1961, S. 9.
- 4 Rümelin/Schweizer: Pfarrkirche von Madiswil, GSK, 1996.

- 5 Ulrich May: Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden, Bern 1976, S. 85. Vgl. zu Rohrbach auch: Peter Eggenberger, Monique Rast, Susi Ulrich-Bochsler: Rohrbach, Reformierte Pfarrkirche. Ergebnisse der archäologischen Grabungen von 1982, Bern 1988.
- 6 Staatsarchiv Bern, F. Wangen, Urk. vom 13.3.1407.
- 7 Peter Eggenberger, Monique Rast Cotting, Susi Ulrich-Bochsler: Rohrbach, Reformierte Pfarrkirche, Bern 1988, S. 14.
- 8 Stebler, auch Stäbler, bezeichnet verschiedene Pfennigmünzen. Die ältesten Stäbler sind einseitige Pfennige, die von der Stadt Basel nach Erlangung des Münzrechts 1373 geschlagen wurden. 1403 hatte ein Stäbler den Wert von 2 Rappen (Zweilinge). Der Stäbler war Vereinsmünze des oberrheinischen Münzbundes.
- 9 Elsa Gasser war bei diesem Verkauf nicht ganz frei. Sie musste das Einverständnis ihres Lehensherrn einholen, und das war Wolfhart von Brandis. Er siegelte deshalb die Urkunde auch. Leider ist sein Siegel von der Urkunde abgefallen (Urk. 13.3.1407).
- 10 Staatsarchiv Bern, F. Wangen, Urk. vom 8. 1. 1439.
- 11 Vgl. unten S. 192 f.
- 12 Staatsarchiv Bern, F. Wangen Urk. vom 24.2.1531.
- 13 Hans Käser: Walterswil und Kleinemmental, 1923, Neuauflage 1982 (Käser), 5 38
- 14 Eine mögliche, zeitweilige Vakanz, die spätere Urkunden andeuten, dürfte sich auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts bezogen haben, in der die Gegend von Kriegszügen (Gugler!) heimgesucht wurde.
- 15 Zeit von 1309–1377. In Avignon verbrachten die Päpste ihre «babylonische Gefangenschaft» und wurden dort zu einem gefügigen Werkzeug der französischen Politik.
- 16 Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft, Bd. 2, Nachträge, Nr. 85 (= QUE). Der Kommentator der Urkunde glaubt, mit Rota sei Root LU gemeint. Dürrenroth hiess in der Sprachregelung des Bistums Konstanz «Rota» Vgl. auch die Aufzählung der Pfarreien im Dekanat.
- 17 QUE, 3.2 Nr. 85.
- 18 «Seit der Übersiedlung nach der Provence der Einkünfte aus dem römischen Patrimonium teilweise beraubt, ersannen die Päpste, vornehmlich Johann XXII., ein durchgebildetes System der Besteuerung des Klerus, das zu einer wahren Ausplünderung des Klerus ausartete.» (Heussi, Kompendium der Kirchengeschichte.)
- 19 QUE, Bd. 3.2, Nachträge, Nr. 88.
- 20 Gemeint ist Rote (= Dürrenroth).
- 21 Das Geld wurde gesammelt, der Kreuzzug aber fand nie statt!
- 22 Vgl. neuerdings dazu: Gerlinde Person-Weber: Der Liber decimationis des Bistums Konstanz, Studien, Edition und Kommentar, München 2001. (Person-Weber, 2001.)
- 23 Grossdietwil.
- 24 Fontes Rerum Bernensium, Bd. III, S. 155; Anm. 19, S. 333; Person-Weber, 2001, S. 333, Anm. 107.

- 25 «Ein clericus, presbyter oder sacerdos kann der Pfarrer, der Leutpriester einer rechtlich voll ausgebildeten Pfarrei sein, der plebanus ist es definitiv» (Harro, 2003).
- 26 Woher die Information stammt, in Walterswil sei der Heilige Gangolf verehrt worden, ist mir nicht bekannt. Flatt bezieht sich auf Andreas Moser: Die Patrozinien der Oberaargauischen Kirchen, JbO 1959. Dort keine näheren Angaben.
- 27 Karl H. Flatt: Die Errichtung der Bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, 1969, S. 117 (= Flatt, Landeshoheit).
- 28 Fontes Rerum Bernensium, Bd. I, Nr. 35 (FRB).
- 29 Ulrich May: Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden, Lang, Bern 1976, S. 97.
- 30 Flatt, Landeshoheit, 1969, S. 120; Würgler, OJB 1962, S. 87; May, S. 85. Flatt, Würgler und May beziehen sich alle auf Gerold Meyer von Knonau, Mitteilungen zur Vaterländischen Geschichte. Neue Folge 3. Heft St. Gallen 1872, S. 151. Darin berichtet Meyer von Knonau vom ältesten Bücherverzeichnis des Klosters. In diesem wird Rohrbach in Marginalnotizen als Ort genannt, wohin Bücher an Mönche verliehen worden seien, die sich in Rohrbach aufhielten.
- 31 Vgl. Urkunde von 795; FRB, Bd. I, Nr. 35.
- 32 Vgl. Anmerkung 30.
- 33 FRB II, S. 441; FRB II, S. 700, QUE I, Nr. 826; Nr. 1536; QUE II, Nr. 167.
- 34 Zu den Freiherren von Balm: H. Sigrist, «Die Grottenburg Balm und ihre einstigen Herren», in Jurablatt 17, 1955, 166–170; K. H. Flatt, «Die Herren von Balm», in Jurablatt. 33, 1971, 53–61.
- 35 Flatt, Landeshoheit, S. 122.
- 36 Die Kriech von Aarburg nannten sich wegen ihrem Besitz in Rohrbach zuweilen auch: «Kriechen von Rorberg».
- 37 StABE, F. Wangen, Urk. 18. 10. 1438; Die Rechtsquellen des Kantons Bern, Zweiter Teil. Rechte der Landschaft. Zehnter Band, erste Hälfte: Das Recht im Oberaargau Nr. 44. S. 69 (= SSRQ II/2.10).
- 38 Henman von Spiegelberg bezeugt in der unter Anm. 37 erwähnten Urkunde, dass sie keine Rechte mehr in Walterswil hätten, besonders auch nicht mehr an den «gutter und zechenden … die zu dem kilchensatz gan walterswil gehörend und die Claws und Hans Georg Kriechen von Rorberg … versetzend habend».
- 39 Flatt, Landeshoheit, S. 116.
- 40 «twing und banne des dorffes ze Walterswile … mitt dem gericht und mitt dem kilchensatz da selbs …» Die neuen Inhaber sollen alles für frei und ledig nützen. Auch sollen sie die Wechsel einfordern dürfen, die von der Verpfändung von Teilen des Kirchensatzes in Walterswil herkommen. Vgl. SSRQ II/2.10. Nr. 44, S. 69.
- 41 SSRQ II/2.10, Nr. 44, S.69. Abdruck der Urkunde in: StABE, F. Wangen, Urk. 18.10.1438.
- 42 Bern verkaufte in der Folge selber immer wieder Teile des Widem- und Pfrundgutes an Private. Diese hatten dann zuhanden der Kirche einen Zins zu zahlen, wie 1531 Hans Christen von Gründen (vgl. Käser, S. 55 unten). Vgl. auch das Pfrundurbar von 1533, welches viele Bauern aus andern Gemeinden erwähnt, die nach Walterswil zinspflichtig sind.

- 43 Wir verfolgen hier bloss die Kirchengeschichte von Walterswil weiter. Für die politische Geschichte ist wichtig, wie Bern mit den erworbenen Rechten umging: Bereits ein halbes Jahr später, im April 1439, verkaufte es dem Komtur des deutschen Ordens in Sumiswald den Teil der Vogtei zu Walterswil «ausserhalb der neuen Marchen», das heisst den Teil mit den Höfen Gründen, Wiggisberg und Schmidigen, Zusammen mit dem so genannten Emmental-Viertel der Gemeinde Ursenbach, mit Hubberg und Waltrigen bildeten diese fortan die Burgergemeinde Kleinemmental, die selber Auszüger stellte, Reisgeld einzog und Fuhrungen nach Trachselwald leistete, einen Zuchtstier hielt und 1777 gar eine eigene Schule in Gassen eröffnete. Kleinemmental gehörte zum Gericht Affoltern in der Landvogtei Trachselwald. Den andern Teil der Gemeinde, der Teil innerhalb der neuen Marchen, verkaufte Bern im gleichen Jahr an drei Walterswiler Bürger, an Hensli Kaltenegg, Clewi Leuenberger und Nickli Kübli zum gleichen Betrag. Dieser untere Teil wurde zur eigentlichen Dorfgemeinde und kam zum Gericht Ursenbach in der Landvogtei Wangen. (Vgl. dazu StA Urkunde vom 18. 10. 1438; RQ IV, Nr. 153. S. 204f.)
- 44 Staatsarchiv. F. Wangen. 15. Oktober 1438. Die Urkunde zeigt schön, wie im Mittelalter die einzelnen Zehnten (Getreidezehnt, Heuzehnt, Kleiner Zehnt = Jungzehnt) aufgeteilt waren und verschiedenen Eigentümern gehören konnten.
- 45 Uli Meyer, der 1451 den von Bern gekauften Heu- und Jungzehnten der Kirche schenkte, machte das «um myn und myner Vorderen und Nachkommen Seele heill willen» und zum Zwecke, dass die Kirchmeier dafür sorgen, dass die Kirche «belüchtet werde es sei an Hebkerzen oder ander Gezierde der Liechteren».
- 46 Diese Tradition geht auf die Märtyrerakten Cäcilias zurück, in denen es über ihre Hochzeit heisst, sie habe während die Musik spielte in ihrem Herzen allein zu Gott gesungen.
- 47 Vgl. dazu Käser, S. 36.
- 48 Staatsarchiv F. Wangen. Urk. vom 15. 10. 1438.
- 49 Staatsarchiv F. Wangen. Urk. vom 27. 12. 1450.
- 50 Staatsarchiv F. Wangen. Urk. vom 4.9. 1468.
- 51 Staatsarchiv. F. Wangen. Urk. vom 10.7.1472. In der Urkunde wird das Einkommen des Pfarrers im Detail beschrieben. Neben dem grossen und kleinen Zehnten gehörten dazu 10 Pfund in bar. Zudem gehört dem Kirchherrn neben einer gewöhnlichen Behausung so viel Land in Äckern, Matten und andern Weiden, dass er durchs ganze Jahr zehn Haupt Vieh austreiben mag.
- 52 Käser, S. 38.
- 53 Steck und Tobler: Aktensammlung zur Geschichte der Berner Reformation, 1923, Bd. 1, Nr. 109 S. 23 (= ST).
- 54 ST, Nr. 92, S. 21.
- 55 ST, Nr. 382, S. 98.
- 56 Ebd.
- 57 ST, Nr. 384, S. 105.
- 58 ST, Nr. 823, S. 285.
- 59 ST, Nr. 1205, S. 421.
- 60 ST, Nr. 1221, S. 436.
- 61 Am 2. Januar 1527 schrieb der Rat an den Landvogt von Wangen, was der ver-

- storbene «Pfaff» von Walterswil für eine Hinterlassenschaft habe (ST 1075) und «dass die pfrund versähen werde, bis sie einen anderen setzen». Beim verstorbenen Pfarrer handelt es sich um Ulrich Vorburger (Käser, S. 38). Jakob Nützi war der neue Pfarrer, der bereits am 10. Januar 1527 ins Amt eingesetzt wurde (ST 1085).
- 62 Käser meint das Gegenteil. Nützi sei einer gewesen, der beim alten Herkommen habe bleiben wollen. Aber dann wäre ihm das Mandat vom 27. Mai ja entgegengekommen, und er hätte es nicht einen «fulen brieff» nennen müssen.
- 63 ST. Nr. 1334, S. 504.
- 64 Ebd.
- 65 ST 1254, S. 448. Vgl. H. R. Lavater: Johannes Göppel, in: JbO, 1978.
- 66 Die 10 Thesen abgedruckt: ST 1371, S. 521. Faksimile in den Disputationsakten, die sich in jedem Pfarrhaus befinden.
- 67 ST 1491, S. 613; Johannes Ernst. Der erste reformierte Pfarrer von Walterswil. Er war früher Probst im Kloster auf der St. Petersinsel, kam dann als Kaplan ans Berner Münster in Bern. Er hat 1528 am Religionsgespräch teilgenommen und alle Thesen unterzeichnet. Am 30. Januar 1528 kam er nach Walterswil.
- 68 ST 1465, S. 592.
- 69 ST 1513, S. 629.
- 70 Das Berner Taufbüchlein von 1528, nach dem einzig erhaltenen Exemplar der Berner Stadtbibliothek herausgegeben von Adolf Fluri. Bern 1904.
- 71 ST 1513, S. 32/33, Artikel 7.
- 72 Käser, S. 41.
- 73 Käser, S. 7.
- 74 Pfrundurbar der Kirchgemeinde Walterswil von 1533, abgedruckt bei Käser, S. 59.
- 75 Pfrundurbar der Kirchgemeinde Walterswil von 1639, abgedruckt bei Käser, S. 60.
- 76 Chorgerichtsmanual, 1606, zit. Nach Käser, S. 60.
- 77 Die bernischen Pfründe waren im 17. Jahrhundert in drei Klassen eingeteilt worden. Bsp. Klasse I Einkommen bis 1000 Pfund; Klasse 2 Einkommen bis 1800 Pfund; Klasse 3 Einkommen über 1800 Pfund. Zum Vergleich: Willy Pfister hat das Einkommen der reformierten Pfarrer im Aargau zwischen 1528 und 1798 untersucht. Der Berner Aargau war Teil der Berner Kirche. Die am besten dotierte Pfrund im Berner Aargau war Auenstein mit 807 Kronen (allerdings 1694). Vgl. Willy Pfister: Die Prädikanten im Aargau im 16.–18. Jahrhundert, in Argovia, Band 97, 1985.
- 78 Pfarrbericht Walterswil 1764, zit. nach Käser, S. 61.
- 79 Dieser Einzug des Pfrundgutes legitimiert heute noch die staatliche Pfarrerbesoldung. Sie gilt als sogenannter «Historischer Rechtstitel».
- 80 Hans Käser, S. 33.
- 81 Mandat vom 20. September 1533; Rechtsquellen 7, Nr. 26 a.
- 82 Der Berner Synodus von 1532. Edition und Abhandlungen zum Jubiläumsjahr 1982; Neukirchner Verlag 1984.
- 83 Bei grundsätzlichen Diskussionen zum Thema Kirche–Staat, Bedeutung des Pfarramtes etc. bezieht sich die Kirche immer wieder auf den Synodus.

- 84 Pfarrkapitel Langenthal, Kapitelsakten 1626; Archiv Zwinglihaus Langenthal.
- 85 Herkunft des Begriffes Chorgericht: «choren» Ehehändel schlichten.
- 86 Kirchgemeindearchiv Walterswil.
- 87 CM, 26. Juni 1632.
- 88 CM, 11. Dezember 1660.
- 89 CM, 17. Juli 1735.
- 90 CM, 9. Oktober 1631.
- 91 Vgl. dazu Philipp Albert Stapfer. Zu Stapfer: Adolf Rohr: Philipp Albert Stapfer. Eine Biographie. Bern 1998.
- 92 Heute nennt man diese Frömmigkeit Zivilreligion. Ein Begriff, der übrigens in der Aufklärung aufkam. Vgl. dazu: Kleger/Müller: Religion des Bürgers, Kaiser 1986; Rousseau brauchte den Ausdruck als: «religion civile» erstmals. Neu besonders: Rolf Schieder (Hrsg.): Religionspolitik und Zivilreligion, Interdisziplinäre Studien zu Recht und Staat, Baden-Baden 2001, darin besonders: Elert Herms: Das Konzept Zivilreligion aus systematisch-theologischer Sicht.
- 93 Visitationsbericht 1825, zit. nach Käser S. 54.
- 94 Als die Gebrechen seines Zeitalters nennt der Pfarrer: «Völlerey, Eigennutz, Leidenschaftlichkeit, ungerechte Willkühr, Händelsucht, Spielsucht, Verläumdung, Lügenhaftigkeit, Uebervorteilung, unordentliche Führung des Hauswesens u.ä.»

Das Buch aus meiner zweiten Heimat

Das Jahrbuch des Oberaargaus finde ich sehr gut gemacht, ausgesprochen sorgfältig. Es ist auch ein ganz reichhaltiges Buch, immer wieder. Es bringt immer Aufsätze, die mich sehr interessieren.

Bärndütsch war meine erste Sprache, eben meine Muttersprache, ich lernte es ja von meiner Mutter, die aus dem Oberaargau stammte.¹ Züridütsch lernte ich erst in der Schule. Wenn ich mit Ihnen spreche, kann ich ohne weiteres in mein altes Oberaagauer Bärndütsch wechseln.

Jetzt bin ich gerade wieder im Oberaargau, bei meinen Verwandten. Und ich male – noch als 94-Jähriger – immer neu diese Landschaft hier, die ich sehr gerne habe. Das Jahrbuch ist mir besonders lieb, weil es aus dem Oberaargau kommt, der sozusagen meine zweite Heimat ist. Es ist gut, ein solches Buch und eine solche Heimat zu haben.

Heini Waser, Zollikon

¹ Die Dichterin Maria Waser, die ihre Kindheit und Jugend in Herzogenbuchsee verlebte.

Als der erste Zug einfuhr

150 Jahre Eisenbahnlinie Olten-Aarburg-Herzogenbuchsee

Hanspeter Lindegger und Herbert Rentsch

Der 16. März 2007 war für den Oberaargau ein historisches Datum. 150 Jahre zuvor hatte die Eisenbahn ein neues Zeitalter eröffnet: Am 16. März 1857 fuhr der erste offizielle Zug auf der neuen Eisenbahnlinie Olten-Aarburg-Langenthal-Herzogenbuchsee der Schweizerischen Centralbahn. Damit erhielten Roggwil-Wynau, Langenthal, Bützberg und Herzogenbuchsee Anschluss an die Eisenbahn, und dies zu einer Zeit, als es noch keine Autos gab. Die Einführung des neuen Verkehrsmittels hatte eine revolutionäre Umwälzung der wirtschaftlichen und sozialen Struktur zur Folge und trug entscheidend zum Wirtschaftsaufschwung bei. Für die weitere Entwicklung der erschlossenen Dörfer im Oberaargau, vor allem von Langenthal und Herzogenbuchsee, war dies ein ganz wichtiger Faktor. Die Bahn beschleunigte die wirtschaftliche Entwicklung, neue Gewerbebetriebe entstanden, und die Siedlungen dehnten sich aus – durch den Bau neuer Quartiere zwischen Bahnhof und Dorf. Trotzdem blieb es 150 Jahre später still in den Gemeinden. Es gab zum historischen Datum weder Gedenkfeiern noch andere Anlässe. Einzig in der lokalen Presse erschienen Artikel, welche den damaligen Einzug der Eisenbahn im Oberaargau schilderten. Gefeiert wurde hingegen in Wynigen, das den ersten Zug drei Monate später als Buchsi begrüsst hatte. Am 17. Juni 2007, auf den Tag genau 150 Jahre nach dem Anschluss an die Eisenbahn, gab es auf dem Bahnhofareal in Wynigen ein Gedenkfest, an dem rund 500 Personen teilnahmen.

Buchsi als Eisenbahnknoten

Die Eröffnung der Bahnlinie 1857 bildete einerseits den Abschluss einer langen Planungs- und Bauphase, andererseits war es erst ein Zwischen-

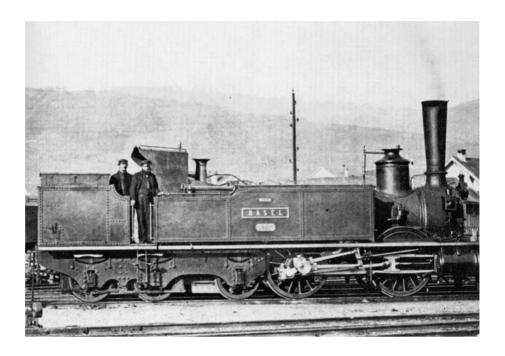
Engerth-Lokomotive «Genf» der Schweizerischen Centralbahn, gebaut 1858, auf einer Nostalgiefahrt in Herzogenbuchsee. Sie ist als älteste Lokomotive der Schweiz erhalten geblieben.



halt beim Bau neuer Bahnstrecken. Herzogenbuchsee blieb nämlich nicht lange Endstation der neuen Linie: Die Schienen wurden bis nach Solothurn weitergeführt, die Eröffnung dieser Strecke fand am 1. Juni 1857 statt. Kurz darauf, am 17. Juni, traf der erste Zug in Bern ein, wo der Bahnhof damals im Wylerfeld lag. Erst am 15. November 1858, nach Fertigstellung der Eisenbahnbrücke («Rote Brücke») über die Aare, konnten die Züge in den Berner Hauptbahnhof einfahren.

Vor der Eröffnung der Bahnverbindung Aarburg-Herzogenbuchsee hatte es jahrelange Diskussionen um die Linienführung sowie um den Standort der Bahnhöfe gegeben. Die Behörden von Herzogenbuchsee setzten sich damals stark dafür ein, dass die neue Bahnstrecke von Langenthal nicht etwa über Bleienbach und Thörigen geführt würde, sondern über Herzogenbuchsee, nicht zuletzt, damit Buchser Firmen ihre Waren per Bahn transportieren konnten. Auch der Bahnhof bot Diskussionsstoff. Die Meinungen, ob dieser möglichst nahe ans Dorf oder möglichst weit weg zu liegen kommen sollte, waren geteilt. Durch den Bahnbau wurden verschiedene Verbindungswege entzweigeschnitten. Problemlos waren die Übergänge der Wangenstrasse und der Bernstrasse: Sie erhielten Wärterhäuschen und Barrieren. Bevor die neue Bahnstrecke offiziell befahren werden konnte, gab es Versuchs- und Probefahrten, welche jeweils bereits viele interessierte Zuschauer anzogen.

Personenlokomotive EC 2/5 «Basel» der Schweizerischen Centralbahn, gebaut in Esslingen 1854–1858.



Buchsi begrüsst den ersten Zug

Eine pustende Dampflokomotive Modell EC 2/5 der Schweizerischen Centralbahn zog am 16. März 1857 die Personenwagen mit den Ehrengästen von Aarburg nach Herzogenbuchsee. Der dortige Bahnhof bestand aus einem Aufnahmegebäude mit einer dorfseitig repräsentativen Fassade (bis heute erhalten), einer 100 Meter langen Perronhalle aus Holz und Eisen, einem Lokomotivdepot, einem Kohlendepot, einer Drehscheibe und einer Wasserstation für die Dampflokomotiven. Als der Zug dort um 11 Uhr einfuhr, wurde er von den Behörden sowie dem Buchser Kadettenkorps begrüsst. Nach dem Empfang folgte der weitere festliche Teil beim Dîner im Hotel Bahnhof. Die damalige «Oberaargauer-Zeitung» vermerkte in ihrem Bericht über das Ereignis, dass der Zug in Langenthal nicht mit Salven willkommen geheissen worden war.

Ab 17. März 1857 fuhren täglich vier Züge auf der neuen Strecke, zwei von Olten nach Herzogenbuchsee, zwei von dort nach Olten. Die Reisezeit bis Olten betrug damals 45 Minuten. Im Jahr 1875 war die Zahl der Züge auf der Strecke Olten-Herzogenbuchsee bereits auf 26 angestiegen. Die Linien Herzogenbuchsee-Bern und Herzogenbuchsee-Solo-

Bahnverkehr vor 150 Jahren

Kohle und Wasser

Die damaligen Dampflokomotiven benötigten bei ihrem täglichen Einsatz einige Tonnen an Kohlen und viele Hektoliter Wasser. Der Heizer schaufelte bei anstrengender Fahrt gut und gerne 50 Kilogramm Kohle in der Minute. Die Lokomotiven erreichten eine Höchstgeschwindigkeit von 60 bis 80 km/h. In Herzogenbuchsee gab es eine Wasserfassungsmöglichkeit.

Bremsen

Die jeglichen Komforts entbehrenden Personenwagen der Anfangszeit der Bahnlinie waren nur vereinzelt mit Puffern ausgerüstet und bummelten bloss mit Handbremsen versehen durchs Land; es scheint, dass die Passagiere mitunter arg geschüttelt wurden.

Heizung

Als kniffliges Problem erwies sich die Heizung. So wurde zuerst mit grossen Heizwasserbehältern, als Bettflaschen verspottet, operiert. Nach dem Aufstellen von Heizöfen in den Abteilen kam um 1870 die wirkungsvollere und angenehmere Ofen-Luftheizung auf. Es folgte die von der Lokomotive her gespeiste Dampfheizung.

Toilette

Ein heikles Kapitel: der Abort. Frühere Passagiere, vor allem diejenigen der 3. Klasse auf ihren Holzbänken, konnten von Glück reden, das stille Örtchen wenigstens im Gepäckwagen zu finden. Polsterklasse-Reisende fanden Wascheinrichtung und Abort dagegen im Wagen vor.

thurn verzeichneten je 20 Züge (im Jahr 2000 waren es von Buchsi nach Bern 300 Züge). Die Fahrt von Herzogenbuchsee nach Bern dauerte damals rund eine Stunde (heute rund die Hälfte).

Dem Jahresbericht 1858, dem ersten vollständigen Betriebsjahr, ist zu entnehmen, dass auf den drei von Herzogenbuchsee ausgehenden Linien 40 000 Reisende gezählt wurden, dazu 149 Hunde, 1647 Zentner Gepäck, zwei Fuhrwerke, 1892 Pferde und Vieh. Total wurden 75 493 Zentner Waren aller Art befördert. Die Einnahmen betrugen 62 058 Franken.

Der Bahnhof Herzogenbuchsee lag, wie auch die Bahnhöfe von Langenthal und Burgdorf, ein Stück weit ausserhalb des Dorfes. Aufgrund des neuen Eisenbahnbetriebs konkretisierten sich in Buchsi Ideen zur Überbauung des Gebiets zwischen Bahnhof und Dorf. 1863 erstellte Ingenieur Robert Moser einen Strassen- und Überbauungsplan für das an die Bahnanlagen grenzende «Neue Quartier», welcher von der Gemeinde und dem Grossen Rat genehmigt wurde. In der Folge wurden die geplanten Strassen gebaut (Bahnhofstrasse, Unter- und Oberstrasse sowie weitere Strassen, die von den Bahngeleisen ins Dorf führten). Zugleich begann der Hausbau. Es entstand das heutige Bahnhofquartier, wo noch heute etliche stattliche, villenähnliche Häuser von der damaligen Aufbruchstimmung zeugen.

Letzte historische Perronhalle

Die Perronhalle des Bahnhofs Herzogenbuchsee war bei der Eröffnung der Bahnlinie 1857 betriebsbereit. Ähnliche Hallen gab es damals auf etlichen Bahnhöfen, so in Aarburg, Langenthal und Burgdorf. Die Halle in Herzogenbuchsee blieb von allen solchen Bauten in der Schweiz am längsten erhalten, nämlich 122 Jahre. Sie grenzte westlich ans Bahnhofgebäude, und auf dem Gleis unter ihrem Dach fuhren bis fast zuletzt ab und zu noch Züge ein. 1979 wurde die Halle im Zuge des Bahnhofumbaus zerlegt. Die Teile – Eisenfüsse, Holzpfosten, Dachträger usw. – wurden ins Oberland transportiert. Der Verein Vaporama in Thun hatte im Sinn, die Halle in ein künftiges Dampfmaschinenmuseum zu integrieren. Das Vorhaben wurde aber nie ausgeführt, die Hallenteile blieben weiterhin in der Nähe von Thun gelagert, in recht gutem Zustand. Vor

Die Perronhalle auf dem Bahnhof Herzogenbuchsee kurz bevor sie im Jahr 1979 abgebrochen wurde. Foto Herbert Rentsch



Ansichtskarte des Bahnhofs und des neuen Bahnhofquartiers aus der Zeit um 1900. Auf der Zeichnung liegen alle Gleise ausserhalb der Perronhalle – ein Fehler des Zeichners. Denn die Halle war als Dach über dem einfahrenden Zug konzipiert. Es befand sich immer ein Gleis darin, auch später noch, als weitere Gleise neben der Halle dazukamen.



einigen Jahren gab es in Herzogenbuchsee Bestrebungen, die alte Perronhalle wieder dort aufzustellen, wo sie einst gestanden hatte: auf dem Buchser Bahnhofareal. Bisher sind aber keine Sponsoren in Sicht, welche den Wiederaufbau finanzieren würden.

Quellen

Fritz Leuenberger, 100 Jahre Berner Volkszeitung 1958 (Buchsi-Zytig).

Willy Aerni, 125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee (Jahrbuch des Oberaargaus 1982).

Alfred Moser, Der Dampfbetrieb der schweizerischen Eisenbahnen 1847–1966. Basel/Stuttgart 1967.

Bahn-Saga Schweiz. 150 Jahre Schweizer Bahnen. Zürich 1996.

Mehr Bücher verkaufen als die letzte Klasse

Michael, herzliche Gratulation, du hast die Schule gut abgeschlossen und seit ein paar Tagen bist du Schreinerlehrling. Nun aber noch rasch zurück in deine Schulzeit. Ihr habt mit eurem Lehrer, Peter Flückiger, den Verkauf des Jahrbuches in den drei Gemeinden Bettenhausen, Bollodingen und Thörigen übernommen. Und es ist uns aufgefallen, dass ihr sehr erfolgreich gewesen seid. Du allein hast 29 Bücher verkauft. Wie ist das gelaufen? Was hat dich so motiviert? Bist du ein geborener Verkäufer?

Wir Neuntklässler haben uns das Ziel gesetzt, mehr Bücher zu verkaufen als die letzte Klasse! Ich habe so viele Bücher verkauft, weil die meisten Leute mich kannten und weil ich immer höflich gefragt habe, ob sie ein Buch kaufen wollen. Motiviert hat mich, dass wir noch Geld bekommen für unsere Abschlussreise.

Hast du selber das Buch gekannt, und konntest du über die Beiträge Auskunft geben?

Ja, ich habe ein bisschen darin gelesen und konnte ein wenig darüber erzählen, was so darin stand.

Bist du von Haustür zu Haustür gegangen oder hast du gezielt bestimmte Leute aufgesucht?

Ich habe zuerst die Leute gefragt, bei denen ich sicher war, dass sie eines nehmen! Und dann ging ich noch von Haustür zu Haustür.

Warum haben die Leute das Buch schliesslich gekauft oder eben nicht gekauft?

Ich denke, weil ich es gut rübergebracht habe, und weil sie es sicher schon kannten.

Die, die kein Buch gekauft haben, hatten einfach kein Interesse. Spielt das Titelbild eine Rolle?

Ja, wenn das Titelbild gut aussieht, dann kauft man es lieber, als wenn es nicht so schön ist! Dann hat man wenigstens ein schönes Titelbild, wenn man das Buch nicht gut findet!

Sind es eher ältere oder eher jüngere Leute, die das Buch gekauft haben?

Es waren schon viele ältere Leute – es hatte auch viele junge Leute unter den Käufern.

Welche Beiträge haben die Käuferinnen und Käufer besonders interessiert?

Die meisten haben es wegen dem Biber gekauft, aber ein paar kauften es auch wegen den schönen Bildern.

Michael Ingold, Bettenhausen (Interview: Erwin Lüthi)

2000 Lifte in 50 Jahren dank Pioniergeist und Frauen-Power

Die Firma Lüthi-Aufzüge AG, Lindenholz

Jürg Rettenmund, Béatrice und Friedrich Lüthi

Als Friedrich Lüthi 1956 ins Aufzugsgeschäft einstieg, half der Zufall kräftig mit: Nach seiner Lehre als Maschinenmechaniker verbrachte er Ferien im Jugendheim Aeschi ob Spiez. Das Essen für die 300 Gäste musste dort mit einem handgetriebenen Kurbellift von der Küche in den ein Stockwerk höher gelegenen Speisesaal befördert werden. Das wurde Lüthi zu anstrengend, und so schlug er dem damaligen Heimleiter vor, einen elektrischen Kleinwarenlift einzubauen. Dieser war begeistert, und Lüthi hielt innerhalb von zehn Monaten Wort: Im Februar 1956 montierte er mit einem Kollegen den ersten Lüthi-Lift. Das Heim musste bloss das Material bezahlen – keine 200 Franken.

Nach konkreten Vorbildern richtete sich Friedrich Lüthi für diesen ersten Warenaufzug noch nicht. Doch er zeigte ihm einen Weg auf, und auf diesem spielte ein zweites Mal der Zufall mit: Auf der anschliessenden Walz nach Schweden hatte er ein Empfehlungsschreiben des Stahlkontors Zürich für den Besuch eines Stahlwerkes im Gepäck. Als er sich dort vorstellte, äusserte er im Gespräch mit dem Direktor auch seinen Wunsch, in einer Aufzügefabrik arbeiten zu können. Dieser kannte den Direktor von Graham Brothers, einem Lifthersteller, der in der Zwischenzeit in den Asea-Konzern aufgegangen ist. Nach mehrmonatigen Gelegenheitsarbeiten konnte Friedrich Lüthi dort in der Entwicklungsabteilung als Volontär eintreten – ein Glücksfall, denn dort lernte er auch alle Neukonstruktionen kennen.

Doch allein auf Zufällen fusste das junge Unternehmen nicht. Dazu kamen zwei günstige Voraussetzungen: die Familientradition und das gesellschaftlich-wirtschaftliche Umfeld in den Jahren, als Lüthi ins Berufsleben einstieg.

Blick in die erste Werkstatt in der elterlichen Pflugschmiede. Hier wurden rund ein Dutzend Aufzüge hergestellt. Fotos Lüthi-Aufzüge AG



Herkommen

Seit zwei Generationen war die Familie von Friedrich Lüthi bereits in der Metallbranche tätig. Sein gleichnamiger Vater (1890–1979) hatte während seiner Schulzeit neunmal den Schulort wechseln müssen, weil der Grossvater wieder eine eigene Schmiede übernahm, bevor dieser in Wasen eine Bleibe fand. Von dort aus konnte der Vater 1915 die Hufund Wagenschmiede der Gebrüder Leuenberger in Lindenholz erwerben. Er baute sie kräftig aus – auch er bereits ein Pionier in seinem Fach: Neben den üblichen Schmiedearbeiten wurde der Pflugbau seine Spezialität. Als erster Pflugfabrikant in der Schweiz rüstete er seine Pflüge mit Panzerstahlriestern aus sogenanntem Dreischichtenstahl aus. An Ausstellungen und Wettpflügen wurde er dafür 1924 mit Gold- und Silbermedaillen ausgezeichnet.

Gemeinsam mit Sohn Hans (geb. 1917) passte er seine Pflüge an die Mechanisierung der Landwirtschaft an, rüstete sie in engem Kontakt mit der bäuerlichen Kundschaft vom Pferdezug für die aufkommenden Traktoren um. Daneben engagierte sich Hans Lüthi auch in der Entwick-

lungshilfe. In Zusammenarbeit mit dem Departement für auswärtige Angelegenheiten und der «Helvetas» revidierte er Geräte für Landwirtschaft und Gewerbe und lieferte diese ins Himalayagebiet, nach Südamerika und Rumänien. Zudem wirkte er als Ausbildner und Fachberater in diesen Ländern.

Im Umfeld dieses Familienbetriebes wuchs Friedrich Lüthi (geb. 1934) auf, doch weil sein 17 Jahre älterer Bruder Hans in die Fussstapfen des Vaters trat, musste er sich ein eigenes Tätigkeitsfeld suchen. Seine Begeisterung für den Lift und das inzwischen dazu angeeignete Knowhow fiel, als er nach anderthalb Jahren aus Schweden heimkehrte, im Oberaargau auf fruchtbaren Boden.

Umfeld

Der Lift oder Aufzug war Mitte des letzten Jahrhunderts in seinen wichtigen Grundzügen längst geboren. Als Lift gilt eine Transportanlage, mit der Personen oder Waren in einer fest geführten Kabine zwischen zwei oder mehreren Ebenen in einem Winkel von mehr als 15 Grad zur Horizontalen auf- und abwärtstransportiert werden können. Bewegt wird die Kabine mittels Seilzügen, hydraulischen Kolben oder Zahnstangen. Weitere wichtige Elemente des Liftes sind Fangbremsen als Sicherung, die die Kabine vor einem Absturz bewahren, sowie Druckknopfsteuerungen, die es den Passagieren erlauben, den Lift ohne Bedienungspersonal selbst zu benützen.

Entwickelt wurde dieses Prinzip in den USA. Als erster eigentlicher Lift gilt der «Vertical Railway» oder «Vertical Screw Elevator» (vertikale Eisenbahn oder vertikaler Schraubenlift), den Otis Tufts 1859 patentieren liess und ein Jahr später in zwei einzigen Exemplaren in New York und Philadelphia baute. Wie der zweite Name andeutet, zog sich durch die Kabine eine fünfzig Zentimeter breite, von einer Dampfmaschine angetriebene Eisenspirale, die den Fahrstuhl antrieb. Das war eine äusserst sichere Konstruktion, die sich aber nicht durchsetzen konnte, weil die Kosten zu hoch waren und die Kabine nur sehr langsam fahren konnte.

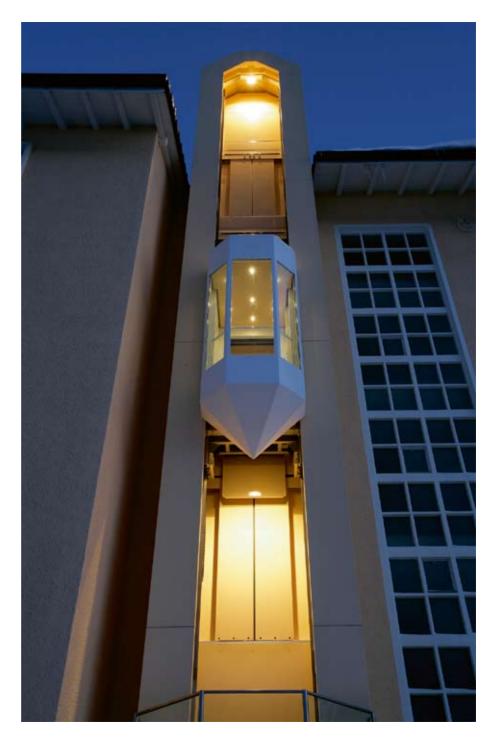
Für die weitere Entwicklung bedeutender wurde eine Entwicklung, die Elisha Graves Otis an der Industrieausstellung 1854 in New York vorerst wenig beachtet vorgeführt hatte, und die sein Unternehmen später zur eigentlichen Geburtsstunde des Lifts hochstilisierte: Eine Wagenfeder, die die Kabine in den Führungsschienen festklemmt, wenn das Tragseil reisst. Damit wurde das vorher gefährliche Transportmittel sicher. Auch die Druckknopfsteuerung setzte sich in den 1890er Jahren zuerst in den USA durch.

Mit rund zwei Jahrzehnten Verzögerung tauchten die ersten Liftanlagen auch in Europa auf. Sie blieben jedoch weitgehend auf die Städte beschränkt. Zusammen mit anderen auf der Dampfmaschine und später dem Elektromotor basierenden Maschinen gehörten sie zu den massgebenden Entwicklungen der Industriegesellschaft. Sie setzten in den Städten die Transportkette der Eisen-, Strassen- und Untergrundbahn sozusagen ins Gebäudeinnere hinein fort, wo sie die Hierarchie und Ordnung der Stockwerke umkrempelten: Sie waren neben dem Stahlskelettbau Hauptvoraussetzung für den neuen Gebäudetyp des Hochhauses. Zudem wurden dank ihnen die oberen Stockwerke und die Dachböden – vorher höchstens muffige Absteigen für Minderbemittelte – plötzlich zu bevorzugten Lagen mit Penthouses, Dachgärten und -terrassen in Wohnhäusern sowie Chefetagen in den Geschäftshäusern. Diese liefen den ehemaligen «Beletagen» über dem Erdgeschoss den Rang ab.

Um einen Personenlift bestaunen zu können, musste auch Fritz Lüthi noch in die Stadt fahren. Derjenige im Turm des Kursaals ist ihm besonders in Erinnerung, etwas näher derjenige im Schuhhaus Bütschli in Langenthal. Im Langetental zwischen Langenthal und Huttwil kannte man den Lift bloss für den Warentransport. In den Mühlen in Lindenholz hatte es Aufzüge oder in der Landi in Kleindietwil. Die Hersteller dieser Lifte stammten denn auch nicht aus der Region, sondern aus den Städten: Es waren Schindler aus Ebikon bei Luzern und die Schweizerische Waggons- und Aufzügefabrik Schlieren, Kanton Zürich. Das 1874 von Robert Schindler gegründete Unternehmen war 1889 in die Aufzugsfabrikation eingestiegen. «Schlieren» hatte 1917 das Aufzugsgeschäft der Aufzüge- und Räderfabrik Seebach übernommen. 1960 wurde es dann von Schindler aufgekauft.

In den 1950er Jahren setzte jedoch auch jene Entwicklung ein, die als Weg von der Industrie- in die Konsumgesellschaft umschrieben wird. Die Eisenbahn wurde als Hauptverkehrsmittel durch das Auto abgelöst.

Für ein Mehrfamilienhaus in Courtelary erstellte Lüthi-Aufzüge diesen Panoramalift ohne Schacht. Eine besondere Herausforderung sind bei einem schachtlosen Lift im Freien die klimatischen Bedingungen: Im Sommer darf die Kabine nicht übermässig warm werden, im Winter dürfen die hydraulischen Teile nicht vereisen.



Statt verdichtet an den Knoten des Eisenbahnnetzes in den Städten breiteten sich die Siedlungen nun flächenhaft entlang der Autobahnen und Strassen aus. Die Schweiz verstädterte nicht nur siedlungs-, sondern auch mentalitätsmässig. War der Lift während des Industriezeitalters die Fortsetzung der Eisenbahn in den städtischen Gebäuden, so wurde er in der Konsumgesellschaft die Fortsetzung des Autos: einerseits in den mehrstöckigen Wohnhäusern, die nun auch in den Dörfern zahlreicher auftauchten, anderseits in den grossen Einkaufszentren, die die Dorfläden verdrängten.

Auch als die Käsereigenossenschaft Leimiswil einen Umbau ihrer Käserei plante, sollte ein Lift eingebaut werden. Friedrich Lüthi packte die Chance und bewarb sich um den Auftrag. Einer der Genossenschafter hielt allerdings wenig von einer Zusammenarbeit mit dem Jungunternehmer und unkte: «Das wird äs cheibe Baggu gäh!» Dank der Referenz aus Aeschi entschieden sich die Landwirte dann doch für Lüthi. Dieser Aufzug war bereits auf personenbegleiteten Warentransport ausgelegt. Er ist noch heute in Betrieb und läuft ... und läuft ...

Von der eigenen Werkstatt zur Fabrik

Der landesweite Bekanntheitsgrad und gute Ruf der väterlichen Pflugschmiede erleichterte dem jungen Berufsmann den Einstieg. In einem separaten Raum entstand rund das erste Dutzend Lüthi-Aufzüge. Die ersten Jahre, in denen Friedrich Lüthi von Planung über Produktion und Montage bis hin zur Wartung der Lifte alles selber machte, waren geprägt von seinem unermüdlichen Pioniergeist. Normen für die Liftherstellung gab es damals nur für den Elektrobereich, für den Rest existierten nur Empfehlungen des Verbandes Schweizerischer Aufzughersteller. Die nötige Konzession für die Elektroinstallationen holte sich Friedrich Lüthi mit dem Besuch von drei Meisterprüfungskursen. Eine wichtige Stütze fand Friedrich Lüthi in seiner Ehefrau Bluette geb. Jordi. In den ersten rund fünf Jahren nach der Heirat 1961 erledigte sie die administrativen Arbeiten.

1961/62 war der Betrieb so weit gewachsen, dass Lüthi die erste eigene Werkstatt mit Abwartwohnung an der Leimiswilstrasse bauen konnte. Bereits 1966 entstand ein Erweiterungsbau mit mechanischer Werkstätte

Die erste Fabrik an der Leimiswilstrasse von 1964. Der Kran daneben deutet es an: bereits wird am ersten Erweiterungsbau von 1966 gearbeitet.



und Schlosserei. 1973 folgte die erste Etappe der Montagehalle, in der sich heute das Materiallager befindet. 1977 wurde die Rechtsform der erreichten Grösse angepasst: Die Einzelfirma von Friedrich Lüthi wurde zur Aktiengesellschaft Lüthi-Aufzüge AG. Die Aktien blieben jedoch ausschliesslich in den Händen der Familie und einiger Kadermitarbeiter.

Der markanteste Bau der Fabrik entstand 1978: Der 30 Meter hohe Turm. In diesem können Aufzüge erprobt und Monteure geschult werden. Zudem macht er mit seiner dem Pirelli-Hochhaus, einem der Wahrzeichen von Mailand, nachempfundenen Form darauf aufmerksam, dass in Lindenholz Lifte hergestellt werden. Während fünf Jahren wurden zudem darin 19 Seilfabrikate aus Europa, Kanada und den USA für die eigene Firma und den Verband Schweizerischer Aufzughersteller getestet. Diesem Verband war die Firma bereits 1971 beigetreten.

Mit dem Wahrzeichen war das Wachstum nicht abgeschlossen: 1983 wurde die Montagehalle erweitert, wobei dort auch ein neues Lager und eine Schreinerei Platz fanden. Im Jahr darauf entstand der Büro-Anbau und ein weiteres Jahr später der Pavillon für die Elektroabteilung. 1991 schliesslich wurde die Malerwerkstatt mit Farblager angebaut. In den Jahren 1992 bis 1997 wurde der Eirmensitz schrittweise für rund

In den Jahren 1992 bis 1997 wurde der Firmensitz schrittweise für rund fünf Millionen Franken erneuert und erweitert. Es entstanden eine neue Abwartwohnung, eine neue Maschinenhalle mit Parkhaus, eine Elektro-

abteilung und ein Personalrestaurant. Die Büros wurden erweitert und schliesslich der Eingangsbereich mit einem modernen Glas- und Metallbau um- und ausgebaut.

1987 und 2001 entstanden in Faulensee und Biel Servicestellen für das Oberland und das Seeland.

Lüthi-Aufzüge ist heute in einem Gebiet zwischen der Sprachgrenze und Basel, Zürich, Luzern tätig. In den Kantonen Bern und Solothurn hat sie einen beachtlichen Marktanteil.

Besondere Aufträge und technische Innovationen

Der wichtigste Auftrag in der Frühzeit der Lüthi-Aufzüge war derjenige der Schälmühle (heute Haefliger AG) in Herzogenbuchsee von 1964. Er bedeutete den endgültigen Durchbruch des Unternehmens. Der recht spektakuläre Auftrag umfasste drei Aufzüge mit 48 Metern Förderhöhe. Diese dienten Friedrich Lüthi künftig als Referenz für sein technisches Know-how, anderseits entwickelte er dafür eine automatische Vertikalschiebetüre. Diese ist zwar in der Herstellung teurer als die konventio-

Die reine Produktionsfläche ist dank den verschiedenen Erweiterungen auf rund 2800 Quadratmeter angewachsen. Blick in den mit modernsten Maschinen eingerichteten Kabinenbau



Das Service- und Montageteam mit seiner Fahrzeugflotte vor der Fabrik um 1980



Die Fabrik heute (Aufnahme um 2000)



nelle horizontale. Sie hat aber verschiedene Vorteile. Wenn sie offen ist, sind ihre Elemente zu 100 Prozent versteckt, es steht nichts vor, an dem man anstossen könnte. Zudem kann sie bei einer Beschädigung praktisch immer repariert werden. Die Vertikalschiebetüre in der Ausführung von Lüthi-Aufzüge gibt es in den aktuellen Euro-Normen nicht. Lüthi hat sie aber TÜV-prüfen lassen, damit sie weiter eingesetzt werden kann. Sie ist bis heute in Europa einzigartig geblieben.

Die Schälmühle Herzogenbuchsee blieb auch nach diesem ersten Auftrag ein guter Kunde: Sieben Anlagen sollten später an gleicher Stelle noch dazukommen und mithelfen, bei der jungen Firma einen grossen Aufschwung auszulösen.

1997 konnte Lüthi-Aufzüge den bisher grössten Auftrag in der Firmengeschichte ausführen: Elf Lifte für das Bären-Areal in Worb. Während für Coop drei Warenaufzüge und zwei verglaste Serviceaufzüge für die Kundschaft installiert wurden, erschliessen vier Personenaufzüge den Wohnhaustrakt der Baugemeinschaft. Für die Gemeindeverwaltung steht ein schneller, frequenzgeregelter Aufzug zur Verfügung. Von der Einstellhalle erreicht der Besucher den neuen Dorfplatz, wenn er den gläsernen Personenaufzug im Treppenturm benutzt.

Als die Aufzugsverordnung eingeführt wurde und die alten SIA-Normen ersetzte, entwickelte Lüthi-Aufzüge 2000 die Vertikalschiebetüre weiter. Ein Grossteil der bestehenden Warenaufzüge war bis damals bloss mit Flügeldrehtüren am Liftschacht ausgerüstet. Die neue Verordnung forderte nun für Warenaufzüge eine zusätzliche Abschlusstüre an der Kabine, wenn Begleitpersonen mitfahren dürfen. Wenn bestehende Aufzüge nachgerüstet werden sollen, entsteht jedoch oft ein Platzproblem. Die üblichen Horizontalschiebetüren brauchen nicht nur mehr Schachtbreite, als in der Regel vorhanden ist, sondern nehmen zusätzlich auch noch Kabinentiefe weg. Bei gegenüberliegenden Zugängen geht doppelt so viel Kabinenfläche verloren.

Lüthi-Aufzüge nahm sich des Problems an, wie die geforderte Sicherheit trotzdem gewährleistet werden kann. Sie entwickelte die mehrteilige Vertikalschiebetüre als Kabinenabschluss: Sie ist einsetzbar in Kombination mit schachtseitigen Flügeltüren. Dank geringer Einbaumasse geht kaum Kabinentiefe verloren, und trotzdem wird die gesetzlich geforderte Sicherheit erreicht. Mit der Türe können auch bestehende Kabinen nachgerüstet werden.

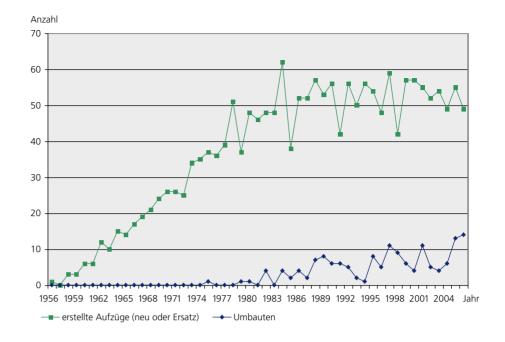


Für eine Versicherung in Konolfingen entstand dieser Lift. Er musste ins Treppenhaus eines bestehenden Gebäudes eingepasst werden. Gemäss den Vorstellungen des Architekten wurde ein Schacht aus hinterleuchtetem Opakglas erstellt, das mit einer speziellen Punkthalterung befestigt wird. Der Lift erhellt so zugleich das Treppenhaus.

Im Frühjahr 2002 wurden im Biblis Herzogenbuchsee, dem grössten Mischfutterwerk der Schweiz, zwei Lüthi-Aufzüge mit 67 Metern Förderhöhe in Betrieb genommen, einer davon mit 6000 kg Nutzlast. Kurz darauf erhielt die Firma Lüthi den Auftrag für die Lieferung von elf Aufzügen für den Mystery Park in Interlaken. Bei diesem Auftrag war nicht nur die besondere Ausrüstung des Feuerwehrlifts, der in die Turmkuppel hinaufführt, eine grosse Herausforderung; anspruchsvoll waren auch die Termine und der ganze Bauablauf.

Pro Jahr erstellt Lüthi-Aufzüge zwischen 50 und 70 Anlagen. Bereits 1989 konnte der 1000. Lift montiert werden. Im Jahr 2007 steht der 2000. an. In den letzten Jahren hat der Anteil der Umbauten und Modernisierungen an den Aufträgen zugenommen.

Entwicklung der von Lüthi-Aufzüge gebauten und umgebauten Lifte 1956–2006





Friedrich Lüthi und Edwin Bucheli im Lift von Coop Tell in Langenthal

Jubiläums-Tüfteleien

Zum 35-jährigen Bestehen seiner Firma stellte Friedrich Lüthi als Weltneuheit einen Kristalllift vor. Sein Effekt ist, dass die anfänglich spiegelnden Wände im Verlauf der Fahrt durchsichtig werden und dadurch den Durchblick in den Schacht gewähren, bevor sie sich zum Ende der Fahrt wieder in Spiegel verwandeln. Der Effekt wird mit einem getönten Glas und der darauf abgestimmten Beleuchtung im Schacht erreicht. Den Kristalllift gibt es bisher nur im firmeneigenen Turm; er ist zu teuer, um ihn sonst einsetzen zu können.

Fünf Jahre später, vor dem nächsten Jubiläum, entwickelte Friedrich Lüthi für den Coop Center Tell in Langenthal einen völlig neuartigen runden Glaslift ohne Schacht, der sich während der Fahrt um 180 Grad dreht. Die gemeinsame Idee von ihm und Coop-Tell-Direktor Edwin Bucheli: die Liftfahrt sollte so spektakulär sein, dass die Kinder ihre Mütter immer wieder zu einer Fahrt drängen. Zudem sollte während des Auf- und Abstieges der ganze Laden überblickt werden können. Auch dieser Lift ist bis heute eine Einzelentwicklung geblieben.

Zum Abschied seiner Tätigkeit als Firmenchef entwickelte Friedrich Lüthi

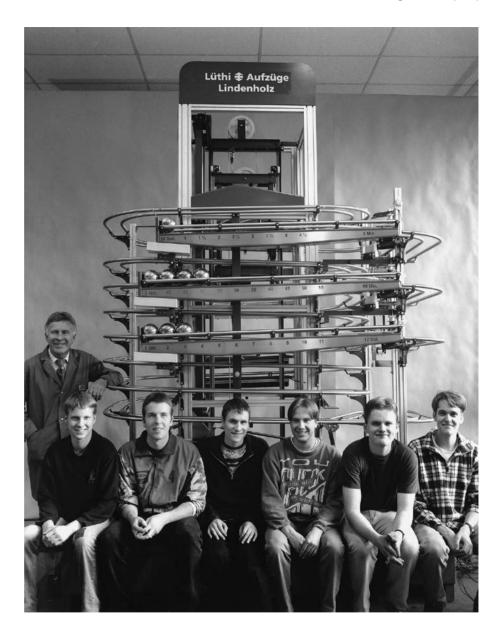
Den Kristalllift gibt es bis jetzt nur im Turm in der Fabrik von Lüthi-Aufzüge



2000 ein ganz ungewöhnliches Projekt, das ausschliesslich Auszubildende realisierten: eine Liftuhr. Diese Liftuhr ist eine zeitgesteuerte Kugelbahn, die rund um die Uhr Spektakel bietet. Von einer Funkuhr gesteuerte Kugeln rollen über Umlaufbahnen zu verschiedenen tiefer gelegenen Wippen, die Zeiten von 30 Sekunden bis zu 12 Stunden anzeigen. Zwei integrierte Aufzüge, einer davon mit Doppelstockkabine, bringen die Kugeln in die richtige Umlaufbahn.

So funktioniert die Liftuhr: Alle 30 Sekunden wird aus der Kugelwarteschlange ganz oben eine Kugel gestartet. Über eine Weiche gelangt diese Kugel in die oberste Wippe, welche die Zeiten von 30 Sekunden bis 5 Minuten anzeigt. Wenn die 10. Kugel in die 5-Minuten-Wippe

Die Liftuhr mit ihren Erbauern



einrollt, kippt diese Wippe, und die letzte Kugel gelangt über den Schwerkraftlift in die mittlere Wippe, die die Zeiten von 5 Minuten bis zur ganzen Stunde anzeigt. Die restlichen 9 Kugeln rollen über die Umlaufbahn bis ganz nach unten in die Warteschlaufe.

Alle 5 Minuten fährt der Kleinwarenlift mit 10 Kugeln von dort in die obere Haltestelle und wird automatisch entladen. Diese Kugeln rollen wieder in die Kugelwarteschlange für den 30-Sekunden-Zyklus.

Rollt nun bei der Stunden-Wippe die 12. Kugel an, kippt diese Wippe. Die letzte Kugel gelangt über den Schwerkraftlift mit Doppelstockkabine in die tiefer gelegene 12-Stunden-Wippe, welche die vollen Stunden anzeigt. Die anderen 11 Kugeln gelangen über die Rollbahn in die Warteschlaufe bei der unteren Lifthaltestelle des Kleinwarenlifts. Wenn die letzte Kugel in der 12-Stunden-Wippe anrollt, kippt auch diese, und alle 12 Kugeln rollen bis ganz zuunterst in die Warteschlaufe.

Weggefährten und Mitarbeitende

Praktisch linear ist die Zahl der Mitarbeitenden der Lüthi-Aufzüge AG auf den heutigen Stand von rund 50 Personen angewachsen. Mehr als die Hälfte der Belegschaft ist bereits mehr als zehn Jahre in der Firma, ein Viertel gar mehr als ein Vierteljahrhundert. Am längsten dabei sind Otto Lüthi (Steuerungsbau, 41 Jahre) und Fritz Morgenthaler (Monteur, 40 Jahre). Einer der wichtigsten Weggefährten von Friedrich Lüthi war Walter Geissbühler, der Ende Januar 2005, als er in den Ruhestand trat, auf über 44 Dienstjahre zurückblicken konnte. Er war als Mechaniker in den Betrieb eingetreten, wobei er als Allrounder nicht nur in der Werkstatt arbeitete, sondern auch als Monteur. Nachdem er sich berufsbegleitend zum Mechanikermeister weitergebildet hatte, wurde er Betriebsleiter und Verantwortlicher für die Lehrlingsausbildung. Er war auch Experte bei den Abschlussprüfungen der Konstrukteure.

2007 verteilten sich die Angestellten der Lüthi-Aufzüge auf folgende Berufe und Funktionen: 1,7 Stellen Administration, 5 Kader, 1 Konstrukteur, 11 Servicemonteure, 10 Montagespezialisten, 19 Werkstattfachleute (vorwiegend Anlage- und Apparatebauer sowie Mechaniker), 8 Lehrlinge (Konstrukteure, Anlage- und Apparatebauer, Polymechaniker).



Walter Geissbühler, langjähriger Betriebsleiter, trat 2005 mit 44 Dienstjahren in den Ruhestand.

Das Wohl seiner Mitarbeitenden war Friedrich Lüthi stets ein grosses Anliegen: 1970 baute die Firma in Weinstegen drei neue Doppeleinfamilienhäuser für Angestellte. Sie ermöglichen jungen Berufsleuten günstiges Wohnen, wenn sie eine Familie gründen und bis sie sich ein eigenes Haus leisten können. Im Betrieb selbst steht den Angestellten ein eigenes Personalrestaurant zur Verfügung. Es ist während der Znünipause bedient. Häufig wird es auch für kleinere und grössere Anlässe benützt.

Von Beginn an legte die Firma Lüthi grossen Wert auf die Lehrlingsausbildung. Grund für dieses Engagement ist die Überzeugung, dass auf dem Arbeitsmarkt nur gute Fachleute zu finden sind, wenn diese durch die Betriebe ausgebildet werden. Das durch die Berufslehre gewonnene Fachwissen gehört zum wertvollsten Rohstoff, den die Schweiz im internationalen Wettbewerb zu bieten hat. Das heutige Kader der zweiten Generation bei Lüthi-Aufzüge setzt sich denn auch ganz aus ehemaligen Lehrlingen zusammen: Hans Friedli (Verkauf und Entwicklung), Ulrich von Wartburg (Betriebsleiter und Abnahmetechnik) und Andreas Morgenthaler (Service- und Störungstechnik). Den ersten Lehrling bildete die Firma Lüthi bereits 1959 aus. Seither haben 70 Lehrlinge in Lindenholz ihr berufliches Rüstzeug geholt. Lüthi-Aufzüge bietet folgende Lehrberufe an: Polymechaniker (früher Mechaniker), Anlage- und Apparatebauer (früher Konstruktionsschlosser) und Konstrukteur (früher Maschinenzeichner).

Die zweite Generation

Béatrice Lüthi (geb. 1964), die jüngere Tochter von Friedrich und Bluette Lüthi, wuchs praktisch von Kindsbeinen an im elterlichen Betrieb auf. Bereits während ihrer Schulzeit verdiente sie sich mit Hilfsarbeiten ein Taschengeld. Später, als sie die Handelsschule besuchte und sich an der Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschule in Neuchâtel zur Betriebsökonomin weiterbildete, arbeitete sie immer wieder im Betrieb. Danach folgten drei Jahre als Sachbearbeiterin für den Export nach Osteuropa bei Schindler Aufzüge in Ebikon. 1995 trat sie ganz in den Betrieb in Lindenholz ein. Sie wurde Mitglied der Geschäftsleitung und absolvierte noch einen Grundkurs für Mechanikerlehrlinge bei Swissmechanic, ver-



Das Kader von Lüthi-Aufzüge im Januar 2005 (v. l. Andreas Morgenthaler, Béatrice und Friedrich Lüthi, Hans Friedli und Ulrich von Wartburg

 \langle

Die Belegschaft von Lüthi-Aufzüge im Jahr 2007 nach Dienstjahren (von links oben nach rechts unten): Friedrich Lüthi, Fritz Morgenthaler, Otto Lüthi, Fritz Haussener, Hans Iseli, Kurt Jenni, Fritz Kramer, Fritz Ryser, Ulrich Minder.

Hans Baumgartner, Margrit Meier, Hansjörg Ryser, Hans Rudolf Herrmann, Stjepan Hudek, Bruno Wittwer, Hans Friedli, Fritz Zaugg, Eric Rossier.

Franz Josef Bärtschi, Thomas Leu, Andreas Reber, Hansulrich Kölliker, Fritz Haldimann, Andreas Schär, Tanja Brechbühl-Zaugg, Ueli von Wartburg, Béatrice Lüthi. Ursula Leibundgut, Martin Sommer, Walter Minder, Jörg Haenni, Matthias Schärer, Ludwig Marolf, René Müller, Daniel Caminada, Peter Wüthrich.

René Rossier, Hanspeter Jost, Otto Läng, Armin Staub, Adrian Frey, Andreas Morgenthaler, Peter Häusler, Bernadette Studer, Marco Tschanz.

Lirim Ramiqi, Martin Mumenthaler, Raphael Stuker, Jan Weyermann, Daniel Röthlisberger, Fabio Nobs, Dominik Kurth, Thomas Berchtold.



schiedene Praktika auf Montage und Serviceeinsätze. Zwei Jahre später verkaufte ihr der Vater den Betrieb. 2000 zog er sich offiziell aus dem Tagesgeschäft zurück. Die Übergabe wurde im Zelt des Zirkus Monti mit 330 geladenen Gästen gefeiert.

Béatrice Lüthi führt einen Betrieb, der in einer ausgesprochen von Männern dominierten Branche tätig ist. Von den über 50 Mitarbeitenden sind gegenwärtig bloss fünf Frauen, ausserhalb der Administration sogar bloss eine einzige. Grosse Möglichkeiten, dies zu ändern, sieht sie nicht, denn Liftmonteur ist ein Beruf, in dem trotz aller modernen Hilfsmittel häufig sehr viel Kraft verlangt wird. Deshalb wird er praktisch ausschliesslich von Männern ausgeübt.

Die Aufzugsverordnung 1999, mit der die Schweiz die Normen der CEN-Länder (Comité européen de normalisation) übernahm, auferlegte der Branche strengere Vorschriften über die Anlagen und die abzugebende Dokumentation. Lüthi-Aufzüge reagierte darauf, indem sie 2000 ihr Qualitätsmanagement nach der ISO-Norm 9001 zertifizieren liess. Zwei Jahre später erlangte sie vom TÜV Süddeutschland in München die Zertifizierung nach Anhang 9 der Aufzugsverordnung. Diese bürgt für eine



Warenaufzüge in besonderen Dimensionen – hier derjenige bei Service Company in Oberbipp – sind optisch weniger auffällig als Personenlifte in Glas und Metall. Sie gehören aber ebenfalls zu den Spezialitäten von Lüthi-Aufzüge. umfassende Qualitätssicherung. Sie ist ein Muss für jede Aufzugsfirma, die sich die Selbständigkeit und Flexibilität bewahren will. Das will Lüthi-Aufzüge: Statt wie viele Mitbewerber nur noch baumustergeprüfte Komponenten oder ganze Aufzüge ab der Stange einzukaufen, setzt sie auf Eigenentwicklungen und Unabhängigkeit mit einer möglichst grossen Fertigungstiefe. Sie will damit flexibler sein als die Konkurrenz, nicht nur bezüglich des Produktes, sondern auch des Termins. Jedes selber produzierte Teil verringert das nötige Lager an Ersatzteilen und die Ab-

hängigkeit von Fremdfirmen, und es verbessert den Kundendienst, wenn eine Störung behoben werden muss.

Mit der 2004/2005 erfolgten Zertifizierung für die Herstellung von Sicherheitsbauteilen nach Anhang 7 der Aufzugsverordnung kann Lüthi-Aufzüge trotz erhöhter Anforderungen weiterhin ihre eigenen Türsysteme bauen und so flexibel auf die Marktbedürfnisse eingehen. Trotzdem erschweren die Euro-Normen die Eigenentwicklung von Komponenten: Diese dürfen nicht mehr selbst typengeprüft werden. Neu muss dies bei einer unabhängigen Prüfstelle geschehen – bei Lüthi in der Regel bei TÜV Süddeutschland. Da dies jedoch mit hohen Kosten verbunden ist, rechnet sich eine Neuentwicklung nur, wenn auch gewisse Stückzahlen erreicht werden.

Die Stärke der Firma sieht auch Beatrice Lüthi in einer Nischenpolitik. Alles, was ausserhalb der Standards liegt, ist für die Liftbauer aus Lindenholz erst recht interessant, während sich ihre grossen Konkurrenten vor allem auf Standardprodukte konzentrieren, die in Grossserien produziert werden können. Bei Lüthi erhält der Kunde eine individuelle Beratung und Bedienung, die auf seine Bedürfnisse eingeht. Lüthi baut ihm den Aufzug, den er braucht und will, und nicht, was für den Hersteller gerade am einfachsten ist – alles nach der Devise «Klein, aber fein».

Damit sichert Lüthi-Aufzüge Arbeitsplätze in der Region.

Fine seltene Ausnahme in der Medienlandschaft

Seit 1958 erscheint mit schöner Regelmässigkeit immer im November das «Jahrbuch des Oberaargaus». Eine ähnliche Konstanz während der letzten 50 Jahre war in der Medienwelt nicht auszumachen. Sie büsste viel von ihrer früheren Vielfalt ein. Durch das Aufkommen der Fernsehwerbung und die Entfaltung des Boulevardjournalismus verlor gar manche kleinere Zeitung ihre Existenzgrundlage. So musste u. a. der während 126 Jahren dreimal wöchentlich erschienene «Oberaargauer» sich 1967 aus dem Blätterwald verabschieden. Und seit 1974 ist auch das inzwischen bald 150-jährige «Langenthaler Tagblatt» nur noch ein Kopfblatt der «Solothurner Zeitung».

Das «Jahrbuch des Oberaargaus» hingegen hat seine Eigenständigkeit bewahrt. Jede Jahrbuch-Ausgabe ermöglicht erneut vielfältige Einblicke in unseren Lebensraum zwischen Jura und Napf. Dank ehrenamtlichem Einsatz der Redaktion und der vielen Autoren darf sich die treue Leserschaft jedes Jahr auf ein inhaltlich wertvolles und leserfreundlich gestaltetes Buch freuen.

Schön wär's, wenn noch mehr Leser die Leistung dieser Idealisten zu honorieren wüssten.

Rudolf Wirth, Geschäftsführer Merkur Druck AG 1982–2001, Langenthal

Weisse Pracht – weisse Last

Die ungewöhnlichen Schneefälle vom 4. und 5. März 2006

Herbert Rentsch

Schnee im März. Dies ist im Schweizer Mittelland nichts Ungewöhnliches. Ende Winter kann sich auch in tieferen Lagen eine geschlossene Schneedecke bilden, die noch einige Zeit liegen bleibt. Was jedoch am Wochenende vom 4. und 5. März 2006 geschah, ist sehr selten. Damals schneite es in der Schweiz im Gebiet zwischen dem Oberaargau und dem Kanton St. Gallen so ausgiebig, wie es im Unterland selbst im tiefsten Winter kaum je geschieht. Die Schneemenge und das Fallholz in den Wäldern machten viele Strassen- und Bahnverbindungen unpassierbar, liessen den Verkehr stocken oder gar zum Erliegen kommen.

Eine ungewöhnliche Wetterlage

Speziell war die Situation vor allem in der nördlichen Hälfte des Oberaargaus, zwischen Seeberg und Wynau, Niederbipp und Melchnau. Die Temperatur lag dort gerade so tief, dass es noch schneite, doch es war feuchter, schwerer Schnee. Bereits westlich von Seeberg fiel am Samstag, 4. März, noch lange Regen, es begann dort deutlich später zu schneien. In Bern regnete es am Samstagabend noch, als es im Oberaargau schon seit acht Stunden geschneit hatte. Erst am Abend begann es auch zwischen Kirchberg und Bern zu schneien, doch die gesamte Schneemenge erreichte bei weitem nicht diejenige im Oberaargau. Die Wetterlage wurde von Meteo Schweiz folgendermassen beschrieben: «Die Schneefälle, welche am Samstagmorgen früh einsetzten, blieben bis Sonntag früh sehr intensiv. Verantwortlich dafür war eine Luftmassengrenze, die während etwa 36 Stunden nahezu ortsfest über der Alpennordseite blieb. Sie markierte eine sehr scharfe Grenze zwischen

Ruhe auf der Kantonsstrasse zwischen Herzogenbuchsee und Bützberg. Im Badwald liegen Dutzende von Bäumen auf der Fahrbahn. Foto Verfasser



der aus Nordosten bis zum Mittelland vorstossenden Kaltluft und der bis zur Westschweiz liegenden milderen Luft. Diese beiden Luftmassen lieferten sich dabei über der Schweiz einen richtigen Kampf. Am Samstagnachmittag blies der 6 bis 8 Grad milde Südwestwind noch bis zum Neuenburgersee mit voller Kraft, während östlich von Bern eine deutlich kältere Bise blies. Gegen Samstagabend setzte sich dann die kältere Luft zunehmend auch im westlichen Mittelland sowie in den Alpentälern durch. So fiel ein Teil der grossen Niederschläge in der westlichen Landeshälfte in Form von Regen, so dass dort die Schneemengen im Vergleich zur Nord- und Ostschweiz bescheiden blieben.»

Die ungewöhnliche Wetterentwicklung am Wochenende vom 4. und 5. März begann im Oberaargau am Samstagvormittag. Der anhaltende Regen ging – je nach Höhenlage – etwa zwischen 8.30 und 9.30 Uhr in Schnee über. Dieser setzte sich sofort fest, und bald waren Landschaft, Hausdächer und Strassen schneebedeckt. Etwa um 11 Uhr ereignete sich im Wald zwischen Oberönz und Seeberg ein Verkehrsunfall. Ein Auto kam auf der glitschigen Strasse ins Rutschen und prallte in einen Baum. Die Lenkerin wurde dabei so schwer verletzt, dass sie starb. Zu dieser Zeit lag noch nicht allzu viel Schnee auf der Strasse, da es erst seit rund anderthalb Stunden geschneit hatte.

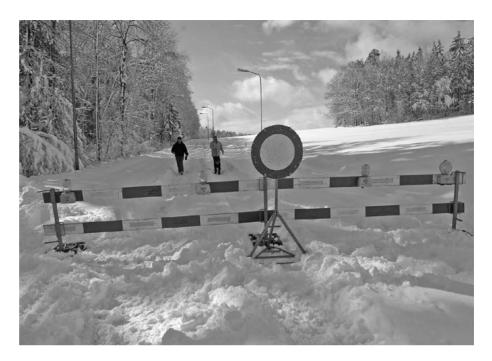


Rotwald, Strasse Obersteckholz– Melchnau. Foto Verfasser

Im Oberaargau war Fasnachtszeit. Am Nachmittag starteten die ersten Umzüge, so in Herzogenbuchsee, Roggwil, Aarwangen und Niederbipp. Es schneite zwar, weil aber der Schnee noch nicht hoch lag, konnten die Umzüge ohne Probleme durchgeführt werden. Die Situation auf den Strassen wurde im Verlauf des Nachmittags jedoch immer prekärer, da es ununterbrochen weiterschneite. Die Räumungsequipen wurden der Schneemenge fast nicht mehr Herr, kaum war der Pflug durchgefahren, zeigte sich die Fahrbahn schon wieder schneebedeckt. Gegen Abend lagen im Oberaargau bereits gut 20 Zentimeter Neuschnee. Und es schneite weiter.

Verkehrschaos wegen Schnee und gestürzter Bäume

Gegen 18 Uhr fielen in den Wäldern die ersten Bäume. Die Last des Schnees war zu gross geworden, so dass Äste brachen und Stämme splitterten. Eine Rolle gespielt haben dürfte dabei auch der Frost im Monat Januar. Damals lagen die Temperaturen wochenlang unter null Grad, Tümpel und Seen waren gefroren. Im Oberaargau waren der Burgäschisee, der Inkwilersee und das Torfseeli bei Bleienbach mit einer dicken Eisschicht bedeckt, Eislaufen war überall möglich. Der Januarfrost liess auch das Wasser in den Bäumen gefrieren, womit diese hart und glasig wurden. Nicht ausgeschlossen, dass die Stämme unter der schweren Schneelast deshalb eher brachen. Feuerwehren und Holzerequipen begannen Bäume, die über Strassen gefallen waren, zu räumen. Doch schon bald wurde die Gefahr zu gross. Immer mehr Bäume krachten zu Boden. Die Menschen mussten sich aus Sicherheitsgründen zurückziehen. In den Wäldern lagen am Abend bereits dutzendweise Bäume, und es kamen immer mehr dazu. Die Strassen, die durch Waldgebiete führen, waren unpassierbar und mussten gesperrt werden. Kein Durchkommen gab es unter anderem auf den Strecken Seeberg-Oberönz, Herzogenbuchsee-Bützberg, Röthenbach-Wangen, Langenthal-Aarwangen, Langenthal-St. Urban und Langenthal-Melchnau. Bannwil war von der Umwelt abgeschnitten, da alle Zufahrten durch Wälder führen. Eine Fasnachtsclique aus Langenthal, die zum Essen dort weilte, musste die Nacht in Bannwil verbringen. Die Situation spitzte sich je länger je mehr zu. Hatten am Nachmittag noch die verschiedenen WerkSpaziergänger auf der gesperrten Hauptstrasse zwischen Langenthal und St. Urban. Foto Urs Lindt



höfe, Feuerwehren und Burgergemeinden einzeln operiert, wurden am Abend die Einsätze koordiniert und von den Bezirksführungsstäben in den Amtsbezirken Aarwangen und Wangen je zentral geleitet.

Prekär war besonders die Verkehrssituation. Autos kamen ins Schleudern, Räder drehten durch. Wegen bedeckter Fahrbahnen und des Schneetreibens konnte nur im Schritttempo gefahren werden. Es gab kaum mehr durchgehende Hauptachsen, weiträumige Umleitungen wurden nötig. Überall, wo Strassen gesperrt waren, mussten die Sperren wegen der Gefahr in den Wäldern personell besetzt werden. Auf der Autobahn A1 herrschten chaotische Zustände. Etliche Fahrzeuge waren im Schnee stecken geblieben. Um die Staus zu meiden, verliessen viele Autofahrer die Autobahn bei Wangen. Doch auch dort war am späten Abend ein Weiterkommen fast unmöglich. Touristen auf der Heimfahrt aus den Sportferien, Menschen, die bereits Stunden im Auto verbracht und lange Irrfahrten hinter sich hatten, wollten nicht mehr weiter und suchten eine Unterkunft. Doch in Wangen war bald einmal kein Zimmer mehr zu haben. Etwa um 23 Uhr, der gesamte Gemeinderat war an der Fasnacht, erfuhr der regionale Führungsstab im Aarestädtchen von der Not der gestrandeten Automobilisten. Sofort wurden Unterkünfte geFallholz bedeckt die Strasse Niederbipp–Aarwangen. Im Oberaargau mussten die Forstdienste Hunderte von Bäumen wegräumen. Foto Oliver Menge



sucht. Und ganz spontan meldeten sich Freiwillige, welche den Menschen aus Schweden, Holland, Deutschland und der Schweiz Schlafplätze anboten. Rund 50 Personen konnten so untergebracht werden, weitere 50 Frauen, Männer und Kinder konnten in der Zivilschutzanlage und im Salzhaus auf Matratzen schlafen. Auch in Thunstetten-Bützberg wurden Autofahrer, die nicht weiter konnten, einquartiert.

Der Schneefall hörte auch in der Nacht nicht auf. Am Sonntagmorgen, dem Fasnachtssonntag, erwachte der Oberaargau unter einer dicken, weissen Decke. 24 Stunden hatte es geschneit – ohne Unterbruch. In dieser Zeit waren um die 50 Zentimeter Schnee gefallen. Die Wälder durften weiterhin nicht betreten werden, zu grosse Baumsturzgefahr herrschte. Viele Strassenverbindungen waren unterbrochen, Bannwil war abgeschnitten, Melchnau mehrere Stunden ebenfalls. In etlichen Dörfern gab es keinen Strom, weil Leitungen von Bäumen getroffen worden waren. Überall beherrschten Menschen, die Schnee schaufelten, das Bild. Es gab aber auch anderes: Kinder, die schlittelten oder Schneehütten bauten, Langläufer mitten in Dörfern, Hunde, die im Schnee umhertollten.

Fasnacht in Langenthal. Der Umzug vom Sonntag wurde abgesagt. Die Fasnächtler waren trotzdem auf der Strasse, bildeten spontane Züge, präsentierten die Wagen und gaben Platzkonzerte. Foto Urs Lindt



Kein Fasnachtsumzug

In Langenthal stand eine Frage im Vordergrund: Kann am Nachmittag der Fasnachtsumzug durchgeführt werden? Auf Anraten des Krisenstabes der Stadt fasste das Fasnachts-OK den Entschluss, den Umzug abzusagen. Die Umzugsroute war zwar weitgehend vom Schnee geräumt, doch Gefahr drohte von Astabbrüchen oder Dachrutschen. Und es wäre unmöglich gewesen, auch die Parkplätze freizubekommen. Zudem befürchtete man ein Chaos, wenn Hunderte von Autos nach Langenthal hätten fahren wollen, auf Strassen, die schneebedeckt und teils mit Eiskrusten belegt waren. Die Absage des Umzugs war ein Novum. Seit Bestehen der neueren Fasnacht hatte es dies noch nie gegeben. Die Langenthaler Fasnachtsgesellschaft musst damit die Umzugseinnahmen ans Bein streichen, das sind bei gutem Besuch jeweils rund 50000 Franken. Trotzdem lebte in Langenthal die Fasnacht. Die Wagencliquen stellten ihre Gefährte im Zentrum aus, die Guggenmusiken spielten an Ort und viele Fasnachtsbegeisterte genossen die Stimmung und die Sujets bei einem Rundgang durch die Stadt. Auch in anderen Orten wurde der Fasnachtsumzug abgesagt oder nur in stark verkürzter Form durchgeführt.

Die Schneelast war zu gross: eingestürztes Haus in Graben. Foto Oliver Menge



Kritisch war die Lage für etliche Gebäude. Wegen der grossen Menge schweren Schnees kamen Zweifel auf, ob die Statik der Dächer ausreichen würde. Erst zwei Monate zuvor war in Bad Reichenhall (D) das Dach einer Eis- und Schwimmhalle eingestürzt und hatte Tote und Verletzte gefordert. Deswegen hellhörig geworden, reagierten die Behörden in Herzogenbuchsee: Die Sporthalle und das Hallenbad wurden aus Sicherheitsgründen geschlossen. An mehreren Orten wurden Hausdächer wegen Einsturzgefahr vom Schnee befreit. Abgesehen von den umgestürzten Bäumen in den Wäldern blieb der Sachschaden des Schneefalls jedoch relativ tief. Es gab von gefallenen Bäumen getroffene Autos, so zum Beispiel in Langenthal. In Melchnau war ein Autounterstand der Firma Lantal von einem Baum getroffen worden, der sich vom dahinterliegenden Sandsteinfelsen gelöst hatte. Vier Firmenautos erlitten dabei Totalschaden. Und bei Räumungsarbeiten geriet ebenfalls in Melchnau ein Unimog mit Pflug ins Rutschen und überschlug sich: Totalschaden. Zwei Tage nach den Schneefällen stürzte in Graben das Dach eines unbewohnten Hauses unter der Schneelast ein. Von solchen Schäden abgesehen, hatte es aber keine grösseren Zerstörungen gegeben. Meteo Schweiz bewertete das Ereignis – aus schweizerischer Sicht – klimatologisch folgendermassen: «Die leicht über der Innenstadt lie-



Haufenweise Schnee – und seltene Bilder wie hier das eingeschneite Auto. Foto Urs Lindt

gende Messstelle von Zürich verzeichnete 54 cm Neuschnee. Dies ist der höchste 24-stündige Neuschneezuwachs seit Beginn der Messungen 1931. Auch die Gesamtschneehöhe von 55 cm wurde seit Messbeginn mit 58 cm lediglich zweimal am 11. März 1931 und am 5. Februar 1952 überboten. In Basel fielen innert 24 Stunden 49 cm Schnee, was einem neuen Rekord seit Messbeginn 1931 gleichkommt. Bei einer Gesamtschneehöhe von 50 cm lag in Basel lediglich am 11. März 1931 noch mehr Schnee, nämlich 55 cm. Ausserordentlich hohe Schneemengen wurden auch aus der ganzen Ostschweiz bis zum Bodensee und St. Gallen gemeldet. Die Messstelle von St. Gallen meldete am Sonntagmorgen eine Schneedicke von 65 cm. 60 cm davon fielen allein innert 24 Stunden, wodurch der bisherige 24-stündige Höchstwert von 40 cm vom 4. Februar 1941 deutlich übertroffen wurde.

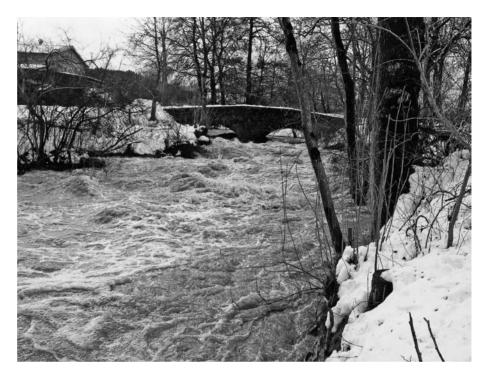
Die sehr grossen Schneemassen verursachten nicht nur im Verkehr grosse Probleme. Da der Schnee bis zum Samstagabend zum Teil recht feucht und damit schwer war, blieb die ganze Schneeschicht auf den Bäumen, welche da und dort unter der Last umstürzten.»

Hochwasser – die Langete fast in der Stadt

In den Tagen nach dem Schneefall war Räumen angesagt. Die Angestellten der Gemeindebetriebe schafften Schnee weg. Die Räumung war insofern wichtig, weil Tauwetter und Regenfälle angesagt waren. Dies konnte zu Überschwemmungen führen, wenn Schächte und Abläufe nicht frei waren. In den Wäldern rückten Holzerequipen den über die Strassen gestürzten Bäumen zu Leibe. Einige der gesperrten Verbindungen konnten trotzdem erst am Montag oder gar am Dienstag für den Verkehr freigegeben werden, weil auf einzelnen Strassenabschnitten bis zu 50 Bäume lagen. Tatsächlich begann es in der Nacht auf den 9. März zu regnen. Die ausgiebigen Niederschläge und der schmelzende Schnee führten wie befürchtet zu Hochwasser in Bächen und Flüssen. An verschiedenen Orten traten Bäche übers Ufer, und das Wasser floss über die schneebedeckten Wiesen. Viel Wasser gab es in Bollodingen und Oberönz, wo die Oenz weite Gebiete überflutete und zum Teil durch Häuser floss. Grössere Schäden verursachte das Hochwasser jedoch nicht.

Einen hohen Wasserstand verzeichnete auch die Langete. Der grössere

Hochwasser nach den Schneefällen: Die Langete bei Madiswil am 9. März als reissender Fluss. Foto Verfasser



Teil des Wassers floss unterhalb Madiswil zwar in den Entlastungsstollen, in dem ein Höchststand verzeichnet wurde. Doch auch flussabwärts kam durch Seitenbäche viel Wasser dazu, womit das Bett der Langete in Langenthal bis zum Rand anschwoll. Beim Durchlass unter dem Choufhüsi drohten sich die Wassermassen zu stauen. Deshalb bereitete der Werkhof den Notablass durch die Stadt vor: Die Aussenbretter der Schleuse beim Choufhüsi wurden entfernt, die Einläufe für den unterirdischen Abfluss beim Bahnhof geöffnet und die Bretterwand beim Hotel Bären in der Unteren Marktgasse aufgestellt. Die Passanten staunten und fragten ungläubig: «Chunnt d'Langete?». «Vielleicht», erhielten sie von den Werkhofangestellten zur Antwort. Es kam allerdings nicht dazu. Der Pegelstand der Langete ging rasch zurück, so dass die Schleuse nicht geöffnet werden musste. Die Vorbereitungen für den Notablass der Langete waren seit Jahren nie mehr getroffen worden. Im Dezember 1991 war die Langete zum letzten Mal durch die Stadt geflossen, danach verhinderte es der Entlastungsstollen. Was im März 2006 kaum jemand gedacht hätte: Ein gutes Jahr später, am 21. Juni 2007, schwoll die Langete nach schweren Regenfällen eines morgendlichen Gewitters zwischen Kleindietwil und Lotzwil plötzlich derart stark an, dass sie beim Leuebrüggli in Langenthal überschwappte und beim Choufhüsi durch die Schleusenbretter drückte. Kurz darauf öffnete der Werkhof die Schleuse und es kam zum ersten Notablass seit mehr als 15 Jahren – zur Freude der Bevölkerung, die das Spektakel sichtlich genoss.

Grosse Schäden im Wald

Die Wassermassen vom 9. März 2006 flossen bald einmal ab und es herrschten an den meisten Orten bald wieder einigermassen normale Zustände. Gar nicht normal war die Lage in den Wäldern. Hunderte von Bäumen lagen zwischen Niederbipp und Seeberg und von Wangen bis Melchnau auf dem schneebedeckten Boden. Es waren andere Bilder als nach dem Sturm Lothar vom 26. Dezember 2000. Hatte der Wind damals flächenmässig Bäume entwurzelt, so lagen nun Stämme und Äste in vielen kleineren Abschnitten am Boden. Alle paar Schritte wurde wieder eine Stelle mit Fallholz sichtbar. Oft waren Bäume auf halber Höhe zersplittert, die geborstenen Holzflächen schimmerten hell durch den Wald. Das zersplitterte Holz bereitete den Waldbesitzern Sorge, denn solche Stämme konnten nur noch als Abfall-, Brenn- oder Spanplattenholz verkauft werden.

In den ersten Tagen und Wochen konnte kaum geholzt werden, weil noch zu viel Schnee lag. Später begann die Holzerei, meist mit zugemieteten Vollerntern, denn die Arbeiten hätten sonst zu lange gedauert. Private Waldbesitzer mit kleinen Flächen konnten sich Grosseinsätze nicht leisten, mussten deshalb teils monatelang holzen und wegräumen. Allzu lange durfte die Holzerei allerdings nicht dauern, denn es drohte der Borkenkäfer. Würde dieser genug Fallholz vorfinden, könnte er sich übermässig vermehren, fürchteten die Förster. Gemäss Angaben der Waldabteilung 6 Burgdorf-Oberaargau, lag im Oberaargau knapp ein Drittel der gesamten üblichen Jahresnutzung am Boden. Rund 30 000 Kubikmeter Holz waren im Oberaargau gesamthaft beim Schneefall umgestürzt. Und weil viele Bäume zersplittert waren, gab es daraus Holz minderer Qualität. Viele Waldbesitzer erlitten starke finanzielle Einbussen. Die Schneefälle von 24 Stunden hatten damit die Forstwirtschaft im Oberaargau am stärksten getroffen.

Vom Grossvater – und aus der Altpapiersammlung

Das Jahrbuch des Oberaargaus feiert sein 50-jähriges Bestehen. Was vor 50 Jahren ein kleiner Kreis geschichts-, kultur- und heimatkundlich interessierter Freunde begonnen haben, erweist sich heute als ein wertvoller und nicht mehr wegzudenkender fester Bestandteil in der Geschichtsforschung, im kulturellen Leben und in der Heimatkunde des Oberaargaus. Das Jahrbuch ist für mich einerseits eine Erinnerung an meinen Grossvater, anderseits bedeuten diese Bücher für mich wertvolle Quellen zu meiner eigenen Arbeit über die Geschichte der Familien Leuenberger von Leimiswil und die Mühle Lindenholz.

Mein Grossvater, ca. 1963–1978 Hauswart in der Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen in Herzogenbuchsee, erhielt jeweils zum Jahreswechsel vom damaligen Direktor, Herrn Schaffer, das Jahrbuch. Ich ging in die 5. Klasse, als meine Grossmutter einige Bücher wegschmeissen wollte. Auf jeden Fall habe ich mir diese angeschaut. Ich fand in diesen Büchern das, was mir die Schule nicht bieten konnte, nämlich Geschichte über mein Dorf und meine Heimat. Von da an erhielt ich jeweils zum Jahresende von meinem Grossvater bis zu seiner Pensionierung das Jahrbuch.

Wenn wir in der Primarschule Langenthal jeweils Altpapier sammelten, durchsuchte ich verdächtige Zeitungsbündel nach Jahrbüchern – und ich wurde oft fündig. Heute präsentiert sich auf meinem Bücherregal die komplette Sammlung dieser Bücher. In den letzten 20 Jahren lernte ich einige interessante Mitarbeiter wie Karl Stettler, Otto Holenweg, Simon Kuert und Max Jufer kennen.

Ich freue mich, auf diesem Weg der Redaktion und allen Mitarbeitenden, die in den verflossenen Jahren während unzähligen ehrenamtlichen Stunden einen bedeutenden und wertvollen Beitrag zur Geschichte und Heimatkunde des Oberaargaus leisteten, meine herzlichste Gratulation und all meine guten Wünsche zu überbringen.

Stephan Leuenberger-Zingg, Schliern bei Köniz

Neuerscheinungen



Jörg Baumann: kurz und bündig. Verlag Merkur Druck AG, Langenthal, 2006. ISBN 3-9070-1286-9, 144 Seiten

Im Jahr 2000 übergab Jörg Baumann die Geschäftsleitung der création baumann AG seinem Sohn Philippe. Als Verwaltungsratspräsident blieb er mit der Firma verbunden. Diese Verbundenheit mit dem Geschäftsleben spürt man auf Schritt und Tritt in Jörg Baumanns erstem Buch. Es ist eine Sammlung von Ideen und Gedanken, die er während der langen Zeit seines Wirkens im Geschäft und in der Öffentlichkeit gesammelt hat. Nun hat er sie zu Texten verarbeitet. «Kurz und bündig» heisst die Sammlung. Kurz und bündig sind die einzelnen Aufsätze denn auch gefasst. Um sich zu Themen wie «Angst», «Führungsstil» oder «Visionen» zu äussern, braucht Baumann kaum mehr als zwei Druckseiten. Insgesamt finden sich in dem Buch 68 kleine Kapitel. Es tut nicht nur Führungspersönlichkeiten in der Wirtschaft gut, sich täglich ein Kapitel vorzunehmen, um sich für den Tag mit den Gedanken eines erfahrenen Patrons und weitblickenden Menschen zu rüsten. Eine Kostprobe: «Es gibt keine Regel, die allgemein besagt, wie Menschen zu optimaler Leistung motiviert werden können. Manche Mitarbeiter brauchen ständiges Lob, andere muss man dauernd tadeln, damit sie ihr Bestes geben. Die Kunst der Mitarbeiterführung besteht nun darin, von Fall zu Fall herauszufinden, welches Verhältnis zwischen Lob und Tadel angebracht ist.»

Simon Kuert



Rudolf Baumann: Narren, Spassmacher, Witzbolde. Witz und Humor im Abendland. Ott-Verlag, Bern, 2007; ISBN 978-3-7225-0060-7, 96 Seiten

Rudolf Baumann, der neue Leiter des Museums Langenthal, war vor seiner Pensionierung Kieferorthopäde und Erwachsenenbildner. In Langenthal wurde er vor allem bekannt durch den Aufbau seines Museums, des «Trummlehus», wo er seine während Jahrzehnten gesammelten Rhythmusinstrumente ausstellt. Anlass zum Schreiben des hier anzuzeigenden Buches gab dem ehemaligen Zahnarzt und heutigen Geschichtsstudenten vor allem sein langjähriges Mitwirken an der Langenthaler Fasnacht. Die Fasnacht hat denn im Buch auch einen besonderen Stellenwert. Eines der acht Kapitel ist ihr ganz gewidmet. Für Langenthaler und Oberaargauer ist dabei Baumanns neue Deutung der Herkunft der Langenthaler Bärenbanden und der ihr zugehörigen Figuren besonders lesenswert.

Neben der Fasnachtsgeschichte im Bernbiet erwartet den Leser in den übrigen Kapiteln des sorgfältig und aufschlussreich illustrierten Buches die Geschichte des Humors in den verschiedenen Zeitepochen der abendländischen Geschichte. Es beginnt bei den griechischen Komödien und führt über das Mittelalter zur Commedia dell'arte der Renaissance; über Bote, Münchhausen und Molière in die Zeit der Aufklärung, durchs 19. Jahrhundert mit Christian Morgenstern und endet schliesslich mit Trickfilm und Comics im 20. Jahrhundert. Auf Seite 90 fasst der Autor seine kurzweilige Darstellung in einem «Stammbaum der Spassmacher» zusammen.

Das Buch ist allen empfohlen, die sich beim Lesen einerseits amüsieren, andererseits sich aber auch in einem besonderen Gebiet der Geschichtswissenschaft weiterbilden wollen.

Simon Kuert

Max Hari: Schauer; Sechsundsechzig Zeichnungen. Mit Texten von Peter F. Althaus und Pedro Lenz. Herausgeber Kantonale Kommission für Kunst und Architektur des Kantons Bern, Verlag Edition Haus Am Gern, 2006. ISBN 3-033-00859-X/978-3-033-00895-3.

Max Hari ist Preisträger der Kunstmonografien 2006 des Kantons Bern. Zu diesem Anlass ist die Sammlung von Holzkohlezeichnungen erschienen.







Wer sich auf die 66 ausgewählten Kohlezeichnungen von Hari einlässt, kommt nicht unberührt davon. Sie enthalten archetypische Formen, die unmittelbar ins Auge springen, wie auch kaum angedeutete zeichenhafte Darstellungen, die verschiedenste Interpretationen herausfordern. Sie sind selber vielschichtige Bilder, entstanden aus Empfindungen, rufen aber ebenso vielfältige Bilder und Empfindungen wach, wecken diese im Unterbewusstsein und regen an, die Wirklichkeit neu zu beurteilen. Die Darstellungen bewegen sich so subtil an der Grenze vom Expliziten und dem gewollt Subjektiven des Betrachters.

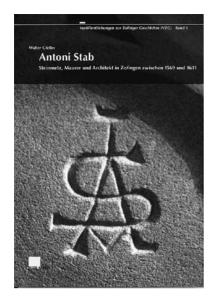
Die Kohlezeichnungen sind ergänzt mit Betrachtungen von Peter F. Althaus, dem ehemaligen Direktor des Kunstmuseums Luzern und der Kunsthalle Basel, sowie einem Gedicht von Pedro Lenz.

Peter F. Althaus beschäftigt sich in seinem Essay «Betrachtungen auf dem Rückweg ins elementare Sehen» intensiv mit den 66 Zeichnungen und ihrer Entstehung. Wie Max Hari in seiner Kunst befasst sich Althaus in seinem Text mit dem grundsätzlichen Problem der Wahrnehmung und der Zeitgebundenheit. Wir erfahren von unterschiedlichen und teils überraschenden Möglichkeiten, uns besonders mit den Zeichnungen von Hari, aber auch mit Kunst ganz allgemein auseinanderzusetzen.

Zu den Zeichnungen gehört auch ein Blatt mit einem feinen Gedicht von Pedro Lenz, das auf wenigen Zeilen die Zeichenkunst Haris in Worte kleidet.

Die Betrachtungen von Althaus und das Gedicht von Lenz sind nicht nur auf Deutsch, sondern zusätzlich auf Englisch und Chinesisch abgedruckt. Die chinesischen Zeichen wirken dabei in der dargestellten Art selber wie ein Bild. Damit will der Verlag seinen Respekt vor Max Haris Arbeit ausdrücken.

Alle Zeichnungen und die Texte sind in einer Auflage von 500 Exemplaren schwarzweiss auf Einzelblättern im Format 45 x 32 cm gedruckt. Die Loseblätter sind in einem mitgelieferten handgefertigten Schuber bestens aufbewahrt. Die einzelnen Zeichnungen können dabei herausgenommen und beispielsweise abwechselnd in Bilderrahmen aufgehängt werden.



Walter Gfeller: Antoni Stab. Steinmetz. Maurer und Architekt in Zofingen zwischen 1569 und 1611. Veröffentlichungen zur Zofinger Geschichte (VZG), Band 5. Verlag hier + jetzt, Baden 2006. ISBN 3-03919-032-6/978-3-03919-032-4, 194 Seiten

In seiner Lizentiatsarbeit hat Walter Gfeller seine jahrelangen Nachforschungen über den Zofinger Baumeister Antoni Stab – fassbar zwischen 1569 und 1611 – ausgewertet und zur Darstellung gebracht. Stab wirkte neben seiner Heimatstadt auch im Oberaargau. Von ihm stammen unter anderem die Kirche Aarwangen und das Pfarrhaus Niederbipp. Den Oberaargauer Teil veröffentlichte Gfeller im Jahrbuch des Oberaargaus 2005 (S. 92-118). Jetzt ist auch die ganze Arbeit in der Reihe «Veröffentlichungen zur Zofinger Geschichte» im Verlag hier + jetzt greifbar.

Jürg Rettenmund



Beat Gugger, Peter Geiser und Betty Ott (Hrsg): Erzählungen aus der Porzi. Menschen erinnern sich an die Porzellanfabrik Langenthal. Begleitheft der Sonderausstellung «Weisses Gold – Porzellan und Langenthal». Verlag Merkur Druck AG, Langenthal, 2006. ISBN 3-9070-1289-5. 58 Seiten

Im Rahmen der Sonderausstellung «Weisses Gold – Porzellan und Langenthal» vom 1. September 2006 bis 31. März 2007 veröffentlichte das Museum Langenthal ein interessantes Begleitheft mit zahlreichen auch künstlerisch wertvollen Fotos, die die verschiedenen Arbeitsstufen bei der Herstellung von Geschirr eindrücklich aufzeigen. Sie dokumentieren die Porzi in der Zeit zwischen 1920 und 1975. Der Schwerpunkt des Heftes bilden Interviews, welche die Ausstellungsmacher mit Persönlichkeiten führten, die in verschiedenen Funktionen in der Porzi arbeiteten (z.B. Porzellanmaler, Porzellandreher, technischer Direktor, Lehrer an den Porzellanmalerklassen, Schichtarbeiter und Lagerchef, Politiker). Erzählt werden persönliche Erinnerungen, Arbeitsprozesse, Geschichten aus dem Betriebsalltag oder auch Gerüchte und Mutmassungen, die man vom Hörensagen her kannte. Das Werk ist ein Muster für die heute in der Geschichtswissenschaft unter dem Begriff «oral history» praktizierte Methode der Aufarbeitung der unmittelbaren Vergangenheit.

Simon Kuert



Simon Kuert: Roggwil im Wandel der Zeit. Eine neue Roggwiler Chronik. Verfasst im Auftrag der Lanz-Kohler-Stiftung. Gemeindeverwaltung Roggwil, 2006. 1053 Seiten

1995 legte der Langenthaler Pfarrer Simon Kuert in seinem damaligen Wirkungskreis Madiswil eine Gemeindechronik vor (1200 Jahre Madiswil). Jetzt lässt er – auf einen Auftrag der Lanz-Kohler-Stiftung hin – eine zweite über Roggwil folgen. Das Seitenformat ist das gleiche geblieben, der Umfang aber ist von bereits stattlichen 660 auf über 1000 Seien angewachsen. Noch stärker auf Understatement setzt der auf den Titel in Hellgrün und Grau sowie ein kleines Wappen und Schriftzüge aus einer Urkunde beschränkte Umschlag. Der Inhalt in seiner Vielfalt und Tiefe jedoch entspricht durchaus den stattlichen 1,6 Kilo Gewicht des Buches. Die «neue Chronik» erscheint 170 Jahre nach der ersten von Johannes Glur und 70 Jahre nach der zweiten von Valentin Nüesch. Ihnen wird denn auch am Anfang ein eigenes Kapitel mit zwei Biografien gewidmet. Danach folgen die Kapitel ähnlich wie diejenigen der Madiswiler Chronik den Zeitepochen von der ersten Erwähnung, Besiedelung und Christianisierung über das Mittelalter bis zur Zeit der Reformation. Die Darstellung des Pfarrberichts von 1764 aus dem sonst vergleichsweise stiefmütterlich behandelten 18. Jahrhundert leitet über zur modernen Zeit seit der Helvetik von 1798–1803 mit dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbruch des 19. Jahrhunderts, von dem Roggwil als Industriedorf besonders betroffen war. Die Roggwiler Ereignisse werden dabei breit in die grossen Entwicklungslinien eingebettet, wobei den Besonderheiten immer wieder das nötige Gewicht beigemessen wird etwa dem Verhältnis zum nahen Kloster St. Urban oder zur Kirche Wynau, die Roggwil vergleichsweise lange, bis zum Bau des eigenen Gotteshauses 1664, seelsorgerisch betreute.

Für die Darstellung von Dorf und Gemeinde im 20. Jahrhundert standen Kuert eine ganze Reihe von Autoren zur Seite: Lorenz Affolter, Peter Geiser, Ernst Glur, Daniel Grob, Ernst Grütter, Doris Meyer, Paul Schüpbach, Elsbeth Steiner, Rudolf Steiner, Maja Scheidegger und Markus Zimmermann. Die Zugänge zu dieser jüngsten Vergangenheit sind abgerundet: Wirtschaft, Politik, Fürsorge- und Gesundheitswesen, Verund Entsorgung, Feuerwehr, Kirch- und Burgergemeinde, Schule, Vereine, Kultur, Sport und Tierwelt.

Einen ungewohnten Blickwinkel tragen Daniel Grob und Rudolf Steiner bei: Grob mit seinen episodenhaften Geschichten aus «R.». Steiner mit den zwischen die Kapitel eingeschobenen Farbfotos von Schülerinnen und Schülern, die er an verschiedenen Orten mit dem Rücken zur Kamera aufgenommen hat, als würden sie die Aussicht des Fotografen betrachten. Diese Bilder ergänzen die auch sonst reiche Illustration der Chronik.



Beat Lanz: Huttwil wie es einmal war. Alte Fotoansichten Band 3. Eigenverlag Huttwil 2006, 213 Seiten

Bereits zum dritten Mal legt der Hobbyfotograf und Postkartensammler Beat Lanz einen Band mit alten Ansichten seines Heimat- und Wohnortes Huttwil vor. Durch die beiden ersten Bände sind viele Huttwiler auf seine Sammeltätigkeit aufmerksam geworden und haben ihm ihre Karten- und Fotoalben zur Verfügung gestellt sowie das Abgebildete erläutert. Letzteres ist besonders wertvoll, dokumentiert es doch vieles, was nur mündlich überliefert ist und verloren geht, wenn auch diejenigen gestorben sind, die es noch von ihren Eltern oder Grosseltern erzählt bekommen haben.

Lanz lädt die Leser und Betrachter seines Buches zu einem Rundgang durch Huttwil ein, beginnend Gesamtansichten, weiter zu Häusern und Strassen, besonderen Ereignissen und Festen, zu Originalen und bekannten Gesichtern und Familien, zu Handwerkern und Bauern, Vereinen und Gesellschaften. Besondere Kapitel sind besonderen (farbigen) Ansichtskarten, der Eisenbahn und dem Quartier Allmend gewidmet. Lanz sammelt weiter alte Ansichten von Huttwil. Die Arbeiten für einen vierten Band sind bereits in vollem Ganz, wie er im Nachwort mitteilt.

Jürg Rettenmund



Neujahrsblatt 2006, Wangen an der Aare. Herausgeber: Museumsverein Wangen. 64 Seiten

Im diesjährigen Neujahrsblatt ruft der Museumsverein Wangen a.A. mit einem Bilderbogen noch einmal das 700-Jahr-Jubiläum des Aarestädtchens von 1957 in Erinnerung. Ehrengast beim offiziellen Festakt war damals der Berner Bundesrat Markus Feldmann. Während dreier Tage feierte das Aarestädtchen bei herrlichem Festwetter sein 700-jähriges Bestehen. Zweimal wurde auf dem Kasernenplatz ein vom Berner Christian Lerch inszeniertes Festspiel aufgeführt. Ein grosser Festumzug am Sonntag sowie ein Kinderumzug am Montag bildeten die Höhepunkte dieses einmaligen Festes. Erstmals dienten damals der Schlosskeller und die Chefibar als Festlokale.

Allzu gerne hätte der Museumsverein im Jubiläumsjahr 2007 sein Neujahrsblatt in einer Sonderausgabe über die 750 Jahre Geschichte von Wangen a.A. herausgegeben. Die enormen Kosten liessen dies jedoch nicht zu.

In einem weiteren ausführlichen Beitrag beschreibt der Wanger Markus Hählen die früheren Besitzverhältnisse im Oberaargau sowie Berns Aufstieg und Strategie im Oberaargau. Heinrich Rikli bereichert das Blatt mit einer Geschichte über Salz und Salzhaus bis zur Aufhebung der Salzlagerung im Jahre 1859.

Ein weiterer Beitrag, entnommen aus dem «Hinkenden Bot» von 1807, berichtet vom schweren Schiffsunglück auf der Aare in Wangen. Von Rudolf Schweizer-Gruner stammt ein Beitrag über einen Münzfund im «Buchli» vor 110 Jahren. Franz Schmitz widmet seinen Beitrag schliesslich der Bronzetafel zur Erinnerung an die Pontonier Bataillone 1, 2 und 3, welche sich oberhalb des klassischen Renaissance-Eingangs zum Treppenturm des Schlosses befindet.

Armin Leuenberger

Organisation der Jahrbuchvereinigung

Vorstand und Redaktion

Fischer Martin, Herzogenbuchsee, Präsident*
Binggeli Valentin, Bleienbach, Bildredaktion*
Gfeller Walter, Herzogenbuchsee
Ischi Markus, Langenthal
Jenzer Kathrin, Niederönz
Kuert Simon, Langenthal*
Lerch Martin, Langenthal
Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee, Geschäftsstelle*
Rentsch Herbert, Herzogenbuchsee*
Rettenmund Jürg, Huttwil, Präsident Redaktion*
Salvisberg Fredi, Wiedlisbach, Kassier*
Schärer Daniel, Schwarzenbach, Bildredaktion*
Wüthrich Renate, Langenthal, Sekretariat*

Die mit * bezeichneten Vorstandsmitglieder gehören der Redaktion an

Ehrenmitglieder

Binggeli Valentin, Bleienbach; Jufer Max, Langenthal; Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee; Meier Gerhard, Niederbipp; Moser Hans, Bützberg; Rettenmund Jürg, Huttwil; Salvisberg Fredi, Wiedlisbach

Einzelmitglieder

Aeberhard-Jordi Hansruedy und Marlies, Langenthal; Aebersold Franz, Bleienbach; Aebersold Walter, Thörigen; Aeschlimann Fredy, Wiedlisbach; Affolter Lorenz, Roggwil; Akermann-Bratschi Annemarie, Herzogenbuchsee; Allemann Werner, Wiedlisbach; Anderegg Minna, Wangen a.A.; Anliker Ueli, Langenthal; Aschwanden Rolf, Oberbipp; Augstburger Christine, Sumiswald

Baer Ernst, Langenthal; Balsiger Therese, Kleindietwil; Balsiger Hans, Herzogenbuchsee; Baumann Jörg, Langenthal; Baumann Rudolf, Roggwil; Baumberger Hans, Langenthal; Berchten Beat, Wiedlisbach; Berger W. und K., Bleienbach; Bernasconi August, Wyssachen; Bienz Willi, Langenthal; Birkner Christhard, Niederbipp; Bohner-

Ammann Ernst, Wiedlisbach; Böni Ruedi, Madiswil; Born-Greub Max, Lotzwil; Bracher Bernhard, Huttwil; Braun Dieter, Kleindietwil; Brotschi Peter, Niederbipp; Brunner Hans, Oberbipp; Bürgi-Adam Andreas, Wangen a.A.; Burkhard-Schaad Beatrice, Langenthal; Burkhardt Rosmarie, Huttwil; Bürki Fritz, Langenthal; Burri Erich, Langenthal; Bütschi Ernst, Niederbipp

Cartier Stefan, Niederönz; Cavin Marcel, Aarwangen; Christen Charles, Engelberg; Christen Paul, Langenthal

Dinkelmann Max, Kriens; Düby Theo, Langenthal

Eberhard Hans, Welschenrohr; Ehinger Peter und Sabine, Melchnau; Emmenegger André, Wiedlisbach

Fankhauser P. und A., Oschwand; Fankhauser-Trösch Rosmarie, Leimiswil; Felber Erika, Attiswil; Fischer Martin, Herzogenbuchsee; Flück Urs, Langenthal; Flückiger-Heid Adolf, Baden; Flury Walther, Langenthal; Furrer Martin, Wangen a.A.

Geiger Martin, Willisau; Geiser Peter, Langenthal; Geiser Peter R., Langenthal; Gerber Rudolf, Rumisberg; Gfeller Walter, Herzogenbuchsee; Glur Marianne, Roggwil; Graeter Paul, Seeberg; Graf Rudolf, Aarwangen; Graf Kurt, Huttwil; Graf Walter, Herzogenbuchsee; Gräub Niklaus, Madiswil; Greuter Fritz, Langenthal; Guthauser Hans, Bern

Häni Suzanne, Langenthal; Hänni Margret, Langenthal; Harder Brigitte, Aarwangen; Hari Max, Langenthal; Haudenschild Peter, Niederbipp; Heiniger Martin, Melchnau; Herrmann Samuel, Langenthal; Herzig Rosmarie, Langenthal; Hirter Rösli, Langenthal; Hofer Hans, Langenthal; Hofer-Schober H. und L., Wynau; Hofmann Beat, Madiswil; Hohl Jörg, Attiswil; Holenweg Kurt, Herzogenbuchsee; Horisberger Alfred, Bützberg; Huber Hans, Bleienbach; Huber Erika, Huttwil; Hug-Born Annemarie, Lotzwil

Indermühle Käthi, Bannwil; Ingold-Ingold Hans, Herzogenbuchsee; Ischi Markus, Langenthal; Ischi Walter, Oschwand

Jaussi Margret, Wangenried; Jenzer Herbert, Bützberg; Jenzer Kathrin, Niederönz; Jordi Hansruedi, Langenthal; Jordi Thomas, Bleienbach; Jörg-Hunziker Ulrich, Herzogenbuchsee; Jost Hans, Wangen a.A.

Käser Hans-Jürg, Langenthal; Käser Peter, Obersteckholz; Keller Margret, Langenthal; Kernen Walter, Wiedlisbach; Killer Peter, Olten; Kohler Emil, Basel; Kopp Walter, Langenthal; Kuert Hannes, Obersteckholz; Kuert Jakob, Aarwangen; Kuert Simon, Langenthal; Kurt Fred, Herzogenbuchsee; Kunz Heinz, Langenthal

Läderach Hansjörg, Aarwangen; Landolt Christoph, Langenthal; Lanz-Meyer Beat, Huttwil; Le Grand Verena, Langenthal; Lebdowicz Urs, Wangen a.A.; Leibundgut Christian, Kirchhofen (Deutschland); Lerch Martin, Langenthal; Leuenberger H., Pfeffingen; Leuenberger Hans-Ulrich, Wiedlisbach; Leuenberger Stephan, Schliern b. Köniz; Leuzinger Jürg, Madiswil; Liechti-Hasler Elisabeth, Burgdorf; Lienhard Martin, Bolken; Lindegger H.P., Niederönz; Löffel-Bühler Therese, Huttwil; Luder Lilo und Samuel, Langenthal; Lustenberger Josef, Langenthal; Lüthi Adrian, Burgdorf; Lüthi Kurt, Melchnau; Lyrenmann Max, Langenthal

Marty Lukas, Affoltern a.A.; Mathys-Neukomm E. und S., Huttwil; Mathys Madlen, Rütschelen; Matter Martin, Bern; Matter Käthi, Melchnau; Meyer Markus, Roggwil; Meyer-Zumstein Dora, Attiswil; Moor Rudolf, Schaffhausen; Mordasini Riccardo, Aar-

wangen; Morgenthaler Andreas, Melchnau; Moser Hans, Herzogenbuchsee; Müller Ernst, Langenthal; Multerer Thomas, Langenthal; Mumenthaler Paul, Huttwil

Näf René, Lotzwil; Nüesch Walter, Herzogenbuchsee; Nydegger Rolf, Herzogenbuchsee; Nyfeler Daniel, Luzern

Obrecht-Dürst Erika, Wiedlisbach; Ott Daniel, Bleienbach

Palm Alfred, Herzogenbuchsee; Pauli Heidi, Langenthal; Plüss Erwin, Oschwand; Probst Benedict, Langendorf; Pulfer-Kohler Hans, Herzogenbuchsee

Rentsch Herbert, Herzogenbuchsee; Richard Hans, Attiswil; Riser Fritz, Langenthal; Rösch Jakob, Melchnau; Roth Alfred, Burgdorf; Röthlisberger Christine, Bützberg; Rotschi Paul, Roggwil; Ruch Hans Ulrich, Merligen; Ruckstuhl Beat, Langenthal; Rytz Christoph, Thunstetten

Sägesser Bethli, Aarwangen; Salvisberg Hansrudolf, Bollodingen; Schaad Paul, Herzogenbuchsee; Schaffer Emil, Langenthal; Schär Beat, Aarwangen; Schärer Andreas, Langenthal; Schärer Daniel, Schwarzenbach; Schärer Markus, Utzenstorf; Schärer Simon, Seeberg; Scheidiger Hans, Langenthal; Schelbli Robert, Herzogenbuchsee; Schlup Christine, Niederbipp; Schmutz Friedrich, Bern; Schneeberger Alice, Utzenstorf; Schneeberger Ernst, Roggwil; Schneeberger Walter, Langenthal; Schneider Hedy, Herzogenbuchsee; Schönauer Dora, Langenthal; Schüpbach Rudolf, Lotzwil; Schüpbach Christian, Alten; Schüpbach Peter, Madiswil; Schwalm-Bomio Elena, Langenthal; Sidler Vreni, Unterengstringen; Siegenthaler Martin, Roggwil; Simon Senta, Herzogenbuchsee; Sinzig Ulrich, Langenthal; Sommer W.A., Langenthal; Sommer André, Langenthal; Stalder Peter, Aarwangen; Steffen Peter, Aarwangen; Steiner Andreas, Herzogenbuchsee; Steiner-Pfister Dora, Bern; Stirnimann Werner, Langenthal; Sutter Robert, Niederbipp; Sutter Werner, Langenthal

Tanner Christine, Burgdorf; Tanner Rolf, Melchnau; Tardent Emanuel, Langenthal; Trento-Matucci Bianca, Langenthal; Trösch-Mosimann Brigitta, Farnern; Tschan Richard, Wiedlisbach; Tschanz F.H., Bern

Urben-Staub Lotti, Inkwil

Voellmy Werner, Langenthal; Vogt Hanspeter, Aarwangen; von Ballmoos Rita, Rohrbachgraben

Waber Peter, Langenthal; Wächli Christine, Bleienbach; Weber Otto, Sumiswald; Wegmüller Samuel, Mattstetten; Weibel Eva, Niederönz; Wenger Hans, Herzogenbuchsee; Wenger Lukas, Rheinfelden (Deutschland); Widmer Dieter, Wanzwil; Widmer Heinz, Schwanden; Widmer Kurt, Aarwangen; Wiesmann Josef, Wangen a.A.; Wintenberger Peter, Langenthal; Wirth Rudolf, Langenthal; Wüthrich Renate, Langenthal; Wyler Peter, Langenthal; Wyssmann Hedy, Herzogenbuchsee; Wyssmann Werner, Derendingen

Zahnd Andreas, Erlach; Zaugg Urs, Oschwand; Zemp Robert, Aarwangen; Ziegelmüller Martin und Ruth, Vinelz; Zogg Bernhard, Langenthal; Zumstein Beat, Langenthal

Kollektivmitglieder

Bader AG Büro Design, Langenthal; Clientis Bank Huttwil, Huttwil; Berner Kantonalbank, Herzogenbuchsee; Clientis Bernerland Bank, Madiswil; Kuert Druck AG, Langenthal; Merkur Druck AG, Langenthal; Naturschutzverein Wiedlisbach und Umge-

bung, Wiedlisbach; onyx Energie Mittelland, Langenthal; Region Oberaargau, Langenthal; Rotary Club Langenthal, Langenthal

Gemeinden

Einwohnergemeinden Aarwangen; Attiswil; Bannwil; Berken; Bettenhausen; Bleienbach; Bollodingen; Busswil; Dürrenroth; Eriswil; Farnern; Gondiswil; Graben; Heimenhausen; Hermiswil; Herzogenbuchsee; Huttwil; Inkwil; Kleindietwil; Stadt Langenthal; Leimiswil; Lotzwil; Madiswil; Melchnau; Niederbipp; Niederönz; Oberbipp; Oberönz; Obersteckholz; Oeschenbach; Reisiswil; Roggwil; Rohrbach; Rohrbachgraben; Röthenbach; Rumisberg; Rütschelen; Schwarzhäusern; Seeberg; Thörigen; Thunstetten; Untersteckholz; Ursenbach; Walliswil-Wangen; Walliswil-Bipp; Wangenried; Wangen a.A.; Wanzwil; Wiedlisbach; Wolfisberg; Wynau

Kirchgemeinden Eriswil; Herzogenbuchsee; Lotzwil; Madiswil; Ursenbach Burgergemeinden Bleienbach; Farnern; Huttwil; Dorfburgergemeinde Madiswil; Oberönz; Ursenbach; Wynau